

Eschweger Geschichtsblätter

6/1995



Geschichtsverein Eschwege

Eschweger Geschichtsblätter

6/1995

Geschichtsverein Eschwege
im Verein für
Hessische Geschichte und Landeskunde

Inhalt

Klaus Döll: Evangelische Kirche im Dritten Reich _____	3
Karl Kollmann: Das Jahr 1933 in Eschwege _____	46
Anni Herzog: Die letzten Kriegswochen in Frieda _____	63
Herbert Fritsche: „Oh, Frau, alles kaputt...!“ Vor 50 Jahren: „Besiegt – besetzt – befreit“	83
Niklot Klüßendorf: Fundmünzen aus dem Opferstock von Waldkappel _____	104
Gerhard Seib: Eschwege-Souvenirs aus der Jahrhundertwende _____	117
York Egbert König/Karl Kollmann: „...ein sehr wohlfeiles Orgelwerk erhalten zu haben...“ Zum 150. Todestag des Eschweger Orgelbauers Eobanus Friedrich Krebaum	124
Ilse Gromes zum Gedenken _____	128
Veröffentlichungen aus dem Werra-Meißner-Kreis im Jahre 1994 _____	130
Veröffentlichungen aus den thüringischen Nachbarkreisen im Jahre 1994 _____	145
Mitteilungen aus dem Geschichtsverein Eschwege _____	154
Bildnachweis _____	158
Über die Autoren _____	159

Wir danken für die Unterstützung:

Ev. Kirchenkreis Eschwege
Historische Gesellschaft des Werralandes
Fa. Friedola, Gebr. Holzapfel,
Meinhard-Frieda
Sparkasse Werra-Meißner
Hessisches Kultusministerium, Wiesbaden

Impressum

Selbstverlag des Geschichtsvereins Eschwege
© 1995 Geschichtsverein Eschwege
Alle Rechte vorbehalten
Gesamtgestaltung:
Werbeagentur Rechl, 37281 Wanfried-Aue

Evangelische Kirche im Dritten Reich

Der Kirchenstreit im Kirchenkreis Eschwege

von Klaus Döll

Vorbemerkungen

Kreispfarrer Rudolf Clermont schreibt ein Jahr nach seiner Pensionierung zum 1. Mai 1937 unter dem Datum vom 28. Mai 1938 in der Chronik der Neustädter Kirche u.a.:
Über die seit 1933 eingetretene Wandlung jetzt schon zu berichten, wird sich nicht empfehlen; dazu sind die Angelegenheiten, die das kirchliche Leben betreffen, noch zu sehr im Fluß. Übrigens haben die Eschweger Kirchengemeinden in der Zeit seit 1933 bis zu meinem Abgang = 1. Mai 1937, keine besonderen Ereignisse oder Erschütterungen zu verzeichnen gehabt. Im ganzen ist es in der Stadt Eschwege ruhig zugegangen. Auch Spaltungen sind bis dahin nicht eingetreten. – Anders dagegen steht es im Kirchenkreis Eschwege. Hier wäre viel zu berichten über Röhrda und Datterode, wo die Versammlung der „Deutschen Christen“ mit all ihren Folgen stattfand zur Zeit, als Pfr. Theys¹ „Landesbischof“ war, ferner über Reichensachsen, dessen Pfarrer ins Gefängnis nach Eschwege gebracht wurde. Die Unruhen in Schwebda wären zu schildern zur Zeit von Pfarrer Wittekindt und nach seiner Versetzung. Die Pfarreiübergabe von Wanfried bei Versetzung von Pfarrer Rose mit ihren dramatischen Einzelheiten darf der Nachwelt nicht vorenthalten werden, auch nicht die Auseinandersetzung zwischen Kirchenvorstand und Pfarrer Herwig in Niddawitzhausen, sodann die Auflehnung des Vikars Herwig in Datterode gegen das Landeskirchenamt, das mit seiner Entlassung endete. Auch des Gegenkreispfarrers Uffelmann in Grebendorf wäre zu gedenken, der, noch nicht lange früh verstorben, mir immer bedauerndswert erschien und sich wohl in den

kirchlichen Kämpfen aufgerieben hat. Aber das sind alles Dinge, die den Kirchenkreis, nicht die Neustädter Gemeinde angehen...²

Clermont hat hier sehr präzise aufgelistet, an welchen Orten es im Kirchenkreis brannte.

Die folgende Darstellung versucht, in einem ersten Teil der Forderung Clermonts für die Region Niddawitzhausen – Reichensachsen – Datterode nachzukommen. Zwei weitere Teile werden die Vorgänge in Schwebda-Frieda und in Wanfried zum Thema haben. Der Schwerpunkt der Darlegungen liegt in dem Zeitraum Juni/Juli 1934 – November/Dezember 1935, als es in unserer Landeskirche zwei konkurrierende Kirchenleitungen gab. Zur Abrundung des Bildes jedoch blicken wir, wo es nötig erscheint, auch in den Zeitraum davor und danach. In vier Anhängen geben wir einen Einblick in deutschchristliche „Gottesfeiern und Lieder“ und teilen den Augen- und Ohrenzeugenbericht des damaligen Kreisjugendpfarrers Wintzer über die Vorgänge im Konfirmandenlager zu Abterode am 12. und 13. Juli 1935 mit. Ein dritter Anhang macht die „Mitteilungen der Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche, Berlin“, vom 21. Februar 1935 leicht zugänglich. Sie scheinen uns als Hintergrund für die Verhaftung Eichhöfers-Reichensachsen wichtig zu sein. Ein vierter Anhang schließlich macht mit den fatalen Aussagen der sog. „Godesberger Erklärung“ bekannt.³

Wer diese Ausführungen liest, wird mit vielen Einzelheiten konfrontiert. Darüber kann man leicht aus dem Auge verlieren, worum es damals eigentlich ging. Deswegen ist es angebracht, so kurz wie möglich und so lang wie nötig die wesentlichen Punkte vorweg darzulegen.

Am Vorabend des Dritten Reiches gab es in der Evangelischen Kirche verschiedene Gruppierungen. Sie alle waren sich in zwei Punkten einig: Sie lehnten das gegenwärtige Kirchentum ab und standen der nationalsozialistischen Bewegung positiv gegenüber. Das gilt für die „Jungreformatorische Bewegung“

genau so, wie für den im hessischen Raum existierenden „Loshäuser Kreis“. Das gilt aber eben auch für zwei weitere Gruppierungen, die wir unter dem Sammelbegriff „Deutsche Christen“ zusammenfassen. Die eine ist die 1927 gegründete „Kirchenbewegung Deutsche Christen (Nationalkirchliche Bewegung) in Thüringen“, die andere die „Glaubensbewegung Deutsche Christen“, die mit ihren „Richtlinien“ im Jahre 1932 an die Öffentlichkeit trat.

Die „Jungreformatorische Bewegung“ hatte die Theologie Luthers wiederentdeckt und in ihrem Gefolge die Bedeutung der Bekenntnisschriften der Reformationszeit neu schätzen gelernt. Sie vertrat eine Schriftauslegung, die das reformatorische Bekenntnis zwar nicht einfach repristinieren wollte. Aber ihr Anliegen war es nun doch, daß die Schriftauslegung in der Kirche dem Bekenntnis gemäß sein sollte. Für die „Jungreformatorische Bewegung“ und für alle, die sich von ihr neu zur Sache rufen ließen, entpuppten sich die „Deutschen Christen“ beider Richtungen mehr und mehr als Vertreter einer Theologie, der man von Schrift und Bekenntnis her Widerstand leisten zu müssen glaubte. Bei den Kirchenwahlen für die preußische Landeskirche 1932 war die „Glaubensbewegung“ mit einer eigenen Liste „Evangelische Nationalsozialisten“ hervorgetreten. Dieser ihr ursprünglicher Name wurde durch Hitler selbst in „Deutsche Christen“ umgeändert. Eines ihrer Ziele war die Neuordnung der Kirche.

Das bedeutete zunächst: Die im damaligen „Evangelischen Kirchenbund“ zusammengefaßten 29⁴ Kirchen sollten zu einer Evangelischen Reichskirche zusammengeschlossen werden. In diesem Wunsch nach einer geeinigten evangelischen Kirche traf die „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ sich mit vielen evangelischen Christen. Aber jener Gruppierung ging es nicht nur um ein organisatorisches Ziel. Ihr ging es auch um eine neue Wesensbestimmung des Glaubens. So forderte sie einen „artgemäßen“ Christus-Glauben, wie er „deutschem Luther-Geist und heldi-

scher Frömmigkeit“ entspreche. Das führte zur Ablehnung des Alten Testaments mit seiner sog. „jüdischen Lohnmoral“ in der Kirche.

Das Neue Testament hinwiederum war ihrer Meinung nach zu reinigen von aller „orientalischen Entstellung“. Ernst zu machen sei vielmehr mit der „schlichten Frohbotschaft und einer heldischen Jesus-Gestalt als Grundlage eines artgemäßen Christentums, in dem an die Stelle der gebrochenen Knechtsseele der stolze Mensch tritt, der sich als Gotteskind dem Göttlichen in sich und in seinem Volke verpflichtet fühlt.“

Rasse, Volkstum und Nation wurden dieser Gruppe zu entscheidenden Werten. Kirchliche Verkündigung und kirchliches Handeln mußte ihrer Meinung nach im Dienste der Erhaltung dieser Werte stehen. Daher war eine Rassenvermischung strikt abzulehnen, was zur Forderung der Einführung des Arier-Paragraphen⁵ in die Kirche führte. Deshalb wurde von ihr auch der Schutz des Volkes vor den Untüchtigen und Minderwertigen gefordert. Diese Forderungen hatten ihren Ursprung nicht bei den Deutschen Christen. Sie waren schon vor dem Auftreten der nationalsozialistischen Bewegung erhoben und auch in kirchlichen Kreisen (Innere Mission) intensiv diskutiert worden⁶. Die Nationalsozialisten und in ihrem Fahrwasser die Deutschen Christen nahmen sie auf. In den Programmen der Zwangssterilisierung und der Vernichtung des sog. „lebensunwerten“ Lebens wurden sie dann in die Praxis umgesetzt.

All diese Gedanken waren in den „Richtlinien der Glaubensbewegung ‚Deutscher Christen‘“ vom Mai 1932 und in der „Entschliebung der Sportpalastkundgebung der Deutschen Christen“ vom 13.11.1933 niedergelegt⁷. In ihrer Fortentwicklung und Radikalisierung führten diese Überlegungen sehr bald dazu, Kirche und deutsches Volk in eins zu setzen, die Geschichte des deutschen Volkes als Heilsgeschichte zu sehen, das deutsche Volk als der Welt zum Heile gesandt auszugeben. Diese Gedanken stellten buchstäblich alles auf den Kopf, was in der christlichen

Kirche bis daher gegolten hatte. Sie stimmten weder mit der Hl. Schrift noch mit den Bekenntnissen der Kirche überein. Der Kirchenstreit und eine Scheidung der Geister waren vorprogrammiert. Als dann der Reichsbischof Müller und sein Bevollmächtigter Jäger die einzelnen Landeskirchen – auch unsere – unter Anwendung von Gewalt und unter Ausschaltung der verfassungsmäßigen Organe der einzelnen Landeskirchen in die Reichskirche eingliedern wollte, trat der Streit in sein akutes Stadium (s.u.Kap.I)⁸.

Wir verstehen das alles nur richtig, wenn wir es nicht nur als einen innerkirchlichen Vorgang betrachten. Zur Erfassung des damaligen Zeitklimas gehört die Beobachtung, daß sich 1934/35 die weltanschauliche Propaganda des Staates spürbar verstärkte. Sie hatte zur Grundlage Alfred Rosenbergs „Mythos des 20. Jahrhunderts“. Diese Propaganda trat auf unter dem Namen „Deutsche Glaubensbewegung“, verfolgte deutlich antikirchliche Absichten und traf sich mit zentralen Thesen der Deutschen Christen. Der Staat favorisierte darin eine neuheidnische Religiosität, entsprungen aus den seelischen Urkräften des nordischen Menschen, dem das Alte Testament und die zentralen Aussagen des Neuen Testaments nicht gemäß seien. An ihre Stelle sollte eine neue Verehrung germanischer Gottheiten treten. Die „Vorläufige Leitung der Evangelischen Kirche in Deutschland“ wehrte sich daher in einer Mitteilung an die evangelischen Gemeinden gegen die drohende Gefahr einer „neuen Religion“ in unserem Volk⁹. Der Staat wiederum faßte diese Stellungnahme als einen Angriff auf sich auf und suchte sie zu unterdrücken. Eine Welle von Verhaftungen solcher Pfarrer, die sich diese Mitteilung der „Vorläufigen Kirchenleitung“ zu eigen machten und sie verbreiteten, überzog seit März 1935 ganze Reichsgebiet. Weiterhin gehören zur Beschreibung des damaligen Zeitklimas die diffamierenden Aussagen hoher staatlicher Würdenträger gegen die evangelische Pfarrerschaft: Gauleiter Weinrich auf dem 5. Hessentag am 18. Mai 1935 und Hermann

Göring beim Frankentag auf dem Hesselberg am 23. Juni 1935¹⁰.

Wir wissen leider nicht, wie im einzelnen die deutschchristlichen Pfarrer in unserem Kirchenkreis, Curt Uffelmann und Erich Eisenberg, diese Gedanken in ihren Gemeinden vertreten haben. Dazu wäre ein Einblick in ihre Predigten nötig. Aber einige Indizien haben wir.

Von Uffelmann wird berichtet, daß er in einem Gespräch in kleinerem Kreis die Abschaffung des Alten Testaments für nötig befunden habe. Durch reinen Zufall ist uns der Eintrag eines Lehrers aus dem Kirchspiel Uffelmanns in das Poesiealbum einer Konfirmandin überliefert. Dieser Eintrag atmet genau die oben geschilderten Gedanken der deutschen Christen. Wir zitieren diesen Eintrag hier:

„Das 1. Gebot unserer Ahnen hieß: Ehre die Gottheit! Gott ist überall und in mir und in Dir! Wir tragen die Gottheit rein und klar und schön im roten Strome unseres Blutes durch die Erdenewigkeit der Geschlechter.

Wir suchen Gott nicht, denn Gott wohnt lebendig in unserer Seele.

Wir sind Gott treu, weil wir unserem Blute treu sind.

Gott will nicht, daß wir das Schwache lieben.

Wir lieben das Starke!

Gott will nicht, daß wir in Demut wandeln. Deshalb sind wir gerade und stolz und aufrecht im Charakter.

Gott schuf die Welt. Deshalb lieben wir sie und verachten sie nicht.

Wir wollen unser Werk in dieser Welt groß und stark und stolz verrichten, auch wenn wir darum gehaßt werden. Denn damit dienen wir Gott.

Wir kommen nicht mit Klagen und Bitten zu Gott. Denn unser Gott ist zu groß. Und wir sind zu stolz, um zu betteln.

Wenn wir aber gefehlt haben, dann sind wir zornig über uns selbst.

Denn Gott will ganz gerade, ehrliche und aufrechte Menschen!

Wenn wir so werden, ehren wir die Gottheit, die in unserem Blute wirkt.

Dein Lehrer Arthur Adler.“

Als dieser Eintrag im Pfarrerkreis bekannt wurde, war man der Meinung, dieser Lehrer könne keinen evangelischen Religionsunterricht mehr halten. Uffelmann hat seinen Lehrer verteidigt und in einem Schreiben an die Regierung dazu grundsätzlich bemerkt (16. März 1936):

„Mein Verständnis für innere Schwierigkeiten, in die heute ein ernsthaft ringender Lehrer geraten mag in den Fragen des Religionsunterrichtes, ist sehr groß. Ich selbst kenne sie aus eigener Erfahrung und billige sie deshalb jedem anderen zu. Ich gehöre dem radikalen Flügel der Reichsbewegung deutsche Christen an und werde von vielen meiner Amtsbrüder als „Irrlehrer“ abgetan. Mein Kampf führte mich in engste Verbindung zur Thüringer Kirchenbewegung Deutsche Christen (Leffler, Leutheuser, auch Wächter.)“

Der radikale Flügel der Deutschen Christen vertrat genau jene oben erwähnte Fortentwicklung der Gedanken in Richtung auf Gleichsetzung von deutschem Volk und Kirche, von deutscher Geschichte – besonders seit 1933 – und Heilsgeschichte, von der Sendung des deutschen Volkes und der Erlösung der Welt. Von Pfarrer Eisenberg haben wir auch ein Indiz – mehr nicht – für seinen theologischen Standort innerhalb der Deutschen Christen. Er ist im Jahre 1938 der Sprecher der „Nationalkirchlichen Einung / Deutsche Christen, Gemeinde Eschwege“. Das ist jene Richtung, die ihre Wurzeln in der „Kirchenbewegung Deutsche Christen“ hatte. Ihre Gedankenwelt war bereits 1934 durch die Barmer theologische Erklärung und dann 1936 durch den Reichskirchenausschuß als Ausdruck einer falschen Lehre, also Irrlehre, verworfen worden. Demnach hätte sich der theologische Standort Eisenbergs also mit dem Uffelmanns gedeckt. Pfarrer Erich Eisenberg freilich hat mir gegenüber in einem Gespräch geäußert, er habe nie die radikalen Thesen der Thüringer Deutschen Christen vertreten. Er habe auch seine deutschchristlichen Gottesdienste nicht nach einer besonderen Agende gehalten, son-

dern nach der gültigen Gottesdienstordnung unserer Landeskirche. Gelegentlich habe er zwar aus einem deutschchristlichen Liederbuch das eine oder andere Lied singen lassen. Mit dem Alten Testament habe er überhaupt keine Schwierigkeiten gehabt¹¹. Eisenberg scheint also mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit auf dem Boden der oben bereits erwähnten gemäßigten „Richtlinien der Kirchenbewegung Deutsche Christen“ vom 11. Dezember 1933 gestanden zu haben. Schwer zu beantworten ist die Frage, wie tief der Kirchenstreit tatsächlich bis in die einzelnen Gemeinden, also bis unterhalb der Kirchenvorstände, hineinreichte. Da liegen die Dinge in Reichensachsen anders als in Schwebda-Frieda und dort wieder anders als in Wanfried. Es mag sein, daß viele Gemeindeglieder in den einzelnen Orten diesen Streit nur eher distanziert wahrgenommen haben. Aber sicher ist, daß er in den Kirchenvorständen im vollen Gange war. Er schwelte dort auch noch lange, nachdem der Höhepunkt des Streites mit der Einsetzung des „Landeskirchenausschusses“ im Jahre 1935/36 überschritten war.

Wir sehen es z.B. in Grebendorf. Nach dem Tode Uffelmanns im Frühjahr 1937 wurde die Pfarrstelle 1938 mit einem neuen Pfarrer, Hellmut Burghardt, besetzt, der in Grebendorf am 31.7.38 ordiniert wurde. Er schreibt in der Chronik des Kirchspiels: „Am Vorabend (30.7.38) wurde ich zu einer Kirchenvorstandssitzung in Gegenwart des Bürgermeisters, der die Partei der N.S.D.A.P. im Orte führte, geladen. In der Versammlung verlangte man von mir, daß ich mich zur Richtung der Thüringer Deutschen Christen bekennen sollte, wie mein verstorbener Vorgänger Pfarrer Uffelmann auch. Ich legte meine Einstellung dar, lud auch noch einmal herzlich zum Ordinationsgottesdienst ein und verabschiedete mich mit dem Versprechen, getreu dem Bekenntnis unserer Kirche zu arbeiten und für das Dorf dazusein. Meine Darlegungen u.a. über das Alte Testament und seine heilsgeschichtliche Bedeutung hatten eine

klare Scheidung vollzogen. Am anderen Morgen war außer einem Herrn niemand vom Kirchenvorstand im Ordinationsgottesdienst zugegen. Oberlandeskirchenrat D. Merzyn ordnete mich vor der kleinen Zahl der Gemeinde...“

Ein weiteres Feld, auf dem sich der Kirchenstreit weit über die Jahre 1934–1936 vollzog, war der Religionsunterricht in der Schule. Wenn auch mancherlei Animositäten gegen die Kirche von Seiten der Lehrerschaft durch die bis zum Jahre 1924 in Geltung gestandene sogenannte „kirchliche Schulaufsicht“ vorhanden waren, so darf man doch sagen: Bis zum Dritten Reich gehörten die Lehrer zu den entscheidenden Stützen der Kirche. In aller Regel übten sie den Organistendienst in den Gemeinden aus und legten im Religionsunterricht die Grundlagen, auf die der Pfarrer dann im Konfirmandenunterricht aufbauen konnte. Unter dem Druck des neuen Regimes, dem die Lehrer als Staatsbeamte ja besonders ausgesetzt waren, wurde ihr Verhältnis zur Kirche von Jahr zu Jahr distanzierter – meistens aus Opportunitätsgründen, gelegentlich sicher auch aus innerer Überzeugung. Schon früh legte ein Teil von ihnen das Organistenamt nieder. Viele von ihnen nahmen im Religionsunterricht eindeutig gegen das Alte Testament Stellung. Anstelle der 10 Gebote ließen sie das sog. „arische Neugebot“ lernen. Andere brachen aus bekannten Weihnachtsliedern den christlichen Kern heraus, dichteten sie in deutschchristlicher Manier um und forderten die Kinder auf, sie anstelle der alten Versionen am Weihnachtsfest zu singen. Im Jahre 1938/39 gab kaum noch ein evangelischer Lehrer christlichen Religionsunterricht.

Gegen dieses Wegbrechen einer ihrer entscheidenden Stützen war die Kirche machtlos¹².

Wenn sich der Kirchenstreit in unserer Landeskirche auch an Fragen der Kirchenordnung entzündete, es also – wie es scheint – dabei nur um kirchenpolitische Dinge ging, so darf man jedoch keinen Augenblick den Hintergrund des Streits aus den Augen verlieren:

In diesem Streit ging es nicht um Äußerlichkeiten, sondern um die Substanz des christlichen Glaubens.

1. Der Kirchenstreit im Dreieck Niddawitzhausen – Reichensachsen – Datterode:

Beginnen wir mit einer normalerweise harmlosen Sache: der Urlaubsvertretung für den amtierenden Kreispfarrer und der Vakanzvertretung für das Kirchspiel Reichensachsen im Juli des Jahres 1935. Um die im Folgenden geschilderten Ereignisse zu verstehen, muß man wissen: Damals existierten im Bereich unserer Landeskirche zwei Kirchenregierungen, einmal die im Jahre 1933 rechtmäßig aus Wahlen hervorgegangene und ins Amt getretene „Einstweilige Kirchenleitung“. Sie wurde zwar 1934 in einem illegalen Akt durch einen Bevollmächtigten des Reichsbischofs Müller unter Polizeigewalt aus ihrem Amtsgebäude in Kassel, Renthof 5 vertrieben und für abgesetzt erklärt. Die Männer der abgesetzten „Einstweiligen Kirchenleitung“ traten jedoch nicht sang- und klanglos ab. Sie hielten den Rechtsanspruch aufrecht, einzig legitime Kirchenleitung zu sein und amtierten in anderen Diensträumen, nämlich Kassel, Humboldtstraße 28 1/2, weiter. Zum anderen existierte die aus dem illegalen Verhalten des Reichsbischofs hervorgegangene und aus linientreuen Deutschen Christen gebildete „Kommissarische Kirchenregierung“¹³. Sie amtierte in dem usurpierten Dienstgebäude Renthof 5. Die „Einstweilige Kirchenleitung“ jedoch gewann am 2. Februar 1935 einen von ihr angestregten Prozeß gegen die „Kommissarische Kirchenregierung“. In ihm wurden die Vertreter der Letzteren dazu „verurteilt, die Amtsräume der Evangelischen Landeskirche in Hessen-Kassel, Renthof 5, zu räumen“. (Urteil der II. Zivilkammer des Landgerichts Kassel, 2.0.393/34). Im August 1935 (s.u.) war die Räumung jedoch noch nicht geschehen.

Im Juli 1935 nun befand sich der treu zur „Einstweiligen Kirchenleitung“ stehende Kreispfarrer Clermont im Badeurlaub. Seine

Vertretung als Kreispfarrer nahm der ebenfalls der legitimen Kirchenleitung unterstehende Pfarrer Justus Herwig von Niddawitzhausen wahr. Zu eben dieser Zeit hatte die Gestapo über den Reichensächser Pfarrer Konrad Eichhöfer ein Aufenthaltsverbot für den Kreis Eschwege und Redeverbot ausgesprochen: Reichensachsen war also ohne Pfarrer. Wie es dazu kam, werden wir weiter unten schildern. In normalen Zeiten wäre für den Zeitraum der Vakanz kirchlich zuständig der Kreispfarrer, bzw. dessen Stellvertreter oder ein für die Vakanzzeit benannter sogenannter Spezialvikar gewesen. Das alles konnte in jenen Tagen Pfr. Herwig – Niddawitzhausen für sich in Anspruch nehmen. Er war sowohl Vertreter des Kreispfarrers als auch von der „Einstweiligen Kirchenleitung“ zum Spezialvikar von Reichensachsen bestellt worden. Die nationalsozialistisch geprägten Mitglieder des Reichensächser Kirchenvorstandes jedoch hielten nun ihre Zeit für gekommen. Sie hatten sich an die „Kommissarische Kirchenregierung“ in Kassel um Bestellung eines Spezialvikars für Reichensachsen gewandt. Am 30. Juli 1935 teilte die illegale Kirchenleitung mit, sie habe auf Wunsch des Kirchenvorstandes Pfarrer Erich Eisenberg, Datterode – einen Deutschen Christen also – als Spezialvikar eingesetzt. Während eines Vertretungsfalles trifft Pfarrer Herwig auf Eisenberg – Datterode, der ebenfalls Vertretung wahrnehmen will. Herwig schreibt in der Chronik von Niddawitzhausen:

Bei dem Beginn der Vertretung in Reichensachsen, die in normalen Zeiten dem Niddawitzhäuser Pfarrer obliegt, traf dieser (in Humboldtstraße 28 1/2 mit Vollmacht zur Vertretung ausgestattet) auf den in Reichensachsen zu gleichem Zwecke anwesenden, aber vom Renthof 5 mit Vollmacht ausgestatteten Pfarrer Eisenberg – Datterode. Auf Vorschlag des Niddawitzhäuser Pfarrers einigte man sich sofort dahin, daß in der Gemeinde möglichst sofort die durch Eichhöfers Wirken entstandene Zerklüftung in der Gemeinde geschlossen werden solle, daß die Pfarrer alles tun sollten, um die

Gemeinde zu befrieden, daß man sich in der Dienstverrichtung überall helfen wolle; die Gemeinde solle sehen, daß Pfarrer = Amtsbrüder waren, unbekümmert um den kirchenpolitischen Standort, den sie sonst einnehmen mochten...

Nun hatten bestimmte Reichensächser Kreise seit Jahren die These vertreten, das Wirken von Pfr. Eichhöfer zerrütte die Gemeinde, er solle sich möglichst bald um eine andere Stelle bemühen. Jetzt schien für sie das Ziel greifbar nahe. Eine Kirchenvorstandssitzung wurde für den 20.8.1935 unter dem Vorsitz von Pfr. Eisenberg anberaumt. Pfr. Herwig war mit beratender Stimme anwesend. Auf dieser Kirchenvorstandssitzung wurde beschlossen:

1. Konfirmandenunterricht in Reichensachsen sei nur durch den zuständigen Spezialvikar zu erteilen.
2. „Pfarrer Eichhöfer soll brieflich, da er für eine weitere ersprießliche Amtstätigkeit in Reichensachsen als untragbar erscheint, aufgefordert werden, alsbald seine Versetzung zu beantragen.
Abschrift dieses Schreibens, mit dessen Abfassung Pfarrer Herwig beauftragt wird, geht über Kreispfarrer Clermont an die einstweilige Kirchenregierung.“

Pfr. Herwig wurde also (einstimmig) vom Kirchenvorstand beauftragt, den Kirchenvorstandsbeschluß weiterzugeben. Herwig in der Chronik von Niddawitzhausen: „Er (der Pfarrer von Niddawitzhausen) gab sich dazu her, der Katze die Schelle anzuhängen. Dafür sollte er noch büßen.“

Herwig hatte Freiheit in der Formulierung des Briefes an Eichhöfer. Sein Schreiben liegt vor. Er begnügt sich nicht damit, den Kirchenvorstandsbeschluß unkommentiert weiterzugeben. Er identifiziert sich eindeutig mit der Fraktion, die Eichhöfer weghaben wollte. So schreibt er nach Übermittlung des Kirchenvorstandsbeschlusses:

Sie wissen, daß Sie in Reichensachsen einen ganz großen Scherbenhaufen hinterlassen ha-

ben, den zu heben und zurecht zu bringen sich jetzt ununterbrochen Behörden und Kollegen mühen. Sie wissen auch, daß wir damals im Kirchenvorstand, als das Ringen um Sie nach der Vakanz...geschah, die Kirchenbehörde baten, Sie von Reichensachsen fern zu halten; vergeblich¹⁴. Sie waren da, und der Erfolg ist jetzt nur negativ. Deshalb bitte ich Sie ebenso herzlich wie dringend, jetzt wenigstens durch beschleunigte Wegmeldung etwas zur Befriedung in Reichensachsen beizutragen. Auf die Einzelbegründung, die reichlich lang werden könnte und müßte, wenn man bei Ihrem anerkannten Scharfsinn bestehen wollte, verzichte ich; ich hoffe auch so, daß Sie mich verstehen und den Rat des Nachbarn und Freundes befolgen.

Herzl. Gruß

Ihr (gez.) Herwig.

Die „Einstweilige Kirchenleitung“ in Kassel reagierte schnell. Bereits einen Tag nach jener Kirchenvorstandssitzung in Reichensachsen – so jedenfalls die Zeitangabe Herwigs in der Chronik von Niddawitzhausen – mußte er bei der Kirchenleitung erscheinen. (Die Besprechung in Kassel war jedoch am 26. August 1935, wie Herwig in einem Schreiben vom 21.12.1935 an den Kreispfarrer mitteilt. Das Schreiben liegt im Entwurf vor. Das dort angegebene Datum dürfte das richtige sein. Der Eintrag in der Chronik ist ein knappes Jahr später datiert.)

Was da geschah, lassen wir Pfr. Herwig berichten:

...im Besprechungsraum hielten sich neben D. Merzyn auf: Der Kreispfarrer Clermont aus Eschwege und Pfarrer Köhler – Kassel, früher in Renda. Diese beiden fielen in gehässiger, ehrenrühriger Weise über mich her: „Pfui, pfui, daß Sie Ihren Namen dazu hergaben, daß Eichhöfer sich wegmelden soll; Sie sollten sich schämen (Clermont); Ihre Weste war bisher schneeweiß, jetzt hat sie einen großen Fleck (Köhler).“ Ich wies diese wie von bissigen Hunden vorgebellten Kränkungen zurück, entfernte mich nach kurzer aufklärender Un-

terhaltung mit dem Einberufer der Besprechung und war entschlossen, nach diesen erfahrenen Kränkungen, denen kein Wort der Entschuldigung folgte, Humboldtstr. 28 1/2 (Diensträume der „Einstweiligen Kirchenleitung“) nicht mehr zu betreten. Da ich nicht zwischen Himmel und Erde schweben konnte, war es selbstverständlich, daß ich mich wenige Tage danach dem als untadelig nach dem Bekanntwerden von mir erkannten Pfarrer Veerhoff in Renthof 5 („Kommissarische Kirchenregierung“) unterstellte. Dieser Schritt hatte zur selbstverständlichen Folge, daß ich im Kirchenkreis Eschwege mich zu einer unzertrennlichen Gemeinschaft mit den von der übrigen Pfarrerschaft geächteten und gemiedenen Kollegen Uffelman – Grebendorf und Eisenberg – Datterode gesellte...

Pfr. Herwig ist also nicht aus Überzeugung, sondern aus gekränktem Stolz in das Lager der deutsch-christlichen Pfarrer eingeschwenkt. Dieses Urteil wird, wie uns scheint, auch durch folgende Beobachtungen gestützt: Nur einen Monat zuvor, am 12./13. Juli 1935 hatte die Hitler-Jugend ein Konfirmandenlager des Kirchenkreises Eschwege auf das massivste gestört. Als stellvertretender Kreispfarrer legte Herwig daraufhin beim Landrat des Kreises Eschwege „schärfste Verwahrung“ ein. Wir finden im gesamten Kirchenstreit unserer Region kaum ein zweites Dokument, das ähnlich kraftvoll die Belange der Kirche gegen die Übergriffe des Staates verteidigt hätte. Ich zitiere einen Abschnitt aus dem vom 16.7.1935 an den Landrat gerichteten Schreiben: Die geschilderten Vorgänge sprechen in ihrer Widerwärtigkeit jeder uns selbstverständlichen Forderung in Anstand, Zucht und Kameradschaft Hohn. Für das Evangel. Kreispfarramt und den Kirchenkreispfarrer, die ich z.Zt. zu vertreten habe, lege ich diesen unerhörten Übergriffen und Gewaltakten gegenüber schärfste Verwahrung ein. Ich bitte Sie ebenso höflich wie dringend, alsbald nach Prüfung des Tatbestandes für Bestrafung der Schuldigen an den zuständigen Stellen einzutreten.

Von den uns verbrieften Rechten, zu denen auch die Abhaltung von evangel. Lagern gehört, werden wir in unserer evangel. Kirche nicht weichen...

Weiterhin nenne ich die Berichte, die Herwig am 23. und 26. Juli 1935 an Kreispfarrer Clermont über die Entwicklung in Schwebda-Frieda gab; ich erwähne seinen Gang nach Frieda am 28.7.35, um eine Kirchenvorstandssitzung zu leiten, die die Unterstellung Friedas unter die „Kommissarische Kirchenregierung“ rückgängig machen sollte – das alles zeigt Herwig fest verwurzelt bei der legalen Kirchenleitung.

Nicht viel mehr als einen Monat später steht Herwig im Lager der Deutschen Christen – nicht aus Überzeugung, sondern aus dem Gefühl tiefer Kränkung durch seinen langjährigen Freund, den Kreispfarrer Clermont. Es bleibt für immer schmerzlich, daß diese beiden Männer nie wieder zueinander gefunden haben.

Es hätte nun nahegelegen, daß Herwig die drei Gemeinden des Kirchspiels Niddawitzhausen der „Kommissarischen Kirchenregierung“ unterstellte. Das geschah nicht. Warum nicht? Herwig schreibt in der Chronik von Niddawitzhausen zwar, er habe die Kirchenvorstände und Gemeindeglieder nicht zu einem förmlichen Umschwenken veranlassen wollen. „Ich fürchtete nämlich die nunmehr um sich greifende Spaltung der Gemeinden, die durch unseren Führer politisch geeint waren und nun nicht kirchenpolitisch gespalten werden sollten.“ Dieser Eintrag – wie übrigens auch die übrigen Zitate aus der Niddawitzhäuser Chronik – ist vom 10.12. 1936 datiert. Er liegt also über 1 1/4 Jahr nach den entscheidenden Ereignissen. Die zitierte Eintragung würde zu dem oben über ihn Berichteten passen. Wir wissen jedoch – und das muß nun leider auch gesagt werden – daß Herwig bis Ende 1935 die Kollekten des Kirchspiels „direkt“, d.h. unter Umgehung des Kreispfarrers Clermont, übersandt hat. Sie gingen also de facto an die „Kommissarische Kirchenregierung“. Das wurde

ihm aber, als der Landeskirchenausschuß (s.u.) eingesetzt war, Anfang Januar 1936 vom Kreispfarrer ausdrücklich untersagt. Wir haben weiterhin Beschwerden aus der Gemeinde vorliegen, die auf Versuche Herwigs hindeuten, auch die Kirchenvorstände auf die deutsch-christliche Linie einschwenken zu lassen. (Schreiben des Lehrers und Kirchenvorstehers Karwetzki an den Kreispfarrer vom 9.1.1936). Wir müssen also urteilen: Herwig hat sehr wohl die Gemeinden umstimmen wollen, aber es ist ihm nicht gelungen. Dieser Versuch Herwigs kann nur als ein Akt der Nibelungentreue gegenüber Eisenberg und Uffelmann gedeutet werden. Es ist aber im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß er auch deren theologische Position zu übernehmen gewillt gewesen wäre. Bemerkenswert ist, daß sich die ebenfalls zum Kirchspiel Niddawitzhausen gehörende Gemeinde Weidenhausen in diesem Streit um Herwig auffällig zurückgehalten hat.

Der im Dreieck Niddawitzhausen – Reichensachsen – Datterode stattfindende Kirchenstreit muß nun aber auch einer weiteren Person gedenken, nämlich des Sohnes des Niddawitzhäuser Pfarrers Justus Herwig: Georg Herwig.

Georg Herwig hatte im Februar 1935 sein erstes theologisches Examen in Marburg abgelegt. Die Fakultät Marburg schickte auf Wunsch G. Herwigs die Prüfungsakten der „Kommissarischen Kirchenregierung“ zu. Kurz danach aber bat G. Herwig die „Einstweilige Kirchenleitung“ um Aufnahme in ihre Kandidatenliste und erkannte diese Kirchenleitung als einzig rechtmäßige Kirchenregierung schriftlich an.

G. Herwig trat nun sein Ausbildungsvikariat bei seinem Vater in Niddawitzhausen an. Etwa Anfang August schwenkte G. Herwig – aus was für Gründen auch immer – zur „Kommissarischen Kirchenregierung“ um. Jedenfalls wurde er mit Schreiben der „Kommissarischen Kirchenregierung“ vom 13. August 1935 ab sofort bis auf weiteres als Vikar dem Pfarrer Eisenberg in Datterode unterstellt und mit Versehung der freien Pfarrstelle Röhrda beauftragt.

Eisenberg – Datterode (und Uffelmann – Grebendorf) wurden seit 1934 von der übrigen Pfarrerschaft des Kirchenkreises gemieden. Die Ursache war eine ursprünglich in Eschweger geplante Kundgebung der Deutschen Christen, auf der der „Landesbischof“ Theys (DC) sprechen sollte. Die Pfarrer des Kirchenkreises hatten sich aber gegen diese Kundgebung ausgesprochen. So ließ Eisenberg sie am 11. November 1934 in der Gemeindehalle zu Röhrda stattfinden. Daraufhin brachen die übrigen Pfarrer des Kirchenkreises ihre Beziehungen zu Eisenberg und Uffelmann ab. Diese beiden Pfarrer hatten sich auch im Gegensatz zu den anderen mit ihren Gemeinden der „Kommissarischen Kirchenregierung“ unterstellt. Eisenberg schreibt in der Chronik von Datterode: „Die Kirchengemeinden Datterode und Röhrda haben in Geschlossenheit zusammengefunden, so daß innerhalb des Kirchspiels der ‚Kirchenstreit‘ vermieden wurde.“ Er hat sich getäuscht.

Eisenberg plante im Spätsommer 1935 seinen Pfarrstellenwechsel von Datterode nach Wanfried. Er wollte aber die deutsch-christliche Kontinuität in seinem ehemaligen Kirchspiel sicherstellen. Die Lösung bestand darin: Vikar Herwig zum Pfarrer zu ordinieren und ihn zum Nachfolger Eisenbergs zu bestellen. Freilich wußte man, daß Herwig nicht die Voraussetzungen erfüllte, die die Bestimmungen unserer Landeskirche für die Ordination forderten: Abgeschlossenes Vikariat, einjähriges Predigerseminar, abgelegtes zweites theologisches Examen. Dennoch fand die Ordination Herwigs am Abend vor dem Wegzug Eisenbergs nach Wanfried (28.10.1935) in der Kirche von Datterode statt. Sie wurde vollzogen durch den stellvertretenden Landesbischof der „Kommissarischen Kirchenregierung“, Pfr. Veerhoff – Kassel, unter Assistenz von Pfr. Herwig – Niddawitzhausen, dem Vater des Ordinanden, und Pfr. Eisenberg – Datterode.

Jedoch schon im Dezember 1935 trat an die Stelle der rivalisierenden Kirchenleitungen durch Verordnung des Reichskirchenministers

eine neue Kirchenleitung ins Amt, der „Landeskirchenausschuß“. Die „Kommissarische Kirchenregierung“ hatte so gut wie keinen Widerhall in der Pfarrerschaft gefunden, sie hatte sich also auch in den Augen der Staatsführung nicht durchgesetzt. Die staatlichen Stellen hielten es für angebracht, am Vorabend der geplanten Olympiade in Deutschland den Kirchenstreit zu beenden.

Vom Landeskirchenausschuß wurde die Ordination Herwigs nicht anerkannt. Er wurde aufgefordert, ein Vikariat in Bebra anzutreten. Für die Versehung des Kirchspiels Datterode – Röhrda wurde als Spezialvikar Pfr. Schwerdtfeger – Netra bestimmt. Diese Neuordnung fachte den Streit eigentlich erst richtig an. Der bestellte Spezialvikar wurde von den nationalsozialistischen Kreisen in den Kirchenvorständen nicht akzeptiert. Hingegen machten jene Kreise namens der Kirchenvorstände Eingaben an den Kreispfarrer, den Landeskirchenausschuß, den Reichskirchenausschuß und schließlich an den Reichsminister Kerrl, Herwig doch in Datterode – Röhrda zu belassen – erfolglos. In der Weihnachtszeit 1935 war die Situation noch einmal zum Zerreißen gespannt. Das Weihnachtsabendmahl sollte der vom Landeskirchenausschuß bestellte Spezialvikar Schwerdtfeger halten. Dagegen lief der Kirchenvorstand Sturm. Dem ehemaligen Pfarrer des Ortes, Eisenberg, der sich zur Vertretung angeboten hatte, wurde ein Amtieren in seiner aufgewählten alten Gemeinde untersagt. So jedenfalls die Darstellung Eisenbergs. Nach dem Bericht des Kreispfarrers scheiterte das Amtieren Eisenbergs an seiner Unwilligkeit, beim eingesetzten Spezialvikar Schwerdtfeger um ein Dimissoriale nachzukommen. So fand Weihnachten 1935 in Datterode – Röhrda kein Abendmahl statt. Vikar Herwig weigerte sich, von deutsch-christlichen Kreisen ermutigt, Datterode zu verlassen und sein Vikariat andernorts fortzusetzen. Seine hartnäckige Weigerung endete schließlich damit, daß er im Februar 1936 aus der Liste der Kandidaten der Landeskirche von Kurhessen-Waldeck gestrichen wurde. Gleichwohl blieb

er im Pfarrhaus zu Datterode wohnen und amtierte weiter. Erst am 12. Mai 1936 verließ er unsere Landeskirche und nahm eine Pfarrstelle im benachbarten Thüringen an. Nach dem Krieg bemühte er sich erfolglos um eine Pfarrstelle in seiner alten Landeskirche. Die Nachbarlandeskirche von Hessen-Nassau nahm ihn auf. Er hatte eine Pfarrstelle in Ettingshausen inne. Nach seinem frühen Tode im Jahre 1963 fand er seine letzte Ruhe auf dem Friedhof zu Niddawitzhausen.

Bis zum Mai 1936 war es auch anderen vom Landeskirchenausschuß eingesetzten Spezialvikaren (Lueken – Herleshausen für Röhrda, Spohr – Oetmannshausen für Datterode) nicht gelungen, das Kirchspiel zu befrieden. Nach dem Weggang Herwigs wurde Pfr. extr. Delius vom Landeskirchenausschuß zum Pfarrer von Datterode – Röhrda bestellt. Ihm gelang es, den Kirchenfrieden wieder herzustellen.

Wir wenden unsere Blicke zurück auf Pfr. Herwig sen. und das Kirchspiel Niddawitzhausen. Dieses Kirchspiel war bis zum März 1937 alles andere als befriedet. Der Streit im Kirchspiel hatte zwar etwas mit der kirchenpolitischen Situation zu tun, war aber nicht eigentlich ein kirchenpolitischer Streit. In ihm kamen Spannungen zwischen Pfarrer und Gemeinde zum Ausbruch, die sich seit Jahren angestaut hatten. Wohl durch die Entwicklung der Dinge in Datterode verursacht, legte Herwig hier ein Verhalten in Predigt, Konfirmandenunterricht, Seelsorge, Umgang mit den Kirchenvorstehern und Lehrern an den Tag, das mehr und mehr als unerträglich empfunden wurde. Gleichzeitig verhärtete sich sein Verhältnis zum Kreispfarrer Clermont. Die Gemeinden Eltmannshausen und Niddawitzhausen übersandten daher am 15./16.3.1936 eine Eingabe an das Landeskirchenamt, in dem sie die Beschwerden gegen Herwig aufzählten und die Bitte äußerten, ihn aus dem Kirchspiel wegzunehmen.

Um die Differenzen zu klären, kam es schließlich zu einer vom Landeskirchenamt auf den 2. Juli 1936 anberaumten Verhand-

lung unter dem Vorsitz von Herrn Gerichtsassessor Krommes im Evangelischen Gemeindehaus zu Eschwege. Ein Schiedsspruch wurde damals noch nicht gefällt. In der Zwischenzeit rissen die Beschwerden gegen Herwig nicht ab. So sprach der Landeskirchenausschuß am 6. Nov. 1936 die Versetzung Herwigs mit Wirkung vom 1. Februar 1937 nach Seifertshausen und am 27. Nov. 1936 seine Beurlaubung mit sofortiger Wirkung aus. Spezialvikar wurde Pfr. Walter, Niederhone.

Als Herwig jedoch Anfang Februar 1937 Niddawitzhausen immer noch nicht verlassen hatte, faßten die Kirchenvorstände von Niddawitzhausen und Eltmannshausen unter dem Vorsitz des Spezialvikars Walther – Niederhone folgenden Beschluß:

Es wird beschlossen, an das Landeskirchenamt eine Eingabe zu richten in dem Sinne, das Landeskirchenamt wolle veranlassen, daß die von der Kirchenbehörde ausgesprochene Versetzung von Herrn Pfarrer Herwig von Niddawitzhausen spätestens am 1. März d.Js. verwirklicht wird, besonders weil Herr Pfarrer Herwig die in seiner gegenwärtigen Lage nötige Rücksicht gegenüber den Mitgliedern der Kirchenvorstände von Niddawitzhausen und Eltmannshausen vermissen läßt.

Dieser Kirchenvorstandsbeschluß wurde nicht mehr abgeschickt, weil Herwig inzwischen einen Antrag auf Pensionierung gestellt hatte, dem das Landeskirchenamt entsprach (Schreiben vom 18. Februar 1937). Das Wort vom „hinterlassenen Scherbenhaufen“, das er Pfr. Eichhöfer sagen zu müssen glaubte, war bei ihm selbst Realität geworden.

Herwig war damals 59 Jahre alt. Auch er siedelte in der Folgezeit nach Thüringen über, kehrte nach dem Krieg in seine hessische Heimat zurück und starb im Dezember 1954 77jährig in seinem Geburtsort Breitenbach im Kreis Hersfeld, wo er auch begraben ist.

Wie sehr die Vorgänge gerade in Niddawitzhausen den Kreispfarrer belastet haben müssen, geht aus der Bemerkung hervor, die er auf die landeskirchliche Pensionierungsmit-

teilung schreibt: „Hic finis est curarum!“ (Das ist das Ende der Sorgen).

Wir hatten oben gesagt, daß im Juli 1935 Pfarrer Eichhöfer von Reichensachsen mit einem Aufenthaltsverbot und Redeverbot belegt war. Dies war verfügt worden als Folge seiner Unterstützung des Pfarrers Otto Wittekindt in Schwebda, in dessen Kirchspiel zu eben dieser Zeit ebenfalls der Kirchenstreit ausgebrochen war. Wittekindt hatte am 23. Juli 1935 von der Gestapo Redeverbot bekommen. Die Regelung der Vertretung in seinem Kirchspiel stand an. Als Mitglied der Bekennenden Kirche¹⁵ war Eichhöfer verpflichtet, einen in Not geratenen Amtsbruder der Bekenntniskirche zu unterstützen. Am 28. Juli wurde er in Frieda, wo eine Kirchenvorstandssitzung stattfinden sollte, wegen angeblicher staats- und parteifeindlicher Äußerungen ins Gefängnis nach Eschwege abgeführt, konnte aber dort nicht festgehalten werden. An dieser Veranstaltung in Frieda hatte auch Pfr. Herwig als stellvertretender Kreispfarrer teilgenommen. Er kommentiert die Aktivitäten Eichhöfers in Frieda folgendermaßen: „Eichhöfer hatte sich, ohne das geringste Recht und irgendwelchen Auftrag sich in diese Dinge im Kirchspiel Schwebda/Frieda eingemischt und erfuhr zwangsweise Festnahme und kurz darauf Rede- und Aufenthaltsverbot.“ (Chronik Niddawitzhausen. Über die Einzelheiten der Vorgänge werden wir in einem 2. Teil berichten).

Formaljuristisch hätte Herwig mit seiner Beurteilung recht gehabt: Für die Regelung der Vertretung im Kirchspiel Schwebda war Eichhöfer nicht zuständig. Aber Herwig unterschlägt, daß die für den 28.7. geplante Kirchenvorstandssitzung zwischen ihm und Eichhöfer am Vortag abgesprochen worden war und Eichhöfer von ihm die Ermächtigung erhalten hatte, diese Kirchenvorstandssitzung kurzfristig einzuberufen. So jedenfalls Eichhöfer in seiner Darstellung der Vorgänge vom 2. August 1935, in Höxter verfaßt.

Dies war aber nicht das erste Mal, daß Eichhöfer mit den staatlichen Stellen in Konflikt geriet. Deshalb geben wir hier einen kur-

zen Überblick: Eichhöfer hatte Mitte 1933 seine Pfarrstelle in Reichensachsen angetreten. Das war nicht ohne Widerstand bestimmter Kreise Reichensachsens geschehen. (In der Vakanzzeit Ende 1932 bis Anfang 1933 war Pfr. Herwig Spezialvikar von Reichensachsen.) Bereits Ende 1933 wollte man Eichhöfer wieder von Reichensachsen weghaben. Der Streit war ausgelöst worden durch die Weigerung Eichhöfers, mit Deutschem Gruß zu grüßen. Ein Gemeindeglied hatte ihn zunächst beim Bürgermeister denunziert, der wiederum hatte den Vorgang an die Gestapo weitergegeben. Der Landrat schaltete sich ein. Die einstweilige Kirchenleitung erbat Bericht, ob Gründe für die Abberufung Eichhöfers gegeben seien. In persönlichen Gesprächen des Kreis Pfarrers und des Eschweger Pfarrers Wepler gelang es schließlich, den Streit beizulegen. Wahrscheinlich hat die Angelegenheit auch deshalb keine Ausweitung mehr erfahren, weil die Gestapo selbst nicht wußte, wie sie sich in diesem Punkt verhalten sollte. Nach der Veröffentlichung der Akten der Geheimen Staatspolizei wissen wir, daß damals eine Rückfrage an den Stellvertreter des Führers (Rudolf Heß) gerichtet worden ist, inwieweit der Deutsche Gruß verbindlich sei. Die Antwort vom 24.11.1933 darauf ist interessant. Wir zitieren sie an dieser Stelle:

*An den Herrn Landrat in Eschwege
In der Streitsache mit dem Pfarrer Eichhöfer in Reichensachsen, der gezwungen werden sollte, den Deutschen Gruß nicht mit ‚Heil‘, sondern mit ‚Heil Hitler‘ zu erwidern, hatte ich Ihnen mitgeteilt, daß es als Deutscher Gruß genügen würde, wenn der Betreffende unter Heben des rechten Armes das Wort ‚Heil‘ ausspreche, und somit die Worte ‚Heil Hitler‘ nicht verlangt werden brauchen oder können. Um sicher zu gehen, hatte ich beim Stellvertreter des Führers angefragt. Dieser hat mir heute mit einem Schreiben vom 20.11. ds.Js. bestätigt, daß meine Auffassung richtig ist. Er führt in dem Schreiben u.a. aus, daß der Gruß*

„Heil’ niemals von der Reichsleitung der NSD-AP in den Gruß ‚Heil Hitler‘ umgeändert worden sei und daß somit ebensogut mit ‚Heil‘ wie mit ‚Heil Hitler‘ begrüßt werden könne.

gez. von Pfeffer¹⁶

Von dieser Antwort wußte natürlich in Reichensachsen niemand. Die übrigen Punkte, die Eichhöfer vorgeworfen wurden, konnten eine Versetzung nicht begründen.

In der ersten Hälfte des Jahres 1934 drangen Parteimitglieder in die Kirche von Langenhain ein und hängten einen Kranz für die Gefallenen der Bewegung auf. Eichhöfer nahm den Kranz ab und überbrachte ihn dem Bürgermeister mit der Erklärung, die Kirche habe unparteilich zu sein. Nach anfänglichen Drohgebärden lenkten die staatlichen Stellen ein. Sie kamen nicht gegen das Argument Eichhöfers von der Unparteilichkeit der Kirche an. Als im Sommer 1934 sich die illegale „Kommissarische Kirchenregierung“ in Kassel etabliert hatte, unterstellte sich der Kirchenvorstand von Langenhain am 25.11.1934 ausdrücklich der legalen „Einstweiligen Kirchenleitung“. Ein entsprechender Kirchenvorstandsbeschluß für Reichensachsen war für den 26.11.1934 vorgesehen. Er scheint nicht zustandegekommen zu sein. Jedenfalls nötigte der Kirchenvorstand von Reichensachsen Eichhöfer am 7./8.1.1935 zu einer außerordentlichen Sitzung mit dem Hinweis, daß er evtl. auch ohne Pfarrer tagen und Beschlüsse fassen werde. Wie nicht anders zu erwarten, lehnte Eichhöfer diese außerordentliche Sitzung ab. Sie fand ohne den Ortspfarrer statt, unterstellte die Kirchengemeinde Reichensachsens der „Kommissarischen Kirchenregierung“ und glaubte, per Beschluß „seinen Vorsitzenden an die Weisungen des Reichsbischofs und der kommissarischen Kirchenregierung“ binden zu können. Er untersagte ihm, weiterhin mit der „Einstweiligen Kirchenleitung“ in amtliche Verbindung zu treten und stellte fest, „daß finanzielle Leistungen (einschließlich Kollekten) nur an die kommissarische Kirchenregierung in Kassel zu entrichten

sind.“ In einem von Eichhöfer eingeholten Rechtsgutachten durch den Rechtsanwalt beim Amts- und Landgericht Kassel, späterem langjährigen Oberlandeskirchenrat unserer Landeskirche Dr. Karl Blesse, wird festgestellt, daß die erwähnten Kirchenvorstandsbeschlüsse ungültig seien, da sie „als Verstoß gegen die Verfassung und gegen das Bekenntnis anzusehen sind“...„Der Kirchenvorstand hat hiernach das Recht verwirkt, noch als ein evangelischer Kirchenvorstand angesehen zu werden“ (Gutachten vom 13. März 1935).

Da eine Zusammenarbeit mit einem solchen Kirchenvorstand nicht mehr möglich war, seine Auflösung eigentlich fällig gewesen wäre, sich aber aus politischen Gründen als unmöglich erwies, wurde Eichhöfer de facto ermächtigt, das Schiff der Gemeinde auch ohne diesen Kirchenvorstand zu steuern. Ende Februar 1935 erhielt Eichhöfer eine Ladung vor das Amtsgericht wegen Kanzelmißbrauchs; Mitte März desselben Jahres wurde er wegen einer Kanzelabkündigung ins Gefängnis gebracht, aber schon eine halbe Stunde später wieder in Freiheit gesetzt¹⁷.

Im Mai forderte der Kirchenvorstand die Bereitstellung der Kirche zu einer Feierstunde der Deutschen Christen. Begründung: Die Gemeinde solle auch einmal etwas anderes als die „Hetzpredigten“ Eichhöfers hören. Natürlich öffnete Eichhöfer die Kirche nicht. Da erzwangen die Deutschen Christen am 2. Juni in Reichensachsen und am 4. Juni in Schwebda den Zutritt zu den Kirchen mit Polizeigewalt für eine deutsch-christliche Feierstunde, die der Leiter der „Kommissarischen Kirchenregierung“, Pfr. Veerhoff, Kassel hielt. Das waren in der Tat unerhörte Vorgänge, alles andere, als dem Frieden in den Gemeinden dienend. Kreispfarrer Clermont übersandte umgehend einen scharfen Protest an Veerhoff.

Eichhöfer erwog damals eine Klage wegen Hausfriedensbruchs bei der Staatsanwaltschaft und holte sich dafür Rechtsbelehrung bei dem juristischen Sachverständigen der Kirchenleitung, Rechtsanwalt Dr. Karl Strippel, Kassel. Dr. Strippel hatte die „Einstweilige Kir-

chenleitung“ bereits im oben erwähnten Prozeß gegen die „Kommissarische Kirchenregierung“ vertreten, in dem es um die Rückgabe der widerrechtlich angeeigneten Diensträume ging (Januar/Februar 1935). Er belehrte Eichhöfer, daß eine solche Klage von der Institution anhängig gemacht werden müsse, die die Kirchengemeinde nach außen vertrete, also dem Kirchenvorstand: „Es muß also der Kirchenvorstand einen solchen Antrag stellen. Ihr (Eichhöfers) Antrag würde nicht genügen. Auch würde der Antrag in einer ordnungsmäßigen Sitzung zu beschließen sein. Sie (Eichhöfer) werden daraus ersehen, daß Sie mit der Anzeige wegen Hausfriedensbruch nicht weit kommen...“ (Schreiben vom 11. Juni 1935).

Damit stehen wir dicht an jenen Vorgängen, die wir bereits geschildert haben: Aufenthalts- und Redeverbot für Eichhöfer, Einbruch der Koalition Eisenberg – Herwig in Reichensachsen. Während der Abwesenheit Eichhöfers erzwang Pfarrer Eisenberg – Datterode in Begleitung des Gendarmeriehauptwachtmeysters Hautz die Herausgabe der Reichensächser Abendmahls- und Taufgeräte sowie der Kirchenbücher. Frau Eichhöfer ließ sich die Herausgabe bestätigen, vor allem aber erklärte sie, daß sie diese Gegenstände nur unter Rechtsverwahrung herausgebe. An dieser Stelle sei angemerkt, daß es nach Rückkehr Eichhöfers unglaublich schwierig war, die Gegenstände wieder zurückzubekommen. Eisenberg behauptete, er habe sie nicht mehr, dafür sei Herwig – Niddawitzhausen zuständig; Herwig wiederum erwies sich gegenüber allen Anfragen und Anmahnungen durch den Kreispfarrer renitent; der Kirchenvorstand Reichensachsens stellte sich bockbeinig.

In jener berüchtigten Kirchenvorstandssitzung, in der Eichhöfer zum Weggang aufgefordert wurde (20.8.1935), wurde auch über den Konfirmandenunterricht beschlossen.

Die Reichensächser Bekenkende Gemeinde führte daraufhin eine Unterschriftensammlung durch, adressiert an den Kreispfarrer: „Wir unterzeichneten Eltern bitten Herrn

Kreispfarrer in Eschwege, daß unser Kind an einem Unterricht teilnehmen kann, der von einem Pfarrer gehalten wird, der nicht zu den Deutschen Christen gehört, sondern sich der Einstweiligen Kirchenleitung in Kassel und damit auch Herrn Kreispfarrer Clermont unterstellt hat“ (28.8.1935).

Der Langenhainer Kirchenvorstand machte eine einmütige Eingabe an den Kreispfarrer, in der er seinen Pfarrer verteidigt und ganz besonders die Bitte äußert: „...in der Zeit der unfreiwilligen Abwesenheit des Herrn Pfarrers die Vertretung, wie bisher üblich, durch den Herrn Kreispfarrer in Eschwege regeln lassen zu wollen“ (2.8.1935).

Folge: Die Deutschen Christen hielten Konfirmandenunterricht in Reichensachsen, die Bekenkende Gemeinde in Langenhain für Reichensachsen und Langenhain. So war es auch mit dem sonntäglichen Gottesdienst: Die dem Bekenntnis Treuen pilgerten allsonntäglich zum Gottesdienst nach Langenhain – beobachtet, gewarnt und wohl auch gelegentlich angepöbelt von einem Reichensächser Gemeindediener.

Im September 1935 konnte Eichhöfer nach Reichensachsen zurückkehren. Es wurden zwar immer wieder Versuche gemacht, ihn in seinem Wirken einzuschränken, aber es scheint nicht mehr zu spektakulären Aktionen gekommen zu sein. Freilich eines sei zum Schluß noch erwähnt: Im Mai 1939 sah sich Eichhöfer nun dennoch gezwungen, seine Kirche der örtlichen Gruppierung „Nationalkirchliche Einung (Deutsche Christen)“ zur Verfügung zu stellen. Zu dieser Gruppierung gehörten etwa 10–16 Leute. Möglich wurde diese Entwicklung durch eine Änderung in der Leitungsspitze der Deutschen Evangelischen Kirche (DEK). An ihrer Spitze stand seit Dezember 1937 nicht mehr der Reichskirchenausschuß, sondern der Präsident des Berliner Oberkirchenrats Dr. Werner. Er schuf die Rechtsgrundlage dafür, daß kirchliche Minderheiten, wie z.B. die Nationalkirchliche Einung von selbsterwählten Pfarrern versorgt werden und kirchliche Räume von den Orts-

gemeinden in Anspruch nehmen konnten (Verordnung v. 18.3. 1939)¹⁸ Die Landeskirche von Kurhessen-Waldeck, d.h. ihr Landeskirkenausschuß, fuhr in dieser Zeit im selben Fahrwasser. Wie es schien, hatte er damit einen Schritt zurück getan. So hat es jedenfalls Eichhöfer in einem Schreiben an den Landeskirkenausschuß vom 25. April 1939 und an Kreispfarrer Wepler vom 17. Mai 1939 empfunden. Wepler beschwichtigt am 19. Mai 1939 und empfiehlt Eichhöfer, „der Gemeinde zu sagen, daß es sich nur um eine vorübergehende Maßnahme handelt. Es soll dadurch vermieden werden, daß dort, wo solche künstlichen Gewächse von Nationalkirchlicher Einnung wie in Reichensachsen entstehen, durch diese Gruppe keine Unruhe in der Gemeinde hervorgerufen werden kann, und daß sie nicht sagen können, es wäre ihr keine Möglichkeit zur Befriedung ihrer religiösen Bedürfnisse gegeben. Wir geben ihnen deshalb bis zur Neuordnung der D.E.K. auf Wunsch die Kirche und sind der Überzeugung, daß die Wahrheit der biblischen Christusverkündung allein in den Gemeinden Bestand hat...“

Es läßt sich nicht mit letzter Sicherheit ermitteln, ob der Fall der Überlassung der Reichensächser Kirche an die Nationalkirchler noch im Jahre 1939 eingetreten ist¹⁹. Wirklich aber wurde er im Jahre 1940. Eichhöfer selbst berichtete darüber auf der Pfarrkonferenz am 8. April 1940. Wepler hatte 1939 Eichhöfer gegenüber von einer Übergangsregelung gesprochen²⁰. Es stellte sich aber heraus, daß die Neuordnung der D.E.K. auf sich warten ließ und die sogenannte Übergangsregelung sich von Jahr zu Jahr mehr verfestigte. Im KA vom 1. Januar 1942 wurde die „Verordnung zur Sicherung der geistlichen Versorgung der Gemeinden. Vom 9. September 1941“ für den Bereich unserer Landeskirche in Geltung gesetzt²¹.

Der Landeskirkenausschuß versuchte, diese Verordnung in Reichensachsen bis zum Januar 1945 durchzusetzen. Eine Rolle spielte seit 1942 der aus Thüringen stammende Pfarrer Stelzner, der vom Landeskirkenausschuß

zur geistlichen Versorgung der Minderheiten in den Kirchengemeinden des Kreises zugelassen war²². Er hielt auch in Reichensachsen deutschchristlichen Konfirmandenunterricht und forderte 1943 die Überlassung der Kirche für einen Gottesdienst pro Monat und der Abendmahlsgeräte für die deutschchristliche Konfirmation. Noch 1945 wurde aus Reichensachsen ein gleichlautender Antrag – unterstützt durch 85 Unterschriften – vorgelegt.

Der Reichensächser Kirchenvorstand – inzwischen wohl anders besetzt als in den Jahren 1934–36 – lehnte all diese Anträge ab. Er bemängelte den in der Verordnung vom 9. September 1941 gebrauchten unklaren Begriff der „Glaubenshaltung“ und erklärte sich nur dann bereit, die Abendmahlsgeräte herauszugeben, wenn Abendmahl nach evangelischem Bekenntnis gehalten werde. Die DC-Seite jedoch führte Beschwerde bei der Gestapo, dem Landratsamt und dem Landeskirchenamt. Dieses erklärte die Beschlüsse des Kirchenvorstands für gegenwärtig nicht durchführbar.

Den einen oder anderen Leser mag es schmerzen, feststellen zu müssen, daß der Kurs der Kirchenleitung in diesen Jahren eher zweideutig war. Freilich, entschuldigend wird man doch auch dies anmerken dürfen: Die Kirchenleitung wollte nicht mehr eine Neuauflage des Streits der vergangenen Jahre. Es gab ja tatsächlich nur die Alternative: Polarisieren oder Befrieden. Wenn man aber wirklich Befriedung wollte, dann mußte eine Lösung gefunden werden, auf die sich notfalls auch Minderheiten der *Bekennenden Gemeinde* berufen konnten. Dieser Tatbestand war zwar nicht für unsere Landeskirche gegeben, war aber in solchen Landeskirchen wichtig, die unter DC-Kirchenregiment standen. Die Kirchenleitung erwartete dafür Verständnis bei ihren Pfarrern. Wir finden bei Eichhöfer jedoch keine Spur eines Versuchs, nachzuprüfen, ob die gegenwärtigen Deutschen Christen tatsächlich noch dem Bild entsprächen, das er von ihnen hatte²³. Für ihn waren sie in allen ihren Schattierungen Irrlehrer. Dieser Stand-

punkt erlaubte es ihm, bis zum Ende eine klare Linie zu verfolgen. 1944 gab er der Gemeinde bekannt, daß die Deutschen Christen eine Erklärung ihm gegenüber in Bezug auf ihre Kirchensteuer abzulegen hätten. Diese Erklärung habe aber auch die Bedeutung: Sie gelte für ihn, Eichhöfer, und für die anderen Pfarrer als ein Ausdruck dafür, „daß sie (die sich zu den Deutschen Christen halten wollten) hinsichtlich Seelsorge, Amtshandlungen u.s.w. mit unserer Kirche nichts mehr zu tun haben.“

Eichhöfer amtierte in Reichensachsen bis zum Eintritt in den Ruhestand im Jahre 1961. Als Ruheständler war er mit der Versehung der Pfarrstelle bis 1962 betraut. Er starb am 5. Mai 1966 in Oetmannshausen.

Der Kirchenstreit im Kirchspiel Schwebda – Frieda

Sehr geehrter Herr Stieff!

Nachdem der Staat die Macht in der Kirche übernommen hat, sind laut Verfügung des Herrn Staatskommissars die kirchlichen Vertretungen, somit auch die Kirchenvorstände, aufgelöst. Ich ernenne Sie bis auf Weiteres zum kommissarischen Kastenmeister. Von der Auflösung bitte ich Sie die ehemaligen Kirchenvorstände zu Schwebda und Frieda zu benachrichtigen, auch Herrn Schmerbach in Frieda seine Ernennung zum kommissarischen Kastenmeister mitzuteilen.

Weitere Anweisungen ergehen nach Eingang neuer diesbezüglicher Verfügungen.

Schwebda, den 6. Juni 1933

gez. Uffelmann, Pfr.

Dieses Schreiben Uffelmanns²⁴ ist verfaßt wenige Monate bevor Wittekindt als Hilfspfarrer nach Schwebda kam. Er, Uffelmann, war damals offenbar Spezialvikar des Kirchspiels. Zum 1. Mai 1933 nämlich hatte der bisherige Pfarrer des Kirchspiels, Classen, eine Pfarrstelle in Luisendorf, Krs. Frankenberg, angetreten. Kirchenvorstandswahlen waren im April 1933 für den 13. August 1933 festgelegt worden. Sie wurden jedoch Anfang

Juli auf den 23. Juli vorgezogen aus Gründen, die sich im Dokument Uffelmanns widerspiegeln. Der Staatskommissar für die evangelischen Landeskirchen in Preußen, Jäger, hatte nämlich im Juni die bisherigen Kirchenvertretungen außer Kraft gesetzt. Gleichzeitig setzte er in den einzelnen preußischen Landeskirchen sogenannte Bevollmächtigte ein, die die anstehenden Kirchenvorstandswahlen manipulieren sollten. Für unsere Landeskirche war das ein Herr Dr. Paulmann. Seine entscheidende Anordnung bestand darin: Die Vorsitzenden der bisherigen Kirchenvorstände berufen sich zwei Vertrauensleute aus der Gemeinde, die die Bedingungen für die Wählbarkeit zum Kirchenvorsteher nach der Verfassung unserer Landeskirche erfüllen, vor allem aber der Glaubensbewegung „Deutsche Christen“ angehören oder vorher ihren Eintritt erklärt haben müssen. Sie stellen auch die Vorschlagsliste für den neu zu wählenden Kirchenvorstand auf. „Die auf der Liste Vorgesetzten müssen den... für die Vertrauensleute genannten kirchlichen Bedingungen genügen.“ (KA v.1. Juli 1933, S.77 f.).

Ganz klar: Die neuen Kirchenvorstände sollten – wenn möglich – aus linientreuen Nationalsozialisten bestehen. Nebenbei sei bemerkt: Diese Taktik ist nicht aufgegangen. Es war nicht möglich, die Kirchenvorstände insgesamt mit deutsch-christlichen Mitgliedern zu besetzen. Jedoch gelang es, die Kirchenvorstände mit solchen Mitgliedern zu überfremden, deren Loyalität nicht bei der Kirche, sondern bei der Partei lag. Wie sich das auswirkte, sehen wir bei dem später zu behandelnden Fall Wanfried.

Die kirchenpolitischen Vorgänge im Reich sind also der Hintergrund des Uffelmann'schen Schreibens. Aus diesem kurzen Dokument ist sehr deutlich ersichtlich, was die Deutschen Christen sich für die Kirche erwarteten: Die Einführung des Führerprinzips in die Kirche, d.h. die Aufrichtung einer Befehls- und Gefolgschaftsstruktur, die etwa folgendermaßen aussah: An der Spitze der Führer, der auch in der Kirche Macht hat; dann der

Reichsbischof, dem die einzelnen Landesbischöfe Gefolgschaft zu leisten haben; weiter die Pfarrer als Gefolgsleute der Bischöfe; sodann die Kirchenvorsteher, die den Befehlen der Pfarrer Folge leisten müssen. Uffelmann dokumentiert mit diesem Schreiben, daß er das Führerprinzip anzuwenden gewillt war²⁵.

Im Oktober 1933 wurde der Hilfspfarrer Wittekindt von Rambach nach Schwebda versetzt und trat seine Stelle mit Wirkung vom 15.10.1933 an.

Was in der Zeit von Mitte Oktober 1933 bis zu seinem Weggang Anfang 1936 in seinem Kirchspiel passierte, hat Wittekindt leider erst 6 Jahre später, 1942, der Chronik Schwebdas hinzugefügt. Aber der Eintrag ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswert. Er zeigt nämlich einmal: Worin Wittekindt selbst die entscheidende Ursache des Kirchenstreits in seinem Kirchspiel sah. Zum anderen sagt er, daß der Streit erst ausbrach, als man in Schwebda merkte, daß er, Wittekindt, zur Bekennenden Kirche gehörte. Der Verfasser dieser Zeilen muß gestehen, daß er diese Bemerkung nur schwer versteht. Denn sie legt den Schluß nahe, daß Wittekindt von Oktober 1933 bis Ende 1934 keinen Anlaß sah, seine Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche publik zu machen. Der Kirchenvorstand, der ihn wählte, hatte seinerzeit offenbar keine Zweifel darüber, wo ihr Pfarrer kirchenpolitisch stand. Das geschah offenbar erst im Gefolge einer Ansprache Wittekindts zum 3. Advent 1934. Was man in einzelnen an ihr bemängelte, ist nicht mehr auszumachen. Der Berichterstatter macht diese Bemerkungen nicht, um die Person Wittekindt nachträglich in ein Zwielicht zu rücken. Wohl aber werden wir hier darauf aufmerksam, daß die mit dem Kirchenstreit zusammenhängenden Dinge komplexer und diffiziler sind, als daß sie im Schema „schwarz-weiß“ abgehandelt und dargestellt werden könnten.

Genauso wie in Reichensachsen forderte im Mai 1935 der Kirchenvorstand von Schwebda die Einberufung einer außerordentlichen Sitzung (22.5.). Auf der Tagesordnung

stand die Bereitstellung der Kirche für eine deutschchristliche Feierstunde. Genauso wie Eichhöfer in Reichensachsen verweigerte es Wittekindt, die Sitzung einzuberufen und teilte dem Kirchenvorstand seine Einstellung zu der geplanten Feierstunde am 24.5. schriftlich mit:

Dem Antrag von 9 Mitgliedern des Kirchenvorstandes, eine Sitzung einzuberufen mit der Tagesordnung ‚Abhaltung einer Deutsch-Christlichen Feierstunde‘ kann nicht stattgegeben werden.

1. *Die Verantwortung für die bekennnis- und schriftgemäße Verkündigung in der Gemeinde trägt allein der Pfarrer.*
2. *Entweder unterscheidet sich eine sog. deutschchristliche Feierstunde von meiner an Bekenntnis und Schrift orientierten Verkündigung nicht – dann ist sie überflüssig – oder sie unterscheidet sich von ihr, dann muß ich sie ablehnen.*
3. *Ich warne die Mitglieder des K.V. davor, selbständig eine derartige Feierstunde im Gotteshaus zu veranstalten wegen der daraus sich ergebenden Folgen.*

Formaljuristisch haben sich die Pfarrer Wittekindt und Eichhöfer an diesem Punkt nicht korrekt verhalten. Denn das Kirchenrecht sieht ja tatsächlich die Notwendigkeit der Einberufung einer Kirchenvorstandssitzung vor, wenn eine bestimmte Anzahl der Mitglieder es wünscht. Jedoch die Absicht der Mitglieder damals war es, auf dieser Sitzung den Beschluß zu fassen, einer verfassungs- und bekennniswidrigen Gruppierung in der Kirche den Zutritt zum Gotteshaus zu verschaffen. Eichhöfer und Wittekindt wären von einem Kirchenvorstand überstimmt worden, der mit einem solchen Beschluß das Recht verwirkt hätte, noch ein evangelischer Kirchenvorstand zu sein. Aus dem Bedenken der Wahrheit heraus haben die genannten Pfarrer sich dem unkirchlichen Ansinnen ihrer Kirchenvorstände verschlossen und damit freilich eine formaljuristische Inkorrektheit in Kauf genommen.

Wenig später nach diesem ablehnenden Bescheid fuhr Wittekindt in Urlaub. Am 4. Juni erzwangen die Deutschen Christen ihre deutschchristliche Feierstunde. Kastenmeister Stieff mußte den Kirchenschlüssel herausgeben, nachdem ihm ein diesbezügliches Schreiben der Gestapo und des Landrats vorgelegt worden war. Stieff hat freilich nicht einfach pariert. Er wagte es, vorher beim Kreispfarrer (Herwig) anzufragen, wie er sich verhalten solle. Er bekam zur Antwort: „man müsse der Gewalt weichen.“ Die Dinge spitzten sich einige Wochen später zu, als Wittekindt wieder aus dem Urlaub zurück war. Auf einem Gemeindeabend am 21. Juli mit einem Referenten von der „Einstweiligen Kirchenleitung“ nahm Wittekindt auf die Vorgänge vom 4. Juni Bezug und machte die Äußerung: „Auf dieser Kanzel (der Gemeindeabend fand in der Kirche statt) hat vor nicht langer Zeit ein Mann gestanden, der gegen den Willen seines Amtsbruders in diese Gemeinde eingebrochen ist.“

Daraufhin verließen etwa 20 Männer unter Protest die Kirche; es entstand ein Auflauf, so daß Wittekindt nach der Veranstaltung unter Polizeischutz ins Pfarrhaus geleitet werden mußte. Wittekindt erhielt Redeverbot für den Regierungsbezirk Kassel auf unbestimmte Zeit (23.7.). Man warf ihm vor, mit seiner Äußerung die Anordnung der Gestapo kritisiert zu haben. Prompt reagierte die illegale „Kommissarische Kirchenregierung“. Sie bestellte auf Wunsch der Kirchenvorstände Schwebda-Frieda Pfr. Uffelmann-Grebendorf zum Spezialvikar des Kirchspiels (26.7.). Die von Nationalsozialisten dominierten Kirchenvorstände müssen also kurz nach den Ereignissen vom 22. Juli getagt, sich der „Kommissarischen Kirchenregierung“ unterstellt und Uffelmann zum Spezialvikar erbeten haben. Das ist wahrscheinlich am 24.7. geschehen.

Bevor wir auf die weiteren Ereignisse eingehen, über die wir durch die Pfarrer Eichhöfer-Reichensachsen und Lotz-Rambach unterrichtet sind, hören wir das Urteil des damaligen stellvertretenden Kreispfarrers Herwig –

Niddawitzhausen. Er berichtet an den sich im Urlaub befindenden Kreispfarrer Clermont – Eschwege am 23. und am 26.7.:

„Ich weiß nicht, ob es von Wittekindt halbwegs klug war, daß er, der doch nach Dilllich davongeht, jetzt in dieser Weise dem eingedrungenen Veerhoff und Anhang antworten mußte...“ (23.7.). Und dann am 26.7.: „In Schwebda hat es inzwischen eingeschlagen... Das Kirchspiel Schwebda ist vorläufig für unseren Dienst als verloren anzusehen... Soweit hat es der fleischliche Eifer Wittekindts kommen lassen.“

Herwig hielt also durch das – seiner Meinung nach eher ungeschickte – Verhalten Wittekindts das Kirchspiel Schwebda-Frieda für die „Einstweilige Kirchenleitung“ verloren. Anders beurteilte Eichhöfer die Lage. Er glaubte, es könne zumindest für Frieda gelingen, den fatalen Kirchenvorstandsbeschluß rückgängig zu machen.

Kurz nach Eintritt des Redeverbots erörterte Eichhöfer mit Wittekindt die Lage (27.7.). Zu diesem Gespräch kam zu irgendeinem nicht näher erkennbaren Zeitpunkt noch Pfarrer W. Lotz-Rambach hinzu. Eichhöfer schlug zweierlei vor, einmal: Am kommenden Sonntag solle ein Gottesdienst im Pfarrhaus durch einen bekennnistreuen Pfarrer abgehalten werden. Und zum anderen: Schleunigst sei mit zuverlässigen Leuten des Friedaer Kirchenvorstands Kontakt aufzunehmen, um eine Kirchenvorstandssitzung einzuberufen. Wittekindt hat sich dem ersten Vorschlag nach einigem Schwanken entzogen. Er hätte damit Öl ins Feuer gegossen und seine Lage ohne Zweifel verschärft. Es bleibt dem Leser überlassen, ob er den Vorschlag Eichhöfers als einen verantwortlichen Rat bezeichnen will.

Was den zweiten Punkt betrifft, so gab Wittekindt den Amtsbrüdern Eichhöfer und Lotz den Namen des Friedaer Kirchenvorstehers Frölich mit auf den Weg, an den sie sich wenden sollten. Dieser nun verwies auf einen zweiten Kirchenvorsteher, Herrn Muhl, zu dem man sich nunmehr zu Dritt aufmachte. Herr Muhl aber wollte in kein Gespräch ein-

treten, ohne den Bürgermeister Weidemann des Ortes hinzugezogen zu haben, der sei ebenfalls Kirchenvorstandsmitglied. Die Pfarrer Eichhöfer und Lotz konferierten also mit diesen drei Männern des Friedaer Kirchenvorstandes. Eichhöfer wollte sie dazu bewegen, sich für die Einberufung einer neuen Kirchenvorstandssitzung stark zu machen.

Er legte ihnen mit einem dreifachen Argument die Notwendigkeit dieser Sitzung klar:

1. Die Unterstellung unter das DC-Kirchenregiment sei aus dogmatischen Gründen bedenklich. Diese Kirchenleitung wolle weg vom Alten Testament und von den evangelischen Bekenntnissen. „Pfarrer Ulfelmann habe in meiner (Eichhöfers) Gegenwart von uns Pfarrern verlangt, daß nicht mehr über das AT gepredigt werden solle, er wolle los von der ‚Dogmatik‘ und den evangelischen Bekenntnissen.“
2. Die jüngste Kirchenvorstandssitzung mit ihren fatalen Beschlüssen sei nicht fristgerecht einberufen und die Mitglieder seien im unklaren darüber gelassen worden, „daß die Ernennung des Vertreters für Pfr. Wittekindt in der Hand des stellvertretenden Kreispfarrers liege.“
3. Diese Kirchenvorstandssitzung sei ein zweiter Schritt in dem Verfahren, Pfr. Wittekindt überhaupt unmöglich zu machen. Dieser Argumentation Eichhöfers wurde nicht widersprochen. So drängte er auf die Einberufung einer abermaligen Sitzung. Er rief auf der Stelle Herwig an, um ihn zu bitten, eine Sitzung zu halten. Herwig lehnte ab mit der Begründung, „daß die Friedaer uns nicht wollten.“ Dem widersprach Eichhöfer unter Berufung auf die anwesenden Friedaer Kirchenvorsteher. Darauf wollte Herwig die Sitzung noch am gleichen Abend gehalten haben, Eichhöfer sollte sie leiten. Das aber fand nicht die Billigung der Anwesenden. Man einigte sich darauf, die Kirchenvorstandssitzung am Abend des nächsten Tages unter Leitung von Herwig und im Beisein von Eichhöfer (und Lotz) stattfinden zu lassen.

Eichhöfer erhielt von Herwig die Ermächtigung, die Sitzung einzuberufen. Der Bürgermeister erklärte sich bereit, die Einladungen kurzfristig herausgehen zu lassen. An diesem Abend hatte also Eichhöfer Herwig, wie es scheint zweimal, von Frieda aus angerufen. Eichhöfer führte diese Telefongespräche aus unerfindlichen Gründen – jedenfalls mit Absicht – so laut, daß alle damals im Raume anwesenden Menschen – es war der Raum einer Gastwirtschaft – mithören konnten. Wen verwundert es da noch, wenn am nächsten Tag zur Zeit der geplanten Kirchenvorstandssitzung in Frieda ein SA-Trupp von Schwebda erschien und vor allem die anwesenden Pfarrer Eichhöfer und Herwig anpöbelte. Am Abend der geplanten Sitzung erschienen zwei der Kirchenvorstandsmitglieder, mit denen Eichhöfer noch am Vortag gesprochen hatte (Bürgermeister Weidemann und Herr Muhl) in Begleitung eines weiteren Kirchenvorstandsmitglieds H. und eines Polizeiwachtmeisters aus Wanfried. Eichhöfer berichtet: „Die Herren Muhl oder Weidemann eröffneten uns, die nationalsozialistischen Parteimitglieder im Kirchenvorstand wären übereingekommen, die Sitzung solle nicht stattfinden. Die vorausgehende sei von niemandem beanstandet worden. Sie, die Nationalsozialisten, nähmen nicht teil.“

Eichhöfer wurde festgenommen. Aussagen, die er am gestrigen Tage gemacht haben sollte, wurden zur Begründung seiner Verhaftung angeführt. Am Vortag war auch über die kirchenpolitische Lage gesprochen worden. Eichhöfer hatte geäußert, „die Kirche gehe wohl schweren Zeiten entgegen.“... „Wir müßten da zu persönlichem Einsatz bereit sein.“ Die Aussagen wurden so ausgelegt, als habe Eichhöfer von einem Religionskrieg gesprochen, den die Kirche gegen den Staat führen müsse. Jedenfalls wurde er daraufhin nach Eschwege gebracht. Am übernächsten Tag erhielt auch er Redeverbot und Aufenthaltsverbot im Kreise Eschwege.

Pfr. Lotz wurde auf seiner Heimfahrt von Frieda von den ebenfalls heimkehrenden SA-

Leuten vom Fahrrad gerissen und mißhandelt. Er erstattete wenig später Anzeige „Gegen Unbekannt“. Der Berichtersteller weiß nicht, ob sie zum Erfolg geführt hat.

Nach etwa sechs Wochen wurde das Redeverbot für Wittekindt aufgehoben. Am Erntedankfest 1935 (6.10.) konnte der Kreispfarrer Clermont der Gemeinde Schwebda mitteilen: „Nachdem von höchster Stelle der kirchliche Streitfall in Schwebda durch den Herrn Minister in kirchlichen Angelegenheiten, der das Vertrauen des Führers besitzt, geprüft und mit der Aufhebung des Redeverbotes gegen Pfarrer Wittekindt beigelegt worden ist, erwartet seine vorgesetzte Behörde, daß er nunmehr in seinen Gemeinden seinen Dienst in vollem Umfange wieder aufnimmt. Ich richte die freundliche Bitte an die Gemeinde, sich zu ihrem Pfarrer versöhnlich zu stellen.“

Wittekindt jedoch fühlte sich weniger denn je in Schwebda wohl. Schon vor den Ereignissen im Juni hatte er seine Fühler nach Dillich ausgestreckt. Denn seit Anfang 1935 belasteten ihn Verleumdungen und besonders eine Kirchenvorstandssitzung vom 8.2.1935, in der eines der Mitglieder ihn beleidigt hatte. Die Beleidigung ist nie zurückgenommen worden.

In dieser Sitzung ging es aber nicht nur um persönliche Dinge. In ihr wurde der Antrag des damaligen Gemeindegeschulzen Wilhelm Müller aus der vorigen Sitzung neu verhandelt. Er hatte gefordert, der Kirchenvorstand solle sich dem Reichsbischof unterstellen, d.h. für unsere Landeskirche der „Kommissarischen Kirchenregierung“. Wittekindt hat die Ausführungen Müllers protokolliert. Ihnen spürt man die innere Erregung auf beiden Seiten an, deswegen seien sie hier mitgeteilt:

„Zu diesem Antrag äußerte Herr Gemeindegeschulze Müller Folgendes:

„Der Antrag (von der vorigen Sitzung) wird aufrecht erhalten. Moralisch sei die Komm. Kirchenregierung zu unterstützen. Man habe ohne rechtliche Grundlagen. Zt. Bodelschwingh²⁶ ernannt. Infolgedessen kann

man sich nicht auf Paragraphen berufen. Der Notkirchenregierung („Einstweilige Kirchenleitung“) könne er sich nicht unterstellen. Wenn durch den Streit die Kirche kaputt gehe, gehe auch der Staat kaputt. Es war hier ein Gottesdienst überschrieben mit ‚Saardankgottesdienst‘. Da war in der Epistel von der Heilung des Aussätzigen die Rede. Ich verstehe nicht, daß jemand in der gegenwärtigen Lage eine solche Predigt verzapft. Das Gebet: „zerbrich die Kirche“ geht, fürchte ich, in Erfüllung.“

Ich habe den Streit unpersönlich aufgefaßt. Das kann ich jetzt nicht mehr. Ich bitte Herrn Pfarrer, die, die Ihnen am nächsten stehen, als Pharisäer anzugreifen. Ich bin mir keines Pharisäertums bewußt. Es kommt nicht darauf an, ob ich sage: Christus ist der Sohn Gottes oder ein Mensch, der ehrlich versucht hat, die Lehre den Menschen darzulegen, nicht auf Offenbarung. Wenn ich sage: Gott und Christus ist nicht dasselbe, so ist das anscheinend Sünde bei den Bekenntnischristen...“ Es folgen nun jene Ausführungen, die Wittekindt als persönlich beleidigend empfunden hat. (Verhandlungsbuch des Kirchenvorstands der ev. Kirchengemeinde Schwebda vom 8.2.1935, S. 10–11).

Der Wortführer auf jener Kirchenvorstandssitzung, der Gemeindegeschulze Wilhelm Müller, war nun aber zugleich auch Mitglied des Kirchenkreisvorstands. Am 11. März 1935 stellte Eichhöfer unter Berufung auf das Notrecht der Kirche den Antrag an den Kreispfarrer, Herrn Müller aus dem Kirchenkreisvorstand aus Gründen der Lehre und des Bekenntnisses auszuschließen. Er wies dabei ausdrücklich auf dessen Aussagen in der erwähnten Kirchenvorstandssitzung vom 8.2.35 in Schwebda hin: „Es kommt nicht darauf an, ob ich sage...“ Dieser Vorstoß Eichhöfers beeinträchtigte natürlich ebenfalls das Klima in Schwebda. Es ist verständlich, daß Wittekindt fortan zwar noch mit einzelnen Kirchenvorstehern, aber nicht mehr mit dem Kirchenvorstand als ganzem zusammenarbeiten konnte. Jedoch eine Versetzung nach Dillich verzö-

gerte sich immer wieder, weil die dortige Gemeinde unter dem Einfluß der „Kommissarischen Kirchenregierung“ stand. Anfang 1936 war zu seiner großen Erleichterung endlich ein Wechsel möglich, zwar nicht nach Dillich, sondern nach Dreihäusen.

Die Pfarrstelle Schwebda wurde nach kurzer Übergangszeit schon 1936 wieder besetzt. Die zerstrittenen „Einstweilige Kirchenleitung“ und die „Kommissarische Kirchenregierung“ waren durch den „Landeskirkenausschuß“ ersetzt worden. Der nun schickte in das Kirchspiel einen älteren Pfarrer mit längerer pfarramtlicher Praxis, Pfr. Aßmann.

Wir beenden unsere Darstellung mit Aßmanns Beurteilung der Lage im Kirchspiel in den Jahren 1936–1945 (Chronik Schwebda S. 12):

Nun noch einmal zurück zu den Verhältnissen in Schwebda und Frieda, wie sie zwischen 1936 und 1945 in politischer Beziehung vorherrschten. Es muß gesagt werden, daß in dieser Zeit niemand in der Ausübung seiner kirchlichen Pflichten und Rechte durch Organe der Partei ernsthaft gehindert worden ist. Kleine menschliche Schwächeerscheinungen, wie z.B. Anstellungen von Beobachtungen darüber, wer zur Kirche ging, wer besonders zum Pfarrer hielt u.s.w., vermögen an dieser Feststellung nichts zu ändern. Wohl wurde durch die angestrenzte Arbeit im Kriege, die auch an den Sonn- und Festtagen nicht ruhte und durch den Fortfall bestimmter Feiertage – Buß- und Bettag, Reformationsfest – auch wohl durch örtlich bedingte Geschmacklosigkeiten und Ungeschicklichkeiten besonders denen das Fortbleiben vom Gottesdienst leicht gemacht, die auch sonst nicht zu den fleißigsten Kirchenbesuchern gehörten, gewiß galt es auch in den Kreisen gewisser Parteiführer als selbstverständlich, der Kirche den Rücken zu kehren, wer aber seinem Konfirmationsgelübde getreu an den Einrichtungen und Segnungen der Kirche teilnehmen wollte, konnte es, ohne befürchten zu müssen, deshalb von den Organen des Staates und der Partei belangt zu werden. Natürlich weiß der

Schreiber dieser Zeilen um die vieltausendfältige Verfolgung von Amtsbrüdern und Gemeindegliedern und um die kirchenfeindlichen Bestrebungen in diesen Jahren, im Kirchspiel Schwebda ist während seiner Amtszeit wenig davon zu spüren gewesen...

Der Kirchenstreit in Wanfried

Im August 1935 wurde das Kirchspiel Wanfried vakant. Der bisherige Stelleninhaber, Pfarrer Friedrich Rose, hatte zum 15.8.1935 eine Pfarrstelle in Großenritte angenommen. Kreispfarrer Clermont erhielt am 5. August 1935 von der „Einstweiligen Kirchenleitung“ den Auftrag, die Pfarrei an den Hilfspfarrer Müller, Allendorf, zu übergeben, der Wanfried ab dem 1. August versehen sollte. Zu diesem Zeitpunkt waren offenbar die kirchenpolitischen Verhältnisse in Wanfried klar: Die Gemeinde unterstand der legalen „Einstweiligen Kirchenleitung“.

So berief der Kreispfarrer in Wanfried eine Kirchenvorstandssitzung zum 6.8.35 ein, auf der die Pfarreiübergabe stattfinden sollte. Das jedoch war nicht möglich. Die Gründe dafür nennt die Verhandlungsniederschrift, aus der wir zitieren:

... Die Sitzung hatte kein Ergebnis. Beim Eintritt in die Verhandlungen erklärte der stellvert. Vorsitzende Fritz Rehbein: Wir lehnen eine Übergabe an den Kreispfarrer Clermont ab. Der Ortsgruppenleiter Walter hat uns auf die Parteidisziplin hingewiesen und gedroht, jedes Parteimitglied vor das Parteigericht zu stellen, das es wagen würde, dem Kreispfarrer Clermont die Pfarrei zu übergeben und sich nicht dem kom. Kreispfarrer Uffelman zu unterstellen. Es wurde dem Kreispfarrer anheimgegeben, sich mit dem Kreisleiter auseinanderzusetzen.

Sämtliche Kirchenvorstandsmitglieder verließen das Zimmer, sodaß ein Verhandeln nicht möglich war. Die Übergabe konnte deshalb nicht stattfinden.

Kreispfarrer Clermont und Pfarrer Rose hatten nicht unterlassen, ihren entschiedenen Wider-

spruch gegen den parteipolitischen Eingriff zu äußern...

Wir hatten bei der Besprechung des Kirchenstreits in Schwebda – Frieda darauf aufmerksam gemacht: Bei der letzten Kirchenvorstandswahl 1933 waren die Kirchenvorstände mit solchen Mitgliedern überfremdet worden, deren Loyalität nicht bei der Kirche, sondern bei der Partei lag. Die Konsequenzen dieses Sachverhalts sehen wir bei der Pfarreiübergabe in Wanfried. Natürlich mußte Clermont über die fehlgeschlagene Sitzung an die Kirchenleitung berichten. Das tat er am 7.8. In diesem Bericht werden die Hintergründe noch ein wenig deutlicher. Clermont berichtet: „...Die Mitglieder des Kirchenvorstandes, die Pg. (Parteigenossen) sind, erschienen erst gegen 1/2 9 Uhr. Von ihrer Seite wurde erklärt, der Ortsgruppenleiter Walter habe sie vor der Kirchenvorstandssitzung zu sich gefordert und hierbei gesagt, der Führer habe den Reichsbischof eingesetzt und dieser wiederum die komm. Kirchenregierung in Kassel, und wer als Pg. sich nicht der komm.K.reg. anschließe, handle gegen den Befehl des Führers. Wer für die E.K.L. (Einstweilige Kirchenleitung) stimme, werde aus der Partei ausgeschlossen...“ Clermont bat in diesem Bericht die Kirchenleitung, auch bei den „dafür in Frage kommenden Stellen“ in Kassel Einspruch zu erheben.

Ebenfalls am 7.8. legte Clermont beim Kreisleiter telefonisch Beschwerde ein. Der verwies ihn an seinen Stellvertreter, fügte aber hinzu, er, der Kreisleiter, „griffe nicht in den Kirchenstreit, auch nicht persönlich, ein.“ Das kann nach Lage der Dinge nur heißen: „Ich persönlich halte mich aus diesen Dingen heraus. Also werde ich auch dem Parteigenossen Walter keinen Vorwurf machen.“

Die „Einstweilige Kirchenleitung“ gab den Bericht des Kreispfarrers der Gestapo zur Kenntnis und bemerkte dazu:

Wir glauben, der Staatspolizeistelle in Kassel diese Vorgänge mitteilen zu müssen, weil die Maßnahmen der Staatspolizeistelle gegen verschiedene Pfarrer des Kirchenkreises Eschwe-

ge – zwar nicht in der Absicht, aber in der nach außen sichtbaren Wirkung – als eine Stellungnahme mißverstanden werden können, die das Vorgehen des Ortsgruppenleiters Walter begründet erscheinen läßt. Es ist unseres Erachtens mit allen immer wieder erneut abgegebenen Erklärungen der höchsten Partei- und Staatsstellen unvereinbar, wenn in der geschilderten Art eine untergeordnete Parteinstanz mit den ihr zur Verfügung stehenden Druckmitteln unter Mißbrauch polizeilicher Macht und sachlich unrichtigen Behauptungen wie z.B., der Führer habe den Reichsbischof eingesetzt, eine kirchenpolitische Beeinflussung von Kirchenvorstandsmitgliedern versucht. Im Interesse der Wahrung der Volksgemeinschaft und des Friedens in der Bevölkerung bitten wir die Staatspolizeistelle, das Vorgehen des Ortsgruppenleiters Walter einer Prüfung zu unterziehen und dafür Sorge zu tragen, daß Vorgänge wie der berichtete sich nicht wiederholen.
gez. D. Merzyn (9.8.1935).

Ob und wie die Gestapo auf diese Einlassung reagiert hat, ist dem Berichtersteller unbekannt.

Zwei Tage nach dem ersten Versuch machte Clermont am 8.8.35 einen weiteren Anlauf, in Wanfried die Pfarrei zu übergeben. Der Kassenrendant (Kastenmeister) weigerte sich jedoch, dem Kreispfarrer den Kassenabschluß vorzulegen. Wir zitieren auch hier wieder aus der Verhandlungsniederschrift:

Es wurde Kreispfarrer Clermont mitgeteilt, es habe eine Sitzung stattgefunden, in der man sich auf die komm. Kirchenregierung geeinigt habe... Der Pfarrverweser Müller war eingeladen und zugegen. Er erklärte, unter diesen Umständen die Pfarrei nicht übernehmen zu können. Der Pfr. Rose erklärte, daß er jede Verantwortung ablehne, da durch höhere Gewalt die ordnungsgemäße Übergabe nicht stattfinden könne.

Der Kreispfarrer weist Pfr. Rose an, die Schlüssel des Pfarrhauses etc. an den stellvert. Vors. Herrn Rehbein zu geben und ihm die volle

Verantwortung für Pfarrei und Kirche zu überlassen.

Fernmündlich teilt das Kirchenvorstandsmitglied Nobbe während der Abfassung des Protokolls dem Kreispfarrer mit, man wolle im Kirchenvorstand nur Vertretung durch einen Pfarrer der komm. Kirchenregierung für Sonntag, den 11. August und weiterhin. An allen Stellen und in allen Besprechungen hat der Kreispfarrer Clermont seinen Widerspruch angemeldet und auf alle Ungesetzlichkeiten aufmerksam gemacht und Rechtsverwahrung eingelegt...

Niederschrift v. 8.8.35. Unterzeichner sind Clermont und Rose.

In dieser Verhandlungsniederschrift wird eine Kirchenvorstandssitzung erwähnt, in der sich der Kirchenvorstand der „Kommissarischen Kirchenregierung“ unterstellt habe. Sie hat noch im Laufe des 6. August stattgefunden, wohl im Anschluß an den ersten fehlgeschlagenen Versuch Clermonts, die Pfarrei zu übergeben. Am 7. August hat nämlich Uffelmann diesen Beschluß an Clermont weitergegeben.

Damit war der Weg frei, die vakante Pfarrstelle Wanfried demnächst mit einem deutsch-christlichen Pfarrer zu besetzen. Clermont vermutete – sicher zu Recht – daß die Vorgänge in Wanfried Methode hätten. Er schreibt in seinem schon erwähnten Bericht an die „Einstweilige Kirchenleitung“ vom 7.8.35:

Gestern Nachmittag (6. August) hatten wir eine Aussprache mit den beiden Pfarrern Uffelmann und Eisenberg, die der kom.K.Reg. unterstehen. Sie behaupten, solchen Beeinflussungen von Parteiorganen in kirchenpolitischer Beziehung fernzustehen. Da der Kreisleiter dasselbe behauptete, so fragt man sich, von welcher Seite der Ortsgruppenleiter seine Direktiven hatte. In anderen Gemeinden geht es genau so zu. In Wipperode wird der gleiche Fall von dem Zellenwart und Bürgermeister berichtet, der in die Angelegenheiten des Oetmannshäuser Kirchenvorstandes eingegriffen hat...

Clermont hat seine Enttäuschung und Mißbilligung gegenüber den Pfarrern Uffelmann und Eisenberg nicht zurückgehalten. In einem längeren, an beide Herren gerichteten Schreiben (12.8.35) brachte er zum Ausdruck, daß in Wanfried massiver Gewissensdruck auf die Kirchenvorstandsmitglieder von außen ausgeübt worden sei. Das bedeute den „denkbar schärfste(n) Eingriff der Partei in den Kirchenstreit.“ Er, Clermont, beneide niemanden um die „Erfolge“, die mit einem solchen Gewissensdruck errungen würden. Im Ton sachlich und unverletzend, aber in der Sache präzise machte er Uffelmann und Eisenberg klar: *In unserer Unterredung neulich (6.8.) stellten Sie solche Beeinflussungen in Abrede, wiesen sie auch von sich. Ich will Ihnen auch glauben, daß Sie diesen Parteieingriff auch nicht veranlaßt haben mögen.*

*Aber wenn Sie nun das durch den Eingriff der Parteistelle geschaffene Ergebnis akzeptieren, was ja inzwischen geschehen ist, so identifizieren Sie sich mit diesen Methoden, die sich im Kern nicht von den Mitteln unterscheiden, die auch die Gegenreformation anwandte. Sie zeigten sich neulich sehr empfindlich, daß man Sie als 'Irrlehrer' bezeichnet habe. Aber ist Paulus in **eine** Gemeinde hineingegangen, die durch Druck irgend einer äußeren, staatlichen Macht ihm gefügig gemacht worden war? Ist nicht das Palladium²⁷ der Reformation Glaubens- und Gewissensfreiheit? Es steht für immer fest, daß Mitglieder des Kirchenvorstandes zu Wanfried unter Gewissensdruck haben handeln müssen. Davon haben wir Pfarrer, Rose und ich, uns persönlich überzeugt. Und ich glaube, daß eine Befriedung des Kirchenkreises oder wenigstens eine Milderung des Kirchenstreites nicht erreicht wird durch solche Methoden, die wir auch anderswo feststellen und die zwar von Ihnen nicht gebilligt wurden aber praktisch doch durch Verwertung ihrer Ergebnisse von Ihnen gebilligt werden.*

Dieser Brief Clermonts hat Wirkung gezeigt. Uffelmann teilte dem Kreispfarrer unter

dem 16. August mit, daß schon vor dessen Brief vom 12.8. nochmals in Wanfried eine Kirchenvorstandssitzung stattgefunden habe. Die Herren Uffelmann und Eisenberg waren sich offenbar durchaus bewußt, daß die Vorgänge vom 6. des Monats einschließlich der eigenmächtigen Kirchenvorstandssitzung im höchsten Maße anfechtbar gewesen sind. Deshalb bemühte sich Uffelmann, klarzustellen, daß doch alles mit rechten Dingen zugegangen und kein Gewissensdruck ausgeübt worden sei. Er schreibt:

*...Pfarrer Eisenberg (hat sich) als der Spezialvikar nach eingehender Rücksprache mit mir am 9. August – also vor Abfassung Ihres Schreibens vom 12. August – nach Wanfried begeben, um den Kirchenvorstand nochmals, **gänzlich ungezwungen und freiwillig**, entscheiden zu lassen. Das Ergebnis dieser unbestreitbar **freien** Entscheidung ist die Tatsache, daß sich der dortige Kirchenvorstand – am 6. August 8/3 (8:3) – diesmal **einstimmig** der Komm. Kirchenregierung unterstellt hat...*

Der Brief Uffelmanns kann nicht vertuschen, daß ein unrechtmäßiger Vorgang zu einem rechtmäßigen Vorgang umfunktioniert worden ist. Die Deutschen Christen haben Wanfried „mit einem Schein des Rechts“ an sich gebracht. Denn auch am 9.8. stand noch die Drohung des Ortsgruppenleiters im Raum und vor allem: Diese Sitzung wurde bereits von einem Pfarrer jener Kirchenregierung einberufen und geleitet, die erst nach einem wirklich freien Entscheid des Kirchenvorstandes Wanfried hätte in Erscheinung treten dürfen. Die „Kommissarische Kirchenregierung“ hat dann im Kirchlichen Amtsblatt vom 4. September 1935 veröffentlicht, sie habe Pfr. Uffelmann zum kommissarischen Kreispfarrer des Kirchenkreises Eschwege mit Wirkung vom 1.(!) August 1935 ernannt. Gleichzeitig wird die Pfarrstelle Wanfried als erledigt angezeigt mit dem Hinweis:

„Bewerbungen durch den komm. Kreispfarrer in Grebendorf (!) zum 1. Oktober an das Landeskirchenamt. Die Gemeinde hat das

Wahlrecht.“ Wir haben also für wenige Monate im Kirchenkreis Eschwege einen Gegenkreispfarrer zu Clermont in der Person Uffelmanns.

Zum 1. November 1935 wechselte Eisenberg von Datterode nach Wanfried. (Über die Vorgänge in Datterode – Röhrda siehe „Der Kirchenstreit im Dreieck Niddawitzhausen – Reichensachsen – Datterode“). Jedoch mit der „Kommissarischen Kirchenregierung“, der Eisenberg mit dem Kirchenvorstand von Wanfried unterstand, war es Ende November des Jahres 1935 zu Ende. Vom nunmehr amtierenden „Landeskirchenausschuß“ wurde Clermont als der allein rechtmäßige Kreispfarrer des Kirchenkreises bestätigt. Clermont war jetzt der Erste, der den Pfarrern Uffelmann und Eisenberg die Hand zur Versöhnung ausstreckte. (Schreiben vom 12. Dezember 1935). Jedoch allein Uffelmann zeigte sich dankbar für diese versöhnliche Geste. Von Eisenberg kam keine Reaktion. Jedenfalls wäre jetzt eine ordnungsgemäße Übergabe der Pfarrstelle Wanfried möglich und notwendig gewesen. Es ist verständlich, wenn der Kreispfarrer das Landeskirchenamt bat, die Übergabe ausnahmsweise durch einen Beamten des Landeskirchenamts vollziehen zu lassen. Zweimal hatte er den vergeblichen Versuch gemacht, die Pfarrei zu übergeben und hatte ein demütigendes Verhalten durch den Kirchenvorstand ertragen müssen. Er war verbittert. Dazu kam ein Streit mit einem Wanfrieder Gemeindeglied und Kirchenvorstandsmitglied. Clermont hatte sich anläßlich einer Feier (Heldengedenktag ?) in Wanfried geweigert, ihm die Hand zu reichen. In eiskalter Ruhe hatte er ihm gesagt: „Sie haben mich aus Wanfried hinausgewiesen; ich kann ihnen keine Hand geben.“

Daraufhin reichte das Kirchenvorstandsmitglied eine Beschwerde beim Landeskirchenamt ein. Der Kirchenvorstand wiederum solidarisierte sich mit seinem Mitglied gegen Clermont. Als bekannt wurde, daß der Kreispfarrer die Übergabe der Pfarrei durch einen Beamten des Landeskirchenamts durchführen

lassen wolle, führte Eisenberg am 17. Dezember einen Beschluß herbei, der Clermont persönlich zur Übergabe zwingen sollte:

Der Kirchenvorstand erwartet, daß Kreispfarrer Clermont die Pfarreiübergabe persönlich vornimmt und sich nicht in dieser Amtshandlung durch einen Beamten des Landeskirchenamtes vertreten läßt. Er ist der Meinung, daß es nicht in das Belieben eines Kreispfarrers gestellt ist, welchen Pflichten er nachkommen und welchen er sich entziehen will. Von Seiten des Kirchenvorstandes liegen Bedenken gegen eine Arbeit mit Kreispfarrer Clermont nicht vor, vorausgesetzt, daß Kreispfarrer Clermont die Hindernisse, die er selbst durch sein Verhalten Herrn K. Israel gegenüber aufgerichtet hat, beseitigt.

Einen Tag später entschuldigte sich der Kreispfarrer bei Herrn Israel für sein schroffes Verhalten ihm gegenüber vor wenigen Wochen.

Gleichwohl verzögerte sich die Pfarreiübergabe. Von Wanfrieder Seite hatte man sich wohl inzwischen auch ans Landeskirchenamt gewendet, um auf Clermont Druck auszuüben. Gegen Ende Januar 1936 machte nämlich das Landeskirchenamt den Kompromißvorschlag, Clermont solle doch bei der Pfarreiübergabe durch den Assessor Krommes vom Landeskirchenamt wenigstens zugegen sein. Nach Beratung mit den Amtsbrüdern – sie alle rieten Clermont von einem Gang nach Wanfried ab – und mit Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand blieb der Kreispfarrer der Pfarreiübergabe in Wanfried fern. Sie hat Ende Januar 1936 stattgefunden. Danach schienen sich die Dinge zu beruhigen. Im März 1936 hören wir von einer Pfarrkonferenz, auf der auch die Pfarrer Uffelmann und Eisenberg wieder teilgenommen haben. Da ereignete sich ein Vorfall, in dessen Gefolge Uffelmann und Eisenberg an keiner gemeinsamen Pfarrkonferenz mehr teilnahmen. Wir zitieren die Darstellung des Vorgangs aus dem empörten Beschwerdebrief Eisenbergs und Uffelmanns vom 25. März 1936:

Wenig Zeit nach der heutigen Konferenz befanden wir uns mit Bekannten, deren einer Amtsbruder Lueken/Renda war, im Kaffee Schäfer zu Eschwege. Als der Pfarrer Schwerdtfeger/Netra das Lokal betrat, begab er sich an unseren Tisch, begrüßte die übrigen mit herzlichem Händedruck und erhob uns gegenüber mit betont offizieller Geste den Arm zu kaltem, bewußt unpersönlichem Gruß. Diese auserlesenen unterschiedliche Behandlung muß zahlreichen unserer Bekannten, die sich im Lokal befanden, aufgefallen sein und wieder ein Bild miteinander verfallener Pfarrer gegeben haben. Wir vermögen solche Lieblosigkeit nicht in Einklang zu bringen mit dem so ernsten Anliegen unserer heutigen Konferenz ... Solches Verhalten, das unsere Ehre öffentlich preisgibt kurz nach einer so erfreulichen Verständigung, die wir doch wohl alle als einen grundlegenden Erfolg für den Kirchenkreis buchen müssen, hat uns veranlaßt, dem Pfarrer Schwerdtfeger nunmehr auch seinerseits die Ehre eines Amtsbruders abzusprechen und ihm mitzuteilen, daß wir für ihn nur noch tiefe Verachtung haben, daß aber unsere Kirche zu ihrem Glück arm sei an solchen ‚Pfarrern‘.

Wir sind der festen Gewißheit, daß die Amtsbrüder, der Herr Kreispfarrer und der Landeskirchenausschuß uns schützen werden vor der Notwendigkeit, mit Pfarrer Schwerdtfeger in einem Raum (Konferenzen!) zusammenkommen zu müssen ...

Wir bitten daher herzlichst, den Pfarrer Schwerdtfeger von künftigen amtlichen Konferenzen fernzuhalten. Wir selbst werden mit innerster Anteilnahme und Bereitschaft wieder vertreten sein.

Wir bitten ferner, daß von dem Versuch einer Beilegung in diesem Falle Abstand genommen werde, da wir dazu nach diesem total hoffnungslosen Verhalten nicht mehr in der Lage sind.

Die Bemühungen Clermonts um Frieden waren durch das provozierende Verhalten Schwerdtfegers zunichte gemacht worden. Er

begründete sein Verhalten in der Hauptsache darin, „daß er nach dem, was geschehen sei, innerlich keinen Weg zu Uffelmann und Eisenberg finden könne.“ (Bericht Clermonts an den Landeskirchenausschuß in Kassel vom 20. April 1936). Aber Clermont schreibt auch im selben Bericht: „Die Antwort von U. und E. kann man auch nicht billigen; Pfarrer, die Christi Diener sein wollen, dürfen für den Gegner nicht nur ‚tiefe Verachtung haben‘, dürfen auch nicht darum bitten, von einer Beilegung des Konflikts ‚Abstand zu nehmen‘, dürfen solche Streitfälle weiterhin nicht als ‚total hoffnungslos‘ ansehen.“

Beide Teile begegnen sich in der Unversöhnlichkeit. Die Eingabe von U. und Eisenberg schließt die Weigerung in sich, die amtliche (offizielle) Konferenz zu besuchen, wenn nicht Schwerdtfeger ausgeschlossen wird. Das ist doch ein ganz unmögliches Ding. Die Bekenntnispfarrer treten hinter Schwerdtfeger. Es ist also an keine amtliche Konferenz und auch an keine offiziöse Konferenz (Pfarrkränzchen) zu denken, wenigstens vorerst...

Uffelmann starb plötzlich im Jahre 1937. Eisenberg amtierte in Wanfried und mied die übrigen Pfarrer. Bis zur Neubesetzung des durch den Tod Uffelmanns vakant gewordenen Kirchspiels Grebendorf-Neuerode war er dort als Spezialvikar tätig. Sein Wirken bekam auch der junge Pfarrer Hellmut Burghardt zu spüren, der am 31.7.1938 in Grebendorf durch Oberlandeskirchenrat D. Merzyn ordiniert wurde und die Pfarrstelle bis Herbst 1947 innehatte. Er schreibt in der Chronik: „Pfr. Eisenberg wühlte fortwährend in meinem Kirchspiel und brachte es auch gleich bei dem 1. Konfirmandenjahrgang fertig, ca. 50% derselben aus der Konfirmandenstunde des Ortspfarrers herauszulocken in eine Konfirmandenstunde nach Thür. Deutscher Christenart in Eschwege. In der Kapelle des Altersheims hielt er auch regelmäßig seine Gottesdienste ab...“

Eisenberg betreute die Mitglieder der sog. Nationalkirchlichen Einung/Deutsche Christen – vornehmlich aus Grebendorf, Wan-

fried, Reichensachsen (?) und Eschwege – und hielt deutschchristliche gottesdienstliche Feiern in der Eschweyer Hospitalkapelle, die ihm Bürgermeister Dr. Beuermann im Herbst 1938 dafür zur Verfügung gestellt hatte²⁸. Dr. Beuermann hatte jedoch die Benutzung der Kapelle von der Zustimmung des 1. Pfarrers der Altstädter Gemeinde, der dort das Kanzelrecht hatte, abhängig gemacht. Das war der derzeitige Kreispfarrer Wepler, der Nachfolger des 1936 aus dem Amt ausgeschiedenen Kreispfarrers Clermont. Eisenberg richtete daher am 14. Oktober ein längeres Schreiben an den Kreispfarrer, in dem er um Erteilung der Zustimmung, des sog. Dimissoriale, bat. Da dieses Schreiben auch einen Einblick in die damalige kirchliche Gesamtsituation gibt, zitieren wir einen größeren Abschnitt daraus:

...Mir liegt daran, daß die DC-Arbeit in Eschwege, wie überall, sich in geordneten Bahnen vollzieht. Nachdem das Ketzergericht des verflorenen Reichskirchenausschusses die Nationalkirche als Irrlehre abgelehnt hat, (Anm.: Gutachten der Universitätsprofessoren zu den Thüringer Deutschen Christen im Juni 1936) braucht niemand sich zu wundern, daß sie ihren eigenen Weg dennoch gläubig weitergeht, und ihre Mitglieder sich eine neue Betreuung suchen. Damit soll die Volksgemeinschaft nicht zerstört werden, sondern die von der Kirche Verstoßenen wollen an ihrem Teil dazu beitragen, daß unter ihnen neue Gemeinschaft wird. Je ungehinderter wir unsere Arbeit tun können, umso mehr wird in den Kirchengemeinden Ruhe und Ordnung bestehen. Und wenn ich auch bereits vollendete Tatsachen geschaffen habe, so sehe ich doch die Möglichkeit einer gütlichen Einigung darin, daß die Pfarrer des Kirchenkreises die Familien mir zur seelsorgerlichen Betreuung überlassen, die durch ihre Mitgliedschaft sich zu der Nationalkirche bekennen. Durch solch ein Einverständnis wäre die Frage des Dimissoriale (sic!) ein für alle mal entschieden, und es würde der Zustand aufhören, daß ich mich bei Verweigerung des Dimissoriale gezwungen sehe, illegal trotzdem die Amts-

handlung zu halten. Die DC-Arbeit in Eschwege hört nicht auf. Diese Tatsache steht fest...

Wir vermuten, daß der Kreispfarrer das Dimissoriale erteilt hat. Denn am 17.10.1938 ist das Thema auf der Pfarrkonferenz zur Sprache gekommen. Ein Widerstand aus der Pfarrerschaft dagegen wurde nicht notiert. Freilich war Eichhöfer auf dieser Konferenz nicht anwesend. Aber davon abgesehen scheint es so zu sein, daß man auf allen Seiten des Streits müde war.

Im Frühjahr 1939 hören wir noch einmal von einer kleineren Spannung zwischen Eisenberg und Burghardt – Grebendorf. In einer groß aufgezogenen Feierstunde hatte man auf dem Friedhof zu Grebendorf einen Gedenkstein für den verstorbenen Pfarrer Uffelman mit der Aufschrift „Kamerad Uffelman“ gesetzt. Damals sprachen die DC-Pfarrer Möller – Kassel-Ro., Blasjewski – Kassel-Ki. und Eisenberg-Wanfried. Eisenberg forderte damals auch Burghardt auf, etwas zu sagen. Dessen Ausführungen haben den Anwesenden aber offenbar nicht gefallen. Fortan galt er als „Jesuitenpfarrer“, denn er habe „alles, was vorher gesagt worden war, wieder umgedreht.“²⁹

Ende 1948 verließ Eisenberg Wanfried und wechselte zum 1. Dezember (1948) nach Rhoden im Kirchenkreis der Twiste.

Nachbemerkungen

Es ist uns im Lauf der Darstellung immer wieder aufgefallen: Ein zentraler Punkt des Kirchenstreits war die Geltung des Alten Testaments in der Kirche. Nun lebten aber in jenen Jahren die Nachkommen eben diesen alttestamentlichen Bundesvolkes noch mitten in unseren Kommunen, umgeben von christlichen Gemeinden. Eschwege, Reichensachsen, Abterode hatten eigene Synagogen. Was den Juden an Diskriminierungen seit 1933 widerfuhr, besonders aber die Zerstörung ihrer Gotteshäuser in der sog. „Reichskristallnacht“ 1938, wird in keiner der Chroniken der Kirchengemeinden erwähnt. (Eine Ausnahme

stellt die Chronik von Abterode dar, die sich aber auch – gleichsam in einem Nebensatz – nur auf eine Andeutung beschränkt)³⁰.

Auf keiner Pfarrkonferenz scheinen die Vorgänge um die Juden irgendeine Rolle gespielt zu haben. Wie selbstverständlich gehörte das nicht zu den amtlichen Dingen. Vielleicht hat man in kleinerem Kreis darüber gesprochen. Aber das bleibt doch leider nur eine durch nichts belegbare Vermutung. Das Schweigen zum Judenproblem jedoch in den kirchlichen Chroniken muß ein heutiger Leser bedrückend empfinden. Er gewinnt das Gefühl, als wären die Juden für den Schreiber schon nicht mehr dagewesen. Deshalb bekommt das an und für sich so notwendige Eintreten für die Geltung des Alten Testaments durch die Mehrzahl der Pfarrer nun dennoch einen faden Beigeschmack.

Das Schweigen erklärend – nicht entschuldigend – mag freilich dies bedacht werden: Die meisten Chronisten haben – obwohl sie das nicht sollten! – ihre Eintragungen nicht gleich aus der Betroffenheit durch die Zeitergebnisse niedergeschrieben, sondern z.T. erst Jahre später. Deshalb ist so mancher Chronikeintrag eher ein grober Abriß über Jahre des Wirkens eines Pfarrstelleninhabers als eine Dokumentation von konkreten Vorfällen. Manchem Chronisten sind im Rückblick auf viele Jahre auch offenkundige Fehler unterlaufen. Aus diesem Grund haben die Einträge in den Kirchenchroniken – anders als es sein sollte – leider oftmals nur einen eingeschränkten Quellenwert. Diese verspätete Eintragung erklärt z.T. das Fehlen der Vorgänge um die Juden in den Chroniken.

Freilich, es ist bezeichnend für die, die ihre Chronik in der Form eines Rückblicks verfaßt haben: Ihnen sind ganz augenscheinlich die angesprochenen Ereignisse nicht mehr präsent gewesen. Aber das wiederum läßt doch nur die Schlußfolgerung zu: Die Chronisten waren schon damals von den Ereignissen um die Juden nicht so sehr betroffen, daß sie sich ihnen unauslöschlich ins Gedächtnis eingegraben hätten.

Wer aber, so fragen wir, wären denn die berufenen Zeugen gewesen, die Vorgänge um die jüdischen Mitbürger in ihren Gemeinden wenigstens chronistisch getreu festzuhalten, wenn nicht jene Pfarrer, die sich für die Geltung des Alten Testaments so leidenschaftlich eingesetzt haben?³¹

Im Kirchenstreit haben sich die Kontrahenten Wunden geschlagen, die wohl vernarbten, aber nie richtig ausgeheilt sind. Kein Geringerer als der Kreispfarrer Clermont äußert die Vermutung, daß der frühe Tod Uffelmans etwas mit diesem Streit zu tun gehabt haben könnte und er „sich wohl in den kirchlichen Kämpfen aufgerieben“ habe. Wir erinnern an die Wunden, die sich Herwig, Eisenberg, Uffelman und Eichhöfer; Clermont und Herwig, Eisenberg und Clermont; Eisenberg, Uffelman und Schwerdtfeger gegenseitig zugefügt haben. Die Gegner sahen sich nur noch durch ihre eigene Brille und legten sich bestimmte Etikettierungen zu. Wir könnten diese Etikettierungen vielleicht so beschreiben: Für die Bekenntnispfarrer waren die deutschchristlichen Pfarrer „Irrlehrer“, die Schrift und Bekenntnis über Bord werfen wollten; für die deutschchristlichen Pfarrer wiederum waren die Bekenntnispfarrer Vertreter der „Reaktion“, eines Kirchentypus also, den es zu überwinden galt. Dieser Kirchentypus war für sie gekennzeichnet durch starren Dogmatismus und Intoleranz. Uffelman hat das im oben zitierten Antwortschreiben vom 16. August 1935 an Clermont zur Sprache gebracht. Hier nimmt er Bezug auf den Vorwurf des Kreispfarrers, durch die Vorgänge in Wanfried sei die evangelische Glaubens- und Gewissensfreiheit angetastet worden. Er bemerkt dazu: „...Das ‚Palladium der Reformation, die Glaubens- und Gewissensfreiheit‘, wird heute von der Bekenntnisfront, der Sie nach meiner festen Gewißheit innerlichst niemals verbunden sein können, zu Grabe getragen.“ Herwig schreibt in einem Brief an Clermont vom 24.10.1936, in dem er die Frage einer möglichen Versöhnung mit den Pfarrern im Kirchenkreis in Erwägung zieht: „...ob ichs gerade

Wintzer und Eichhöfer gegenüber täte, deren ans Zelotenhafte erinnerndes Wesen mir mehr und mehr unsympathisch geworden ist und die ich für mich mehr nur als Amtsträger denn als Amtsbrüder ansehen kann, ist mir fragwürdig.“ Unvergessen war das in der Tat schreckliche Wort von Wintzer: „Die Leichen mögen stinken von Reichensachsen bis Eschwege – wir begraben sie nicht!“³² Herwig nennt diese Haltung „den zelotenhaften Eifer eines jungen, unerfahrenen Pfarrers“ (Chronik Niddawitzhausen S. 48).

Ein Leser von heute erkennt: Im Kirchenstreit ist nicht nur über sehr bestimmte Fragen gestritten worden. Hier trat vielmehr eine eher prinzipielle Beobachtung wieder ins Bewußtsein, die unabhängig vom damaligen Kirchenstreit Geltung hat, nämlich: Kirchen, die die christliche Lehre vornehmlich in dogmatischen Formeln explizieren, tendieren zur Intoleranz und Unterdrückung der Gewissen. Wo sie in einer Gesellschaft Einfluß gewinnen, entsteht Unfreiheit. Die Geschichte der Kirche einschließlich der protestantischen Kirchentümer bietet genügend Anschauungsmaterial dafür. Umgekehrt: Kirchen, die der Beliebigkeit des Glaubens in ihren Reihen Raum geben wollten, verlören sehr bald ihre christliche Substanz und gäben damit ihr unverwechselbar Eigenes preis. In diese Richtung tendierte der liberale Protestantismus, soweit er sich der Wiederentdeckung der Theologie Luthers durch Karl Holl und dem Aufkommen der dialektischen Theologie in den zwanziger Jahren verschloß. Es bleibt daher eine bis heute noch nicht gültig gelöste Frage: Kann die Kirche überhaupt ihre Bindung an Schrift und Bekenntnis aufrechterhalten, ohne das hohe Gut der Glaubens- und Gewissensfreiheit anzutasten?

Noch nicht aufgeklärt ist die Frage, warum unsere Lehrer so bald ihre kirchlichen Ämter niedergelegt haben. Sie haben sich gelegentlich dabei auf den sog. „Heß-Erlaß“ vom 13. Oktober 1933 (Verordnungsblatt der NSDAP, 2. Jahrgang, Folge 58) berufen. Er lautet:

„Kein Nationalsozialist darf irgendwie benachteiligt werden, weil er sich nicht zu ei-

ner bestimmten Glaubensrichtung oder Konfession oder weil er sich zu überhaupt keiner Konfession bekennt. Der Glaube ist eines jeden eigenste Angelegenheit, die er nur vor seinem eigenen Gewissen zu verantworten hat. Gewissenszwang darf nicht ausgeübt werden.“

Dieser Erlaß wurde offenbar als Ermunterung aufgefaßt, kirchliche Fesseln abzuwerfen.

Wir möchten hier aber noch eine weitere Vermutung äußern, warum kirchliche Ämter so schnell niedergelegt wurden. Gerade unsere Volksschullehrer unterrichteten ja alle Fächer. Ganz anders als die Pfarrer hatten sie sich mit modernen naturwissenschaftlichen und pädagogischen Erkenntnissen auseinandersetzen. Darüberhinaus waren ihnen Forschungsergebnisse der historisch-kritischen Theologie nicht unbekannt. Das alles mußten sie mit ihrem persönlichen Glauben in Einklang gebracht haben, wenn sie Religionsunterricht gaben. Der Mehrzahl der Lehrer – so scheint es, wenn unsere Deutung richtig ist – ist dies nicht gelungen. Sie gaben ihren Religionsunterricht und trugen ihren heimlichen Zweifel in sich. Als nun das Dritte Reich mit seinen öffentlichen Angriffen gegen die christliche Überlieferung kam, dazu ein ermutigender Erlaß vom Stellvertreter des Führers, fühlten sie sich verstanden und quittierten das, wovon sie schon längst heimlichen Abschied genommen hatten oder paßten es der neuen Weltanschauung an (s.o. Neuerode). In Alben ließ der dortige Lehrer Becker vor Weihnachten 1936 Lieder lernen, die die Kinder dann zu Hause unter dem Weihnachtsbaum singen sollten. Der Lehrer habe die Bemerkung gemacht, „die, die andere Lieder sängen, seien scheinheilige Menschen.“ (Chronik Eschwege-Altstadt, Anhang I). Uns interessiert hier vornehmlich das Wort „scheinheilig“. Es sagt ja über die anderen aus, sie glaubten selber nicht mehr, was sie da in den alten Liedern sängen. Und es sagt über ihn, den Lehrer, daß er seine Zweifel überwunden und sich zu einem neuen Glauben durchgerungen habe.

Die von Lehrer Becker diktierten Lieder lauten:

1. *Vom Himmel hoch da komm' ich her
ich bringe euch gute neue Mär',
der guten Mär bring ich soviel,
davon ich sing'n und sagen will.*
2. *Ich bin der goldne Sonnenschein,
kehr jetzt aufs neue bei euch ein.
Liegt auch die Welt in Schnee und Eis,
bald grünt der (sic!) erste junge Reis.*
3. *Ich bringe euch alle Seligkeit,
das Hoffen auf die Frühlingszeit,
der erste süße Maientraum,
er weht schon durch den Weihnachtsbaum.*

1. *Stille Nacht, heilige Nacht,
o, wie schön, welche Pracht
in dem festlichen trauten Raum
steht der strahlende Weihnachtsbaum
Weihnacht ist wieder da.*
2. *Stille Nacht, heilige Nacht,
Kinderschar, o, wie lacht
Freude euch aus Herz und Mund,
Weihnachtswunder tut sich kund.
Werdet Lichtsucher all.*
3. *Stille Nacht, heilige Nacht,
Kerzenschein flimmert sacht.
Das zum Leben erweckende Licht
sieghaft durch das Dunkel bricht.
Freuet euch und seid froh.“*

Beim Anblick solch eines erbärmlichen Gewächses, das aus den Trümmern eines zusammengestürzten christlichen Glaubens emporwuchs, kann einem nur das Herz brechen.

Anhang I:

Deutschchristliche Gottesfeier und Lieder

Im Jahre 1938 erschien im „Verlag Deutsche Christen“, Weimar, ein kleines Heftchen mit dem Titel „Lieder für Gottesfeiern“. Es um-

faßt 32 Choräle für Gemeindegesang und 7 geistliche Volkslieder für Gemeinde- und Chorgesang. Es ist gedacht als Anhang für die Lieder des offiziellen Gesangbuchs. Daneben bietet es „Eine Ordnung der sonntäglichen Gottesfeier“, wodurch wir einen Einblick in den Ablauf eines deutschchristlichen Gottesdienstes bekommen³³.

Äußerlich gesehen entspricht der Ablauf einer sog. „Gottesfeier“ der deutschen Christen unserem normalen Sonntagsgottesdienst. Man kann daher Pfr. Erich Eisenberg glauben, wenn er sagt, er habe seine deutschchristlichen Gottesdienste nach der Ordnung unserer Landeskirche gehalten. Jedoch, das besagt ja noch nicht allzuviel. Bei formal gleichem Aufbau kann ein sehr unterschiedlicher Inhalt weitergegeben werden. Er muß sich ja doch von dem unterscheiden haben, was Eisenberg in seinen normalen Gottesdiensten in Wanfried praktizierte. Und so wüßten wir gerne, wie die vorgegebenen feststehenden Stücke des normalen Gottesdienstes in einer „Gottesfeier“ im einzelnen gefüllt worden sind. Im vorliegenden Liederbuch sind einige liturgische Stücke angeführt. Das erste dürfte dem „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“, also dem „Gloria in excelsis“, entsprechen. Es lautet jeweils in Aufnahme eines dreimaligen Vortums durch den Pfarrer:

*Herrgott wir danken dir,
Herrgott wir danken dir,
Herrgott wir preisen dich, wir preisen dich in
Ewigkeit.*

Liturgische Stücke für das „Ehr' sei dem Vater und dem Sohn“ (Gloria patri) und „Herre Gott, erbarme dich“ (Kyrie) sind nicht angegeben. Wir hätten auch gerne gewußt, in welcher Formulierung das Glaubensbekenntnis in dieser deutschchristlichen Gottesdienstfeier vorhanden gewesen ist³⁴. An hohen Festtagen scheint ein Chor die drei Artikel vorgetragen zu haben, deren Inhalt dann die Gemeinde dreifach aufgenommen hat, indem sie sang:

*Wir glauben an Gott,
Wir trauen dem Christ,
Wir preisen die Kraft.*

Ebenfalls für hohe Festtage war ein zweiteiliger Chorgesang vorgesehen, auf dessen ersten Teil die Gemeinde sang:

Zu den hohen Sternen heben wir den Blick

und auf dessen zweiten Teil sie singend antwortete:

*All unser Leben steht in seiner Hand.
Jeder Tag verkündet uns die Wahrheit neu.
Ew'ge Vaterliebe bleibt uns allzeit treu.*

An welcher Stelle dieses liturgische Stück im Gottesdienst seinen Platz hatte, wissen wir nicht. Wir erhalten leider auch keine Auskunft darüber, nach welcher Taufformel evtl. getauft wurde und wie die Einsetzungsworte bei der Feier des Abendmahls gelaute haben.

Das vorliegende Liederbuch scheint mir über den damaligen Kirchenstreit hinaus von Belang zu sein. Nicht etwa, weil die Lieder von besonderer Qualität wären, sondern weil dieses Liederbuch ein Hinweis darauf ist, welche christlichen Glaubenselemente diese Gruppierung sich überhaupt noch aneignen konnte. In diesem Gesangbuch kommt kein einziges Lied vor, das auf den Karfreitag, also auf den Kreuzestod Jesu, Bezug nähme. Was die hohen christlichen Feste betrifft, so finden wir Weihnachtslieder und Osterlieder. Aber in ihnen wird das in der Hl. Schrift bezeugte Christusgeschehen entweder in sehr verdünnter Form klischeehaft zur Sprache gebracht oder als Ausdruck eines Naturvorgangs interpretiert, der dann – ausgesprochen oder unausgesprochen – wiederum zum Aufruf für ein entsprechendes menschliches Tun wird.

Ich nenne als Beispiele die Lieder 805, 804, 834, 803:

Weihnachtslieder:

*Christ ist heut geboren, mitten in der Nacht;
Kindlein auserkoren, hat euch Heil gebracht.*

*Wir auf gold'nen Stufen Gottes heilig' Schar,
singen, künden, rufen euch ein selig' Jahr.*

*Gnadenströme fluten, weihen Herz und Zeit,
und in Sonnengluten strahlt die Ewigkeit.* [805]

(Text: Hermann Ohland, Satz: Paul Schwadtke).

*Christ ist geboren in kalter Nacht.
Er gab in harten Zeiten uns Trost und Macht.*

*Christ ist geboren in dunkler Not.
Er gab in harten Zeiten uns Wein und Brot.*

*Christ ist geboren! Lob, Ehr' sei Gott.
Er stürzt im Jubelstürme die Sünd', den Tod!"* [804]

(Text: Hermann Ohland, Satz: Paul Schwadtke).

*„Weihenacht! Weihenacht!
Blut und Erde sind erwacht!
Gottes Sterne machtvoll kreisen;
Stürme sind die Heldenweisen.
Volk, dein Morgen bricht herein!
Gott kehrt in die Hütten ein.*

*Weihenacht! Weihenacht!
Blut und Erde sind erwacht!
Über dir blühn Gottes Sterne;
drunten singts im Ackerkerne:
Volk, aus Gottes Licht und Kraft
wächst dir Ehr' und Heldenschaft.
Weihenacht! Wei=he=nacht!
Blut und Erde sind erwacht!"* [834]

(Text: Hermann Ohland, Satz: Paul Schwadtke)

Osterlied:

*Christ ist erstanden! Wunder der Frühe!
Erde brich auf und blühe empor!
Marter und Banden, Tod war zuschanden,
Engel und Menschen jubelt im Chor!
Erstanden ist Christ!*

*Christ ist erstanden! Jauchzet ihr Stürme heilig
das Lied aus Himmeln her!
Frohlockt ihr Lüfte,
dröhnt in die Gräfte, preiset,
lobsinget zu Gottes Ehr: Erstanden ist Christ!*

*Christ ist erstanden! Menschen erwachet, bre-
chet dem Tode Riegel und Tor! Österlich Wer-
de kröne die Erde! Volk brich nun auf und
blühe empor! Erstanden ist Christ!* [803]

(Text: Hermann Ohland Satz: Adolf Daum).

Die biblische Tradition kennt den Begriff „Volk“. Sie versteht darunter das neue Gottesvolk, das in der Kraft des heiligen Geistes aus den Völkern der ganzen Welt gesammelt wird. In diesem deutschchristlichen Liederbuch wird die Tendenz sichtbar, an die Stelle des biblischen Gottesvolkes das deutsche Volk zu setzen:

*Säleute sind wir alle und ich, säen die Saat in
tausend Herzen, säen in Freuden, säen in
Schmerzen, säen, o Deutschland, nur für dich.*

*Einmal wird reifen, was wir gesät, was im
Glauben erkämpft und erlitten, was wir mit
hoffendem Herzen erstritten, einmal wird
uns're Saat gemäht.*

*Gott ist der Vater und Herr der Saat, weckt aus
der Schollen Umbruch das Leben. Glaube, der
ihm sich opfernd gegeben, erntet erlösende
Kraft zur Tat!*

*Tausend Bäche nähren den Strom. Tausend
mal tausend lassen ihn schwellen. Einmal aus
aller Wirrniss Wellen hebt er sich doch, der
deutsche Dom.* [828]

(Text: Rudolf Heubel, Melodie Eisenach 1937).

Der beliebteste Gottesbegriff der deutschchristlichen Gruppierung dürfte „Herrgott“ sein, gefolgt von dem Begriff „Vater“. Jesus Christus taucht nur ganz spärlich auf in der Form „Christ“.

Im Lied 839 finden wir die Wendung:

*Wir sind getreu dem Bruder Christ im Sturm
und in der Stille.*

Oder 826:

*Steh' auf! Christ will dein Bruder sein! Nun,
Seele, freue Dich! Kein Herz wird dir verloren
sein! Das Leben hat den Sieg!*

Einmal freilich heißt es im Lied 807:

*O heil'ger Christ, o heil'ger Gott, du führst uns
aus der bitt'ren Not. Damit wir würden froh
und reich, uns hell erleucht' dein Himmel-
reich.*

Die Formulierungen stammen alle von Hermann Ohland.

Wir brechen an dieser Stelle ab. Die vorgestellten Lieder und die Gottesfeier, in der sie gesungen wurden, sollten lediglich einen Einblick in die Glaubenshaltung einer bestimmten Gruppe von Menschen der damaligen Zeit vermitteln. Man darf über die Glaubenshaltung jener Menschen in aller Vorsicht vielleicht dieses Urteil wagen:

Die Gruppierung der Deutschen Christen konnte sich aus der christlichen Glaubenstradition den ersten Artikel (Gott der Schöpfer) aneignen. Er deckte ihr den Bereich „Blut und Boden“ ab³⁵. Zu den Aussagen des zweiten Artikels (Jesus Christus/Erlöser) hatte sie so gut wie keinen Zugang. Den Dritten Artikel (Heiliger Geist/Kirche) machte sie sich zu eigen über den Begriff der „Kraft“. Im Hl. Geist sah sie jene Potenz, die im völkischen Leben Neues hervorbringt und auch den Einzelmenschen zu kämpferischen Taten befähigt.

Die Deutschen Christen haben zwar damals die Schlacht verloren. Für einige Jahrzehnte nach dem zweiten Weltkrieg lebte die Kirche hierzulande aus dem Sieg des durch die Bekennende Kirche gestärkten traditionellen Kirchentums. Inzwischen meldet sich mit anderen Vorzeichen die Frage neu, viel breiter gestreut und von allem ideologischen Ballast befreit: Welche Elemente des überlieferten christlichen Glaubens kann sich das durch historisches Wissen, Naturwissenschaft und Technik geprägte moderne Bewußtsein überhaupt noch aneignen? Die Auswanderungsbewegung aus den traditionellen Kirchentümern

hat etwas mit dem Gefühl der Menschen zu tun, ihr Denken und Empfinden könne sich die in der Kirche vertretene christliche Botschaft nicht mehr zu eigen machen.

Anhang II:

Bericht über die Vorgänge im Konfirmandenlager in Abterode am 12. und 13. Juli (1935) von Kreisjugendpfarrer Wintzer, Eschwege.

Gegen diese Vorgänge hat Pfr. Herwig-Niddawitzhausen als damaliger Vertreter des Kreispfarrers am 16. Juli 1935 beim Landrat schärfsten Protest eingelegt³⁶. Der Landrat antwortete am 19. Juli 1935, es sei „Vorsorge getroffen, daß künftig derartige Zwischenfälle sich nicht wieder ereignen.“ Gleichzeitig stellte er anheim, wenn trotzdem noch Beschwerden gegen die Hitler-Jugend über die Vorgänge in Abterode erhoben werden sollten, diese an die Gebietsführung der Hitler-Jugend in Kassel zu richten.

Die Pfarrerschaft plante damals eine Kanzelabkündigung in allen Gemeinden über die Vorfälle. Die „Einstweilige Kirchenleitung“ aber riet am 24.7.35 zu weiteren Verhandlungen zwischen der Gebietsführung (HJ), Kreisjugendpfarrer und Landesjugendamt. Bis zum Abschluß der Verhandlungen solle man den Gemeinden gegenüber Ruhe bewahren oder nur im allgemeinen, ohne auf Einzelheiten einzugehen, aufklären. Die Verhandlungen wurden überholt durch eine Verordnung der Preußischen Geheimen Staatspolizei vom 23. Juli 1935 und einen Brief an den Reichsbischof vom 6. August 1935. Es sei angemerkt, daß am 5. März 1939 wieder eine Konfirmandenfreizeit in Abterode von der HJ gesprengt worden ist. (Chronik Eschwege – Altstadt).

Doch nun der Bericht des Augen- und Ohrenzeugen Wintzer – Eschwege:

Das Konfirmandenlager, vorgesehen für die Zeit vom 8.–14.7, war der Bannführung der HJ-Eschwege (Bannführer Fritz Krumm) und

dem Stammführer des Stammes der Normanen – Eschwege, Ahrens, vier Wochen vorher mitgeteilt. Zugleich wurde die Bitte ausgesprochen, man möge doch dem Vertrag gemäß einen Geländesportführer für das Lager beauftragen. Irgendwelche Einwendungen sind von diesen beiden Stellen nie erfolgt. Von der Bannführung wurde versprochen, zwei Führer für die beiden vorgesehenen Lager zu stellen. Trotz telefonischen Anrufs und schriftlicher Bitte, zur Besprechung den Geländesportführer zu mir zu schicken, ist bis heute keine Antwort erfolgt.

Um den 21.6. zeigten sich in Oetmannshausen Schwierigkeiten. Die Jungen sprachen von einem schriftlichen Verbot. In der darauf folgenden Woche wurden in mehreren anderen Gemeinden des Kirchenkreises Eschwege die gleichen Schwierigkeiten durch Konfirmanden oder durch deren Eltern den Pfarrern gemeldet. Die Konfirmanden sagten ihren Pfarrern, daß ihnen der Besuch des Lagers verboten sei. Der Unterzeichnete (Wintzer) suchte sofort den Stammführer Ahrens auf und fragte, ob er das Verbot erlassen habe oder davon wisse. Er verneinte beides. Sagte zu, den Fall aufzuklären und mir Bericht zu erstatten, was bis heute nicht geschehen ist. Am 28.6. erfuhr der Unterzeichnete genauer, daß die Jungen bei Teilnahme an dem Konfirmandenlager mit Ausschluß aus dem Jungvolk bedroht worden wären, ferner daß das Verbot durch Jungbannführer Ernst Fernschildt (2/274 Jungbann Meißner) ergangen sei. Ich erstattete Meldung an den Landesjugendpfarrer. Er antwortete unter dem 2.7. (Landesjugendpfarrer 1418/35) nach Rückfrage bei dem Gebietsführer der HJ (Gebiet 14), „daß weder schriftlich noch mündlich eine Anordnung von seiten der Gebietsführung erlassen sei des Inhalts, daß die Teilnahme an Lagern des Evangelischen Jugendwerks für Jungvolk und Hitlerjugend untersagt sei, bzw. mit dem Ausschluß aus NS-Jugendverbänden bestraft werde.“ Der Unterzeichnete erhielt die Ausweiskarte für sein Lager vom Landesjugendpfarrer.

Das Lager ist vom 8.–12.7 in Ordnung und Ru-

he, wie vorgesehen, unter Beteiligung von 61 Jungen, 7 Pfarrern³⁷, 1 Missionar und 1 Jugendsekretär durchgeführt worden.

Am 12.7. schon fand abends von 8–10 Uhr die Abschlußfeier auf dem alten Friedhof und der Kirchenruine statt, da eine Reihe von Jungen am Sonabend nach Hause mußten. 9 Uhr 15 etwa erschien Jungbannführer Fernschildt mit seinem Adjutanten und wollte mich sprechen. Ich schickte einen Gruppenführer und ließ ihm sagen, daß ich erst nach Beendigung unserer Feier, zu der ich ihn einlud, für ihn zu sprechen sei. Die Einladung wurde öffentlich wiederholt durch den Ortspfarrer Paulus, worauf der Adjutant und eine Anzahl Abteroder den Raum der Kirchenruine mit uns betrat. Der Jungbannführer folgte erst nach Besprechung mit einem Gruppenführer gegen Schluß der ersten Ansprache. Der Adjutant hat hier einem Jungen die zum Beten gefalteten Hände auseinandergeschlagen. Er hat, als während einer Ansprache die Mahnung zum „Früchte bringen“ an die Jungen erging, zu einigen Jungen gesagt „es bringt doch keine Früchte.“ Die Jungen kamen zu mehreren von uns Pfarrern und berichteten alsbald, der Jungbannführer wolle den Jungvolkern das braune Hemd herunter reißen. Nach der Abendfeier kam die Aussprache zwischen dem Unterzeichneten und dem Jungbannführer Fernschildt zustande. Derselbe machte mir den Vorwurf, daß unser Konfirmandenlager am Eingang der Ferien mit seinem Jungvolklager zusammenfalle und ihm dadurch ein Ausfall von 110 Jungen entstanden sei, nachdem das Jungvolk Feldküchen und Zelte und die ganze andere Ausrüstung mit Kosten beschafft hätte. Es bezahlten auch nur 33% der zu seinem Lager erschienen Jungen den Lagerbeitrag. Der Vorwurf konnte zurückgewiesen werden, weil einmal die Ferien im Kreise dreimal verändert worden sind und zum andern dieser Vorwurf erst nach Beendigung unseres Lagers erhoben worden ist, obwohl die Einladung zu unserem Lager bereits am 16.6. an die Jungen und deren Eltern ergangen ist. Die Verantwortung für das ergangene Verbot (Oetmannshausen)

lehnte er ab; er habe keinen schriftlichen Befehl seinen Fähnleinführern in diesem Sinne gegeben. Nach etwaigem mündlichen Befehl von mir gefragt, wick er aus: „Das klingt ja wie Inquisition.“ Er gab zu, vor vier Wochen bereits gehört zu haben, daß mein Lager vom 8.–14.7 stattfinden sollte. Es hätte also auch für ihn die Möglichkeit bestanden, mit mir, dem Jugendpfarrer des Kirchenkreises Eschwege, Verbindung aufzunehmen. Ich habe im Verlauf des Gesprächs wiederholt meine Bereitschaft zur Zusammenarbeit betont und ihm dahingehende Vorschläge gemacht. Der Jungbannführer erklärte, daß er niemals Stellung gegen die Kirche genommen habe. Es steht jedoch fest, daß er und sein Adjutant aus der Kirche ausgetreten sind und der Deutschen Glaubensbewegung angehören. Während dieses Gesprächs erschien der Wachtmeister von Abterode und zeigte mir im Auftrage des Herrn Landrats Dr. Deichmann an, daß das Lager verboten sei.

Einen Grund des Verbotes konnte er nicht angeben. Bei den offenkundigen Zusammenhängen wandte ich mich um Erklärung des Verbotes an den Jungbannführer Fernschildt, welcher sich aber dagegen verwahrte, daß wir das Verbot mit ihm in Verbindung brächten. Ich sagte dem Wachtmeister zu, am frühen Morgen des 13.7. das Lager zu schließen, da die Abschlußfeier bereits stattgefunden hatte. Punkt 7 Uhr, vor dem Waschen und Aufräumen des Lagers, rückte eine Abteilung von 30 Hitlerjungen unter Führung des Stammführers Ahrens, Eschwege, singend in den umzäunten Pfarrhof ein.

Ich sprang ihnen entgegen und kommandierte: „Halt!“ Dem Kommando wurde stattgegeben. Darauf ersuchte ich den Stammführer, sofort seine Jungen aus dem umfriedeten Pfarrhof zu entfernen. Er wurde auf Hausfriedensbruch aufmerksam gemacht und entschuldigte sich. Er verlangte von mir, daß sofort sämtliche Jungen meines Lagers, die zum Jungvolk gehörten, in das Lager am Fürstenstein abgeführt würden, gemäß ausdrücklichem Befehl des Jungbannführers. Ich lehnte ab mit der Be-

gründung, die Eltern der 61 Jungen hätten mir eine Erklärung unterschrieben, ihre Jungen sollten an dem **Konfirmandenlager** teilnehmen, und ich sei daher nach Schließung des Lagers verpflichtet, die Jungen den **Eltern** zuzuführen. Er: „Dann werde ich zum Wachtmeister gehen.“ Während des Aufräumens erschien eine Gruppe von 10 Hitlerjungen mit einem Führer aus dem Landjahrheim Abterode und verlangte, sofort die Jungen vom Jungvolk persönlich zu sprechen. Im Hinblick auf die Aufräumung des Lagers, die eben im Gange war, erklärte ich, solche Rücksprache sei zur Zeit unmöglich, die Jungen würden hernach antreten und dann sollte Gelegenheit zur Befragung der Jungen durch den Stammführer gegeben werden. Inzwischen erschien der Abteroder Wachtmeister, dem ich die Lagerliste über Namen und Herkunft der Jungen, auch ihrer Führer, zur Berichterstattung an den Herrn Landrat übergab. Er eröffnete mir auf meine Frage, daß ich von niemand Weisung zu empfangen habe, als allein vom Landrat, und entfernte darauf die Eindringlichen vom Pfarrhof. Eine Aufforderung, die Hitlerjungen im Konfirmandenlager in das nahe gelegene Landjahrheim zu schicken, wurde von mir abgelehnt.

Während unseres Frühstücks im Lager kamen 2 Hitlerjungen und baten, da sie die ganze Nacht marschiert seien und heute morgen noch nichts zu essen und zu trinken bekommen hätten, um ein Stück Brot. Ich habe allen 30 Hitlerjungen je eine große Frühstücksstulle reichen lassen. Der Herr Wachtmeister hatte uns Zeit bis neun Uhr 30 Min. zum Aufräumen und Säubern gelassen und versprochen, bis zu der Zeit mit einer endgültigen Weisung des Herrn Landrats zu erscheinen. Plötzlich, kurz nach 9 Uhr marschierte die Jungvolkgruppe von 30 Mann nochmals geschlossen durch das von ihnen geöffnete Hoftor unter abermaligem Hausfriedensbruch auf dem Pfarrhof ein, auf dem indessen unser Lager zum Empfang der Marschration angetreten war. Sie wurde abermals vom Hofe verwiesen. Trotz zweimaligen Hausfriedensbruches gab ich

dem Stammführer Ahrens Gelegenheit vor angetretener Front zur Befragung der Jungvolkungen in unseren Reihen, wer von ihnen bereit sei, sofort freiwillig in das Lager am Fürstenstein zu gehen. Er gab statt dessen im schärfsten Kommandoton den Befehl: „Alle Jungvolkungen drei Schritt vortreten! Marsch, marsch! Alles rückt ab ins Jungvolklager.“ Der Befehl hatte das Ergebnis, daß von 61 Jungen, die wir in keiner Weise beeinflußt hatten 2, schließlich noch ein dritter bereit waren, sich mit zu dem Jungvolklager am Fürstenstein zu begeben. Nach Abgabe einer mich vor den Eltern rechtfertigenden Erklärung wurden sie anstandslos von mir entlassen.

Dann marschierte die Jungvolkgruppe vor unserem Abmarsch unter Führung des Stammführers in Zweierreihe an dem Eingang des Pfarrhofes auf, bildete Spalier, es wurde durchgegeben: **‘Schulterriemen runter!’** (Durch mehrere Ohrenzeugen auf unserer Seite festgelegt). Die Absicht war offenbar, meine Jungen Spießruten laufen zu lassen. Das wurde zwar nachher abgeleugnet, es stellten sich aber auch mehrere Abteroder ein und erklärten in Gegenwart des Jungvolks: *‘Wir haben das selbst gehört. Ich forderte den Stammführer auf, bis ich drei gezählt hätte, den Ausgang vom Pfarrhof zu räumen. Als das nicht erfolgte, rief ich den Herrn Landrat an und bat um Schutz durch den Herrn Wachtmeister, da ich eine Schlägerei, obwohl wir in der Mehrheit waren, unter allen Umständen vermeiden wollte. Der Wachtmeister verwies ihnen ihr Vorhaben, dabei sagte der Stammführer Ahrens zu Herrn Pfarrer Paulus, Abterode, (70 Jahre alt), der sich auch um eine friedliche Beilegung bemühte: ‘Halten Sie Ihren Mund!’ Der Befehl des Wachtmeisters hatte zunächst nur die Wirkung, daß sie auf zehn Meter hinter die Kirche zurück wichen. Ich bestand darauf, daß die Abteilung abmarschiere, bevor unsere Jungen den Heimweg anträten. Unser Abmarsch erfolgte alsbald nach 3 verschiedenen Richtungen. Trotz der Weisung des Wachtmeisters wurden 2 Gruppen unserer Jungen von Hitlerjungen angehalten, belästigt und*

nach ihrem Namen gefragt. Erst einem abermaligen Eingreifen des mit dem Rade nachkommenden Wachtmeisters war es zu verdanken, daß unsere Jungen endlich unbehelligt heimkehren konnten.

Wir stellen zum Schluß diesen Vorfall in die größeren historischen Zusammenhänge hinein:

Im November/Dezember 1933 hatte der Reichsbischof Müller die im Evangelischen Jugendwerk zusammengeschlossenen evangelischen Jugendlichen der Hitler-Jugend und ihrer Untergliederungen eingegliedert. Dieser Grundsatzvertrag war im Einzelfall von den jeweiligen Kirchengemeinden mit den für ihr Gebiet zuständigen Stellen der HJ abzuschließen. Im Kirchlichen Amtsblatt vom Februar 1934 wird auf die beschleunigte Durchführung dieses Vertrages gedrängt. In ihm war in Absatz 4 den Mitgliedern des Evangelischen Jugendwerks ausdrücklich auch das Recht zugestanden, „volksmissionarische Kurse und Lager“ abzuhalten. Freilich schon damals war festgelegt worden: „Geländesportliche Betätigung (einschließlich turnerische und sportliche)... wird bis zum 18. Lebensjahre nur in der Hitler-Jugend getätigt“ (Absatz 2).

Um auf den Konfirmandenlagern auch evtl. Geländespiele durchführen zu können, hat man in unserem Kirchenkreis offenbar stets einen vertraglich zugesicherten Geländesportführer von der HJ angefordert.

Im Kirchlichen Amtsblatt unserer Landeskirche wurde unter dem Datum des 4. Oktobers 1935 der oben erwähnte Brief der Preußischen Gestapo an den Reichsbischof und ihre Verordnung vom 23. Juli 1935 veröffentlicht. In beidem ging es um die „Betätigung der in die HJ eingegliederten evangelischen Jugendverbände“. Hier wurde nun das der Kirche 1933 eingeräumte Recht auf Abhaltung von Lagern deutlich eingeschränkt. Ihr blieb de facto nur noch das Recht, Konfirmandenfreizeiten in geschlossenen Räumen abzuhalten.

Auf diesen Veranstaltungen durfte nur Bibelarbeit, aber keine sportliche Betätigung geschehen.

Wir sind mit dieser Verordnung genau in den Tagen, in denen das Konfirmandenlager in Abterode stattfand und gestört wurde. Die kirchliche Seite berief sich damals auf den Vertrag von 1933. Die störenden HJ-Führer wußten möglicherweise schon davon, daß eine Einschränkung der Rechte der Kirche von höherer Stelle bereits in Planung war und in allernächster Zeit veröffentlicht werden würde.

Wir zitieren aus dem Brief der Gestapo an den Reichsbischof und den Wortlaut der Gestapo-Verordnung:

Für die von dem Eingliederungsabkommen vom 19. Dezember 1933 erfaßten Jugendlichen bis zu 18 Jahren bleibt die Abhaltung von volksmissionarischen Kursen als anerkannte kirchlich-religiöse Tätigkeit auch in der Öffentlichkeit gestattet. Die Abhaltung von Lagern in der Öffentlichkeit ist, soweit sie gegen § 2 Ziffer 3–5 der Verordnung vom 23. Juli 1935 verstoßen, zu untersagen. Geschlossene Lager zu rein religiösen Zwecken (Bibelarbeit ohne sportliche Betätigung) sind zu gestatten. Bei der Beurteilung des Begriffs sportliche Tätigkeit ist Baden und die Ausübung leichter Freiübungen nicht als Sport im Sinne der Verordnung vom 23. Juli 1932 anzusehen...

§ 2 Ziffer 3–5 der Verordnung vom 23. Juli 1935 lauten:

„Es ist verboten:

1. Das geschlossene Aufmarschieren, Wandern und Zelten in der Öffentlichkeit, ferner die Unterhaltung eigener Musik- und Spielmanszüge.
2. Das öffentliche Mitführen oder Zeigen von Bannern, Fahnen und Wimpeln, ausgenommen bei Teilnahme an althergebrachten Prozessionen, Wallfahrten, Primiz- und anderen Kirchenfeiern sowie Begräbnissen.
3. Jegliche Anleitung zu Sport und Wehrsport aller Art.“

Anhang III³⁸

Nr. 4 der „Mitteilungen der Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche, Berlin“ (21. Februar 1935):

Die Vorläufige Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche grüßt alle Gemeinden, Pfarrer und Aeltesten und wünscht Ihnen Gottes Segen.

Dem deutschen Volk wird heute eine neue Religion angeboten. Verfechter nennen sie einen ‚neuen Lebensmythus‘, der ‚einen neuen Menschentypus schafft‘. Die Schaffung dieses neuen Menschentypus durch den neuen Glauben wird als ‚die Aufgabe unseres Jahrhunderts‘ bezeichnet. In dieser neuen Religion wird wieder Raum für die Götter unserer heidnischen Vorväter. Man glaubt zwar nicht so an sie, wie unsere Vorväter das taten. Man nimmt sie als Gleichnis: ‚Odin als das ewige Spiegelbild der seelischen Urkräfte des nordischen Menschen lebt heute wie vor 5000 Jahren ... als ewiger Wanderer ist er ein Symbol der nordischen, ewig suchenden Seele.‘

In dieser Religion wird das Verhältnis zwischen Gott und Mensch umgekehrt. Der Mensch schafft Gott nach seinem Bilde. Man sagt uns: ‚Wäre ich nicht, so wäre Gott auch nicht.‘ ‚Der Gott, den wir verehren, wäre nicht, wenn unsere Seele und unser Blut nicht wäre.‘ Darum kündigt man uns auch neue Märe über unseren eigenen Wert und unsere eigene Kraft. ‚Ich bin die Ursache meiner selbst, nach meinem ewigen und nach meinem zeitlichen Leben.‘ Hier ist kein Platz für den christlichen Glauben. Man will Christus nur noch, soweit auch sein Bild sich in das Spiegelbild der seelischen Urkräfte des nordischen Menschen umdeuten läßt. Man erhebt den Vorwurf: ‚Die christlichen Kirchen sind (–) eine ungeheuerliche bewußte und unbewußte Umfälschung der schlichten frohen Botschaft vom Himmelreich inwendig in uns.‘ Darum soll ihre Lehre von Grund auf geändert werden. ‚Abgeschafft werden muß – ein für allemal – das sogenannte Alte Testament als Religiionsbuch.‘ Selbst aus dem Neuen Testament

wird herausgestrichen, was nicht gefällt. Es wird gefordert der ‚Wegfall der Predigten über den Knecht und den Sündenbock als Lamm Gottes.‘ So wird die Heiligkeit des Kreuzes Christi verhöhnt!

Diese Lehren machen sich heute auf allen Gebieten des Lebens geltend. Sie machen sich in der Presse breit. Sie werden dargestellt in Theatern. Öffentliche Stellen vertreten sie in ihren Kundgebungen (Bauernkalender des Reichsnährstandes). In Schulungskursen tauchen sie immer wieder auf. Auch in die Schule dringen sie ein.

In Abwehr dieser neuen Religion wenden wir uns *an unsere Obrigkeit*. Sie hat sich feierlich verpflichtet, die bestehenden Bekenntnisse zu schützen. Sie hat die überwiegende Zahl unserer Schulen als christliche Bekenntnisschulen in Verwaltung genommen. Die christlichen Eltern schicken ihre Kinder, die erwachsenen Söhne und Töchter zu den Schulungen in dem Vertrauen, daß dort ihr Glaube nicht verwirrt werde. Wir begehren keinen staatlichen Zwang, um mit seiner Hilfe diese neue Religion zu bekämpfen. Es geht vielmehr um Ausschaltung alles Zwanges. Der vaterländische Dienst der Christen in öffentlichen Verbänden ist nicht die Gelegenheit zur Werbung für die neue Religion!

In Abwehr dieser neuen Religion ermahnen wir die *evangelischen Christen* Deutschlands: Laßt euch nicht verführen! Es gibt keinen Frieden zwischen der christlichen Lehre und dieser neuen Religion! Vergeßt nicht die Gegensätze beider Lehren: Hier schafft sich der Mensch selbst einen Gott, dort schafft Gott den Menschen. Hier ist Feindschaft gegen das Kreuz; dort lebt man aus dem Wort vom Kreuz. Hier sucht man nach Spiegelbildern seelischer Urkräfte; dort gilt das Wort, das aus dem Munde Gottes geht. Hier wird gelehrt: Du bist die Ursache deiner selbst; dort wird verkündigt: Du vergehst, wenn Gott deine (seine) Hand von dir abzieht. Darum mahnen wir: Weist eure Kinder zu dem Herrn! Führt sie selbst (ein) in die Heilige Schrift! Lehrt sie den Katechismus! Singt mit ihnen die Lieder der

Kirche! Schickt sie in den Gottesdienst! Unsere Kinder müssen gegen alle Einflüsterungen der neuen Religion gewappnet sein.

In Bezeugung des christlichen Glaubens rufen wir denen zu, die *abgefallen sind oder schwanken*:

Gott gebietet allen Menschen, Buße zu tun. Er hat einen Tag gesetzt, an dem er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit. In diesem Gericht wird euch nicht euer Lebensgefühl retten, sondern der eine Mann Jesus Christus, der jedem den Glauben vorhält zu seiner Rettung. Nicht länger könnt ihr auf beiden Seiten hinken. Ist der Vater unseres Herrn Jesu Christi Gott, so dienet ihm von ganzem Herzen. Ist aber ein Anderer Gott, so folget dem nach! Erwählet also, welchem ihr dienen wollt!

Wir wollen dem Herrn dienen.

gez.:

Marahrens Koch Humburg Breit Fiedler

Anhang IV³⁹

Deutsche Evangelische Kirche Bekanntmachung

Wir unterzeichneten Kirchenleiter nahmen Kenntnis von der Erklärung, mit der die Nationalkirchliche Einung Deutsche Christen und Männer aus verschiedenen Kreisen evangelischer Pfarrer und Laien zu gemeinsamer Arbeit zusammengetreten sind. In dieser Erklärung werden von kirchlichen Kräften, die gewillt sind, die kirchlichen Fragen einer positiv-christlichen Entscheidung entgegenzuführen, folgende Grundsätze aufgestellt:

1. Jedes überstaatliche oder internationale Kirchentum römisch-katholischer oder weltprotestantischer Prägung ist politische Entartung des Christentums. Echter christlicher Glaube entfaltet sich fruchtbar nur innerhalb der gegebenen Schöpfungsordnungen.
2. Der christliche Glaube ist der unüberbrückbare religiöse Gegensatz zum Judentum.

3. Der Kampf des Nationalsozialismus gegen jeden politischen Machtanspruch der Kirchen, sein Ringen um eine dem deutschen Volke artgemäße Weltanschauung sind nach der weltanschaulich-politischen Seite hin Fortsetzung und Vollendung des Werkes, das der deutsche Reformator Martin Luther begonnen hat. Mit der in diesem Kampfe neu gewonnenen Unterscheidung von Politik, Weltanschauung und Religion wird aber von selbst auch das wahre Verständnis des christlichen Glaubens wieder lebendig.
4. Voraussetzung für ein ehrliches religiöses Ringen, für Wachstum und Ausbreitung eines wahren christlichen Glaubens im deutschen Volk, sind Ordnung und Toleranz innerhalb der bestehenden Kirchen.

Wir Landeskirchenleiter, die wir in unwandelbarer Treue zu Führer und Volk stehen, bejahen diese Sätze, weil nach unserer Überzeugung die hier aufgezeigte Haltung Zukunft in sich trägt. Wir sind entschlossen, bei voller Wahrung religiöser Toleranz unsere gesamte kirchliche Arbeit entsprechend auszurichten. Als gewichtigen Schritt auf diesem Wege begrüßen wir die Verordnungen der altpreußischen Union vom 18. und 20. März 1939.

Unsere erste Gemeinschaftsarbeit ist die Durchführung folgender Maßnahmen:

1. Gründung eines Instituts zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das kirchliche Leben des deutschen Volkes.
2. Errichtung einer kirchlichen Zentralstelle zur Bekämpfung des Mißbrauchs der Religion zu politischen Zwecken.
3. Errichtung eines religionspolitischen Seminars zum Zwecke der Erforschung der Zusammenhänge von Politik, Weltanschauung und Religion.
4. Herausgabe regelmäßiger monatlicher Nachrichten an Pfarrer und Kirchenälteste der beteiligten Landeskirchen.

Berlin, den 4. April 1939.

Literatur:

a.) Quellen:

Gesetzblatt der deutschen Ev. Kirche 1933 ff. (GBL.d.DEK)

Hofer, Walter, (Hrsg.): Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933–1945, Frankfurt 1988, Fischer-Taschenbuch 6084

Kirchliches Amtsblatt, Gesetz- und Verordnungsblatt der evangelischen Landeskirche in Hessen-Kassel, 48. Jahrgang, 1933 14. Juli 1934, ab 16. Juli 1934 Kirchliches Amtsblatt, Gesetz- und Verordnungsblatt der evangelischen Landeskirche von Kurhessen-Waldeck (KA)

Lieder für Gottesfeiern, Herausgeber Paul Schwadtke, Verlag Deutsche Christen, Weimar 1938

Chroniken von Niddawitzhausen, Reichen-sachsen, Datterode-Röhrda, Eschwege-Altstadt/Neustadt, Schwebda-Frieda, Grebendorf, Abterode

Protokollbuch der amtlichen Pfarrkonferenzen ab Oktober 1937

Pfarrarchiv Niddawitzhausen

Rundschreiben der Bekennenden Kirche von Kurhessen-Waldeck, Nr. 26–42, Februar–Juni 1935 (unveröffentlicht)

Schwaner, Wilhelm (Hrsg.): Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften germanischer Völker. 6., vollständig umgearbeitete Auflage, Stuttgart/Berlin 1934.

Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften aller germanischen Völker. 7., vollständig umgearbeitete Auflage, Stuttgart/Berlin 1941.

Unveröffentlichter Schriftwechsel aus sonstigen Pfarrarchiven

b.) Sonstiges:

Döll, Klaus: Zur Kirchengeschichte Eschweges, in: Geschichte der Stadt Eschwege, Eschwege 1993, S.316 ff.

Jaspert, Bernd (Hrsg.): Dem Evangelium Raum geben. Pfarrerinnen und Pfarrer auf dem Weg in die Zukunft. Hofgeismar 1994

Klee, Ernst: „Die SA Jesu Christi“ Die Kirche im

- Banne Hitlers. Frankfurt 1990, Fischer Taschenbuch 4409
- Klee, Ernst: „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“. Frankfurt 1989, Fischer Taschenbuch 4326
- Klee, Ernst (Hrsg.): Dokumente zur „Euthanasie“. Frankfurt 1986, Fischer Taschenbuch 4327
- Klein Th. (Hrsg.): Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Hessen-Nassau 1933–1936, Köln/Wien 1986
- Mohler, Armin: Die Konservative Revolution in Deutschland, Darmstadt 1994⁴
- Röhm, E./Thierfelder, J.: Die Ev. Kirche zwischen Kreuz und Hakenkreuz, Stuttgart 1981
- Slenczka, H.: Die ev. Kirche von Kurhessen-Waldeck in den Jahren von 1933–1945, Göttingen 1977

Anmerkungen

- ¹ Pfarrer Karl Theys – Kassel war auf dem turbulenten Landeskirchentag in Kassel vom 12. Juni 1934 von einer beschlußunfähigen Minderheit der deutschchristlichen Mitglieder illegal zum Landesbischof gewählt worden. Schon vor Weihnachten 1934 legte er jedoch sein Amt wieder nieder, weil sich selbst beim damaligen Reichsbischof Müller die Einsicht durchgesetzt hatte, daß „das Amt des Landesbischofs der Evangelischen Landeskirche von Kurhessen-Waldeck ‚rechtlich zweifelhaft‘“ sei. Zur Wahrnehmung der geistlichen Aufgaben innerhalb der – ebenfalls illegalen – „Kommissarischen Kirchenregierung“ wurde Pfarrer Karl Veerhoff bestimmt (Slenczka a.a.O. S.74 f.).
- ² Über die Verhältnisse in Eschwege vgl. Döll a.a.O. S.332 ff.
- ³ siehe auch Kap. I, Anm. 8 und Nachbemerkungen Anm. 10.
- ⁴ 28 Landeskirchen und die Brüderunität
- ⁵ vgl. hierzu auch den „Fall Altschul“ in Eschwege, bei Döll a.a.O. S.330 f.
- ⁶ Über die sehr frühzeitige Verstrickung der Kir-

- che in diesen sehr brisanten Themenbereich siehe die Werke von Ernst Klee, a.a.O.
- ⁷ abgedruckt bei Röhm/Thierfelder a.a.O. S.25, 40.
- Die Entschliebung der Sportpalastkundgebung führte freilich dazu, daß viele Pfarrer sich nunmehr von der Glaubensbewegung Deutscher Christen trennten. In einem 1933 im Bereich unserer Landeskirche verbreiteten Flugblatt der Glaubensbewegung „Deutsche Christen“ stehen zugleich zwei „Glaubenssätze“:
1. Die genannte Bewegung glaubt, „daß Adolf Hitler das von Gott zur Rettung unseres Volkes auserwählte Werkzeug und der unserem Volk gnädig von Gott geschenkte Führer zu neuer Zukunft ist.“
2. Sie glaubt, „daß die durch Adolf Hitler geschaffene Volksbewegung des Nationalsozialismus nicht nur das politische sondern auch das geistig-seelische Leben unseres Volkes neuzugestalten berufen und willens ist“ (Slenczka a.a.O. S. 23 f.).
- Diese Sätze sind eigentlich Gedankengut, das eher in der „Kirchenbewegung Deutsche Christen“ angesiedelt ist. Aber es zeigt, wie schwer in der damaligen Zeit die Unterscheidung beider Richtungen ist. Gleichwohl war im Jahre 1933 die „Kirchenbewegung Deutsche Christen“ an einem Punkt moderater als die der „Glaubensbewegung“: In ihrer Einstellung zum Alten Testament. Die „Kirchenbewegung“ hat damals – offenbar im bewußtem Widerspruch gegen die „Glaubensbewegung“ – eigene Richtlinien verfaßt und am 11. Dezember 1933 formuliert:
- „2. Quelle und Bestätigung unseres Glaubens sind die Gottesoffenbarung in der Bibel und die Glaubenszeugnisse der Väter.
- Das Neue Testament ist uns die heilige Urkunde vom Heiland, unserem Herrn, und seines Vaters Reich. Das Alte Testament ist uns Beispiel göttlicher Volkserziehung. Für unseren Glauben ist es von Wert, soweit es uns das Verständnis für unseres Heilandes Leben, Kreuz und Auferstehung erschließt...“ (Bei Hofer, a.a.O. Nr.67, S.131).
- Die „Kirchenbewegung“ verfocht später genau die radikalen Thesen der Glaubensbewegung Deutsche Christen.
- ⁸ Ich habe die Vorgänge des Jahres 1934 in unserer Landeskirche kurz dargestellt in meinem Beitrag in der Geschichte der Stadt Eschwege, 1993, S. 331 f. – Zum Ganzen s. auch Slenczka a.a.O.

- ⁹ Die „Vorläufige Leitung der Evangelischen Kirche in Deutschland“ hatte sich 1934 gebildet in Abwehr der Zwangsmaßnahmen des Reichsbischofs Müller. Sie bestand unter dem Vorsitz des Bischofs der hannoverschen Landeskirche Marahrens aus dem Reichsbruderrat der Bekennenden Kirchen und den sog. „intakten“ Kirchen. Der Wortlaut der Mitteilung ist abgedruckt im Rundschreiben Nr. 29 der Bekennenden Kirche von Kurhessen-Waldeck vom 5. März 1935. Wir haben sie im Anhang III dieser Arbeit beigelegt.
- ¹⁰ B. Jaspert a.a.O. S.112, 121.
- ¹¹ mündliche Mitteilung Eisenbergs am 8.3.1994.
- ¹² Mit dem Religionsunterricht beschäftigte sich die Hauptversammlung des Pfarrerversammlungs von Kurhessen-Waldeck auf seiner Hauptversammlung im Juli 1936 in Bebra. Die Kirche stand vor „einer neuen, von der Vorstellung der Totalität der völkischen Weltanschauung getragenen Schulbewegung.“ Deshalb „muß unsere Besinnung einsetzen über ihre theoretischen Grundlagen.“ Wer hier nur die Forderung stellen würde, die Schule müsse „auf der Grundlage des Bekenntnisses“ gestaltet werden, habe keine tiefere Kenntnis der Problematik (Schimmelpfeng). Es zeigt sich hier, daß die Pfarrerschaft wohl deshalb dem Einbruch des Neuen so hilflos gegenüberstand, weil sie zwar theologisch gebildet war, aber keine zureichende Kenntnis über die Entwicklung der Pädagogik in den letzten Jahrzehnten hatte. Vgl. B. Jaspert, a.a.O. S. 138–140.
- ¹³ vgl. Döll a.a.O. S. 331 f.
- ¹⁴ Die Bemerkung dürfte sich auf Vorgänge um das Jahr 1933 beziehen, als Eichhöfer sich um die Pfarrstelle von Reichensachsen bewarb.
- ¹⁵ Die „Bekennende Kirche Kurhessen-Waldeck“ wurde am 1. August 1934 gegründet. Ihre Leitung übernahm Prof. Hans von Soden, Marburg. Zu diesem freiwilligen Zusammenschluß von Pfarrern und Gemeindegliedern gehörten in unserem Kirchenkreis Eichhöfer-Reichensachsen mit der dort ins Leben gerufenen „Bekennenden Gemeinde“, Wintzer – Eschwege, Wittekindt – Schwebda und Schwerdtfeger – Netra. Die Pfarrer der Bekennenden Kirche hielten engen Kontakt zu den Pfarrern, die die „Einstweilige Kirchenleitung“ als einzige legitime Kirchenleitung anerkannten. Das waren bis auf Eisenberg, Herwig und Uffelman alle. Die Mitglieder der „Bekennenden Kirche“ legten großen Wert darauf,

- daß sie staatlicherseits nicht als „fünfte Kolonne“ angesehen würden. Deshalb unterschrieben sie bei ihrem Beitritt zur „Bekennenden Kirche“ zugleich folgende Erklärung: „Ich erkläre auf Verlangen des Bruderrates der Ev. Bekenntnisgemeinde hiermit eindeutig und feierlich, daß ich mich in vollem Gehorsam der politischen Führung des Reichskanzlers Adolf Hitler unterstelle und willens bin, mit allen Kräften an seinem großen Aufbauwerk mitzuarbeiten“ (Slenczka a.a.O. S.59).
- ¹⁶ Die Lageberichte der Geheimen Staatspolizei über die Provinz Hessen-Nassau 1933–1936, hrsg. v. Thomas Klein, Teilband II: C Köln/Wien 1986, Nr. 68.
- Am 22. Januar 1935 freilich wurde der deutsche Gruß in der Form „Heil Hitler“ durch Runderlaß des Reichsministers des Inneren verbindlich gemacht und im KA Nr. 3 50. Jahrg. v. 18. April 1935 „zur Kenntnisnahme und Beachtung bekannt gemacht.“ Darin heißt es: „...ordne ich daher an, daß fortan die Beamten, Behördenangestellten und -arbeiter den deutschen Gruß im Dienst und innerhalb der dienstlichen Gebäude und Anlagen durch Erheben des rechten – im Falle körperlicher Behinderung des linken – Armes und durch gleichzeitigen deutlichen Ausspruch „Heil Hitler“ ausführen. Ich erwarte von den Beamten, Behördenangestellten und -arbeitern, daß sie auch im außerdienstlichen Verkehr in gleicher Weise grüßen“.
- ¹⁷ Es handelte sich hier mit hoher Wahrscheinlichkeit um eine Kanzelabkündigung der „Vorläufigen Kirchenleitung der Deutschen Evangelischen Kirche“. Sie hatte zum Hintergrund das vom Staat propagierte Neuheidentum. Der konkrete Anlaß war die Evangelische Reichserziehungswoche, die in jenen Tagen stattfand. Die Kanzelabkündigung ermahnt „die Väter und Mütter in unserer evangelischen Kirche, im Bewußtsein ihrer christlichen und evangelischen Pflicht den Kindern den Herrn Christus zu bezeugen und sie in unsere Bibel, Katechismus und Gesangbuch einzuführen. Die Jugend unserer Kirche aber rufen wir auf, sich mit ganzem Fleiß zur Kirche zu halten. Gott verleihe unserer Jugend zu ihrem Lernen seinen Segen. Dann wird sie sich in ihrer Treue zur Kirche durch keine Versuchung irre machen lassen.“ (Abgedruckt im Rundschreiben Nr. 29 der Bekennenden Kirche Kurhessen Waldeck vom 5. März

1935. – Vgl. auch die dort abgedruckte Mitteilung Nr. 4 der Mitteilungen der Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche vom Februar 1935; siehe Anhang III der vorliegenden Arbeit).

¹⁸ Gesetzblatt der Deutschen Evangelischen Kirche 1939, Nr. 4, S. 15 ff.

¹⁹ Eichhöfer berichtet jedenfalls in dem erwähnten Schreiben vom 17. Mai 1939 an den Kreispfarrer, daß am Sonntag zuvor „die Versammlung Eisenbergs“ mit 10 bis 16 Leuten stattgefunden habe. Er nennt aber nicht den Ort der Versammlung.

²⁰ Im Jahre 1939 wurden zwei Versuche gemacht, die Evangelische Kirche in Deutschland zu befrieden. Dazu wurden zwei Grundsatzdokumente vorgelegt, die dazu beitragen sollten: 1.) die sog. „Godesberger Erklärung“ vom 26. März 1939. Sie wurde mit geringfügigen Veränderungen im Gesetzblatt der Deutschen Evangelischen Kirche Nr. 5 vom 6. April 1939 unter dem Titel: „Bekanntmachung über Gemeinschaftsarbeit von Kirchenleitern. Vom 4. April 1939“ veröffentlicht; (Wortlaut im Anhang IV dieser Arbeit) und 2.) die „Grundsätze für eine den Erfordernissen der Gegenwart entsprechende neue Ordnung der Deutschen Evangelischen Kirche“ vom 16. Mai 1939. (Abgedruckt bei Jaspert a.a.O. S. 151). Beide Dokumente hatten nicht den gewünschten Erfolg, Grundlage für eine geplante Reichssynode zu werden und die Kirche auf dieser Basis zu befrieden. Wir können nur sagen: „Gott sei Dank!“ Denn diese beiden Dokumente vertraten eine dreifache Tendenz: Sie wollten den Antisemitismus für die Evangelische Kirche verbindlich machen, weiterhin die nationalsozialistische Weltanschauung zur Grundlage der Evangelischen Kirche erheben und schließlich die Evangelische Kirche Deutschlands aus ihrer Verbindung mit der Weltchristenheit, der Ökumene, herauslösen. Der Sündenfall der Evangelischen Landeskirche von Kurhessen-Waldeck ist der: Ihr damals leitender Mann, der Vorsitzende des Landeskirchenausschusses, D. Happich, hat beide Dokumente unterschrieben, das letztere, nachdem er sich der Zustimmung der Kreispfarrerkonferenz versichert hatte.

Zwei Männer sahen die Gefahr ganz deutlich: Der eine war der Vorsitzende der kurhessischen Bekenntenden Kirche, Prof. Hans von Soden in Marburg. Er legte daraufhin seine Ämter in dieser Kirche nieder. Und der zweite war der Kreis-

pfarrer Fritz Laabs, der sich bei der Abstimmung der Kreispfarrerschaft im Urlaub befand. Er erklärte nach seiner Rückkehr aus dem Urlaub „sehr nachdrücklich seinen Dissensus. Er gab die Erklärung ab, daß er seine Mitgliedschaft im Ausschuß (Landeskirchenausschuß) als ruhend betrachte.“ (Slenczka, a.a.O. S. 138; vgl. auch Jaspert, a.a.O. S. 151–153).

Pfarrer Eichhöfer hielt auf der Pfarrkonferenz am 31. Juli 1939 ein wissenschaftliches Referat über die Antwort von Sodens auf die „Godesberger Erklärung“. Kreispfarrer Wepler verlas auf derselben Konferenz in Auszügen die Begründung von Sodens, warum er seine sämtlichen Ämter niedergelegt habe.

²¹ Die wichtigsten Bestimmungen lauten:

„Abschnitt I

§ 1.

1. Wenn volljährige Gemeindeglieder aus einer Kirchengemeinde oder aus dem Bereich mehrerer unter einem Pfarramt vereinigten Kirchengemeinden unter Berufung darauf, daß sie eine ihrer gemeinsamen Glaubenshaltung entsprechende geistliche Versorgung durch den zuständigen Geistlichen nicht erhalten, in beachtlicher Zahl beantragen, daß ein anderer, ihre Glaubenshaltung teilender Geistlicher für sie Gottesdienst hält oder andere Aufgaben der Wortverkündigung und Seelsorge wahrnimmt, so sind hierfür in angemessenem Umfang kirchliche Räume, Einrichtungen und Geräte in einem einzelnen Fall oder wiederkehrend zur Verfügung zu stellen. Der erwähnte Geistliche muß im Dienst der Evangelischen Landeskirche von Kurhessen-Waldeck stehen. Ausnahmen, die nur im Einzelfall zulässig sind, bedürfen der vorherigen Genehmigung des Landeskirchenamts....

3. Für die Zeit eines sonntäglichen Hauptgottesdienstes können die kirchlichen Räume, Einrichtungen und Geräte einmal im Monat eingeräumt werden, wenn mehr als ein Drittel der volljährigen Gemeindeglieder den Antrag stellt...

§ 3.

1. Die Anträge nach § 1 sind an den zur Verfügung über die kirchlichen Räume, Einrichtungen und Geräte berechtigten Kirchenvorstand zu richten...

Abschnitt II

§ 4.

1. Jedes volljährige Glied einer kirchlichen Minderheit im Sinne des § 1 ist berechtigt, aus Grün-

den seiner Glaubenshaltung einen anderen als den zuständigen Geistlichen für die Vornahme von Amtshandlungen in Anspruch zu nehmen...

2. Amtshandlungen im Sinne dieser Vorschrift sind vor allem Taufe, Konfirmation einschließlich des vorbereitenden Unterrichts, Trauung, Krankenkommunion und Beerdigung...“ (Diese Verordnung schreibt ihrem Sachgehalt nach die oben erwähnte Verordnung der Deutschen Evangelischen Kirche vom 18.3.1939 fort).

²² Seit 1936 mußte man differenzieren in dem, was man „Deutsche Christen“ nannte. Der damalige Reichskirchenausschuß vollzog im Jahre 1936 auf Grund eines eingeholten theologischen Gutachtens die Scheidung von dem radikalen Flügel der Deutschen Christen, der sog. Thüringer Richtung. Mit der von Studienrat Rehm geleiteten „Reichsbewegung Deutsche Christen“ machte er dagegen theologisch seinen Frieden. Man hatte daher fortan zu prüfen, mit welcher „couleur“ von Deutschen Christen man es zu tun hatte. Wenn Pfr. Stelzner auch aus Thüringen stammte, so ist damit noch nicht ausgemacht, daß er auch der Thüringer Richtung der Deutschen Christen angehörte.

Die in der vorigen Anmerkung mitgeteilte Verordnung unserer Landeskirche geht davon aus, daß die bei uns tätigen deutschchristlichen Pfarrer im Dienste der Landeskirche stehen oder doch von ihr eine Ermächtigung für ihr Tun haben. Das läßt vermuten, daß es sich bei ihnen um Vertreter einer Gruppe handelte, mit denen es sich auch theologisch einigermaßen leben ließ. Ihnen wollte man innerhalb der Kirche einen Freiraum schaffen wie etwa der landeskirchlichen Gemeinschaft.

²³ Diesen Versuch vermögen wir auch nicht in der oben angeführten Begründung des Reichensächser Kirchenvorstands zu erkennen. Er bemängelt den Wortlaut der landeskirchlichen Verordnung und die nicht vorhandene evangelische Bekenntnisgrundlage der abgelehnten Gruppierung. Gerade die letzte Begründung übersieht, daß seit einigen hundert Jahren die Zusammenordnung von Schrift und Bekenntnis in der evangelischen Kirche problematisch ist. Mit dem Aufkommen des Pietismus im 17. Jahrhundert taucht zum ersten Male die Frage auf, inwieweit die Pfarrer auf die Bekenntnisse der Reformationszeit verpflichtet werden könnten. Diese Frage ist bis zum heutigen Tage nicht ge-

klärt. Sollten Eichhöfer und dem Reichensächser Kirchenvorstand die Aussagen der „Barmer Bekenntnissynode“ von 1934 vorgeschwebt haben, so ist zu sagen: Deren Aussagen waren damals in der Landeskirche von Kurhessen-Waldeck nicht rezipiert. Die „Barmer Bekenntnissynode“ hat auch heute nicht den Rang einer offiziellen Bekenntnisschrift unserer Landeskirche. Man mag das bedauern, aber es ist so.

²⁴ Archiv der evangelischen Kirchengemeinde Schwebda. Die Mitteilung verdanke ich Herrn Martin Simon, dem Sohn des verstorbenen Stadtarchivars Werner Simon.

²⁵ Der Fairness halber muß freilich auch dies gesagt werden: Mit der Einführung des Führerprinzips in die Kirche sympathisierte wohl die Mehrzahl der Pfarrer. Pfarrer Hermann Wepler-Eschwege, damals Vorsitzender des Pfarrervereins der evangelischen Landeskirche Hessen-Kassel, schrieb am 1. Mai 1933 im „Pastoralblatt“, dem Publikationsorgan des Pfarrervereins, einen Artikel zur kirchenpolitischen Lage. Darin heißt es: Die Pfarrerschaft weiß sich „durch das Gebot der Stunde dazu aufgerufen, nicht zu warten, was etwa zwangsläufig durch kirchenfremde Einflüsse geschehen könnte, sondern entschlossen und einmütig mitzuarbeiten an dem, was kommen soll: Eine deutsch-evangelische Reichskirche, aufgebaut auf dem evangelischen Führerprinzip unter völliger Wahrung des Bekenntnisstandes.“ (Bei Jaspert, a.a.O. S. 42). Es scheint so, als ob die einzige Unterscheidung zu den Deutschen Christen nur in der Forderung bestanden habe, daß die von der Mehrzahl befürwortete Neugestaltung der Kirche und damit die Einführung des Führerprinzips unter keinen Umständen durch staatliche Zwangsmaßnahmen geschehen dürfe. An diesem Punkt waren die Deutschen Christen weniger sensibel. Pfarrer Wepler, späterer Kreispfarrer von Eschwege, war durch Jahre hindurch als Vorsitzender des Pfarrervereins von Hessen-Kassel und dann als Vorsitzender des Pfarrervereins Kurhessen-Waldeck ein kirchenpolitisch äußerst aktiver und versierter Mann. Er stand auf dem Boden des nationalsozialistischen Staates, trat aber immer wieder für die Freiheit der Kirche ein. Deshalb wehrte er sich gegen jegliche Eingriffe, die von außen die Belange der Kirche ordnen wollten. Er war zeitlebens der Meinung, die Kirche müsse ihre Angelegenheiten aus ihren eigenen inneren

Kräften auf der Grundlage von Schrift und Bekenntnis ordnen.

²⁶ Friedrich von Bodelschwingh hatte das Vertrauen der Mehrzahl der Kirchenleitungen der einzelnen Landeskirchen. Er wurde von ihnen 1933 zum Reichsbischof designiert, mußte aber auf sein Amt zugunsten des gänzlich unbekannten, jedoch von Hitler favorisierten Ludwig Müller verzichten. Herr Müller – Schwebda verdrehte also den wahren Sachverhalt.

²⁷ Clermont gebraucht hier ein auch in der Bildungssprache seltenes Wort. Es bedeutet in dem von ihm gemeinten Sinn „etwas, was heilig gehalten werden muß; etwas, was unaufgebbbar ist“.

²⁸ Dieser Aufgabe hat sich Eisenberg bis zu seiner Einberufung zum Militärdienst im Jahre 1941 unterzogen. 1942 hören wir von einem aus Thüringen stammenden Pfarrer Stelzner, der für die seelsorgerliche Betreuung der Deutschen Christen in den Kirchengemeinden des Kreises Eschwege zuständig gewesen sei (vgl. Der Kirchenstreit im Dreieck Niddawitzhausen – Reichensachsen – Datterode).

²⁹ Chronik Grebendorf.

³⁰ Eichhöfer erwähnt 1941 den Ausspruch eines Parteiredners in Reichensachsen: „Man hätte die Juden nicht sollen z.T. auswandern lassen, man hätte sie hier behalten, tot schlagen und zu Seife machen sollen.“

³¹ Zur Frage Antisemitismus und Pfarrerschaft in Kurhessen-Waldeck vgl. den Beitrag Weplers vom 10. Dezember 1935 im „Pastoralblatt“ über den Berliner Hofprediger Adolf Stoecker (1835–1909) bei B. Jaspert a.a.O. S. 131–135; 149 f.

³² Pfarrer Eisenberg – DC hatte seinen Schwager Pfarrer Hochhuth anlässlich einer anstehenden Beerdigung um Vertretung gebeten. Normalerweise wäre das eine Selbstverständlichkeit gewesen – in der damaligen kirchenpolitischen Situation jedoch keineswegs. Hochhuth war der Meinung, das müsse in der Pfarrkonferenz besprochen werden. Dort nun äußerte Wintzer das oben mitgeteilte Wort von den „stinkenden Leichen“.

³³ Es mag dahingestellt sein, wie weit dieses Liederbuch repräsentativ für deutschchristliches Gedankengut ist. Die Mehrzahl der Liedtexte stammt von einem einzigen Mann, Hermann Ohland, und der Großteil der Melodien von Paul

Schwadtke. Das Liederbuch wurde mir dankenswerterweise von Herrn Pfr.i.R. Wilhelm Eichhöfer, Reichensachsen, aus dem Nachlaß seines Vaters Konrad Eichhöfer zur Verfügung gestellt. Es trägt das Siegel der Kirche zu Wanfried. Dieses Liederbuch wurde also in unserer Region gebraucht. Wann und auf welchen Wegen es in den Besitz Eichhöfers kam, ist unbekannt.

³⁴ Es ist unwahrscheinlich, daß es in seinem Wortlaut unverändert übernommen worden wäre. Denkbar wäre evtl. eine Umformung in der Art, wie sie der Herausgeber der „Germanenbibel“, Wilhelm Schwaner, bietet:

„Ich glaube an den Menschen, großmächtigen Herren aller Dinge und Gewalten auf Erden.

Ich glaube an den Deutschen, Gottes lieben anderen Sohn, den Herrn seiner selbst; der empfangen ist unter nördlichem Himmel, geboren zwischen Alpe und Meer, gelitten hat unter Papisten und Mammonisten, verleumdet, geschlagen und verelendet ist, verurteilt von Teufeln aller Art bis zur Hölle, nach Jahrzehnten der Verzweiflung und der Armut immer wieder auferstanden vom staatlichen und volklichen Tode, aufgefahren in die geistig-seelische Welt Eckeharts, Bachs und Goethes, sitzend mit dem Bruder aus Nazareth zur Rechten des Ewigen, von dannen er zu Zeiten wieder kommen wird, in seiner heliandischen Artung zu richten die lebendig Begrabenen und die Toten.

Ich glaube an den guten Geist der Menschheit, eine heilige Kirche der Zukunft, die Gemeinschaft aller ernst, rein und selbstlos Wollenden, Ausgleichung aller Vergehen, Wiedergeburt der vollkommeneren Erscheinung und ein rücklings wie vorwärts ewiges Leben. Amen.“

(Mitgeteilt im Rundschreiben 35 der Bekennenden Kirche von Kurhessen-Waldeck vom 10. April 1935, dort jedoch nicht ganz korrekt zitiert).

Heppe, der Schreiber des Rundbriefs, nennt die Germanenbibel „weitverbreitet“. Dazu einige Informationen: Heinrich Schwaner, geb. 1865 in Korbach, gestorben 1944 in Rattlar/Waldeck, veröffentlichte bereits 1904 seine Germanenbibel. Ihr genauer Titel lautet: „Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften germanischer Völker“. Sie erschien 1910 in 2. Auflage, 1920–21 in 3. bis 5. Auflage und 1934 in 6., vollständig umgearbeiteter Auflage. In der 6. Auflage heißt es am Schluß des Textteils: „Dieses Buch der deutschen Bücher will keiner bestimmten Glaubens-

richtung dienen, sondern, wie sein Titel deutlich sagt, lediglich ein Buch der Andacht für alle guten Deutschen sein, und eben darum möchte diese ‚Sammlung heiliger Schriften germanischer Völker‘ würdig neben der lieben alten Christenbibel stehen dürfen (Siehe 2. Tim. 3,16)“ Ein bemerkenswerter Hinweis im Jahre 1934! Das Werk hatte also bereits eine erstaunlich lange Tradition. Wilhelm Schwaner gehört in das Umfeld der deutschgläubigen Bewegungen, die bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine beträchtliche Anhängerschaft hatten. Das zeigt, daß man die Auseinandersetzung mit den späteren Deutschen Christen nicht allzu kurzatmig angehen darf.

Der in unserer Anmerkung wiedergegebene Wortlaut des Glaubensbekenntnisses findet sich in der 6. Ausgabe der Germanenbibel von 1934 auf S. 500 unter der Überschrift „Deutscher Glaube“ und ist ein persönliches Bekenntnis Schwaners. Schwaner schreibt in der Anmerkung, wie er die Aussage: „Ich glaube an den Menschen“ verstanden wissen wollte:

„Damit ist der Mensch im Sinne des Wortes von Matth. 5,48 gemeint: ‚vollkommen wie Gott-Vater im Himmel‘, der Mensch als Gottes-Ebenbild, der ‚Übermensch‘ im Sinne Goethes und Nietzsches“ (a.a.O. S.500, Anm.1).

Die Germanen-Bibel erschien 1941 ein letztes Mal in 7., vollständig umgearbeiteter Auflage mit einem Geleitwort des Reichsministers Hanns Kerrl. Sie ist nun eine All-Germanen-Bibel, die den Titel trägt: „Germanen-Bibel. Aus heiligen Schriften aller germanischer Völker.“

Was verbirgt sich nun hinter dieser Germanen-Bibel? Sie ist eine Anthologie, die die Fülle germanischer Geistigkeit in einem weitgespannten Bogen zu bündeln versucht: Von der germanischen Mythologie bis zur deutschen Philosophie; vom Volkslied über das geistliche Lied bis zur über die Klassik hinausgehenden Dichtung in Lyrik und Prosa; von der mystischen Denkschrift bei Meister Eckehart über Tauler und Seuse bis Angelus Silesius, von Luther bis zu den völkischen Autoren wie dem Freiherrn vom Stein, dem Turnvater Jahn, Lagarde u.s.w. Für Schwaner ist sein Werk freilich mehr als eine Anthologie; er ist vielmehr gewiß, daß sich auch in den von ihm gesammelten Zeugnissen der göttliche Geist eben in deutscher Form zur Sprache gebracht habe. In keiner der Ausgaben der

Germanen-Bibel hat der „Chefideologe“ des 3. Reichs, Alfred Rosenberg, einen Platz gefunden. Der Beitrag Adolf Hitlers in der 6. Auflage ist in der 7. Auflage von 1941 verschwunden. In der 6. Auflage 1934 nennt Schwaner Personen und Völker, in denen seiner Meinung nach Gott in besonderer Weise in Erscheinung getreten ist: „Zur Zeit der Wellenbewegung offenbart sich Gott besonders schön in einzelnen Menschen oder in ganzen Völkern. Als solche höchste Gotterscheineungen sind anzusehen Moses, Buddha, Zoroaster, Jesus von Nazareth, Eckehardt, Bach, Beethoven, Bruckner, Goethe und wenige andere mit ihrer Propheten- und Jüngerschar. Als solche Gottvölker treten in der Geschichte hervor: die Inder, die Parsen, die Ägypter, die Griechen, die Juden und die Germanen. Am meisten die letzten, da sie mit den Farben des Himmels ausgestattet wurden: mit Blau und Gold. Diese Farben sind die Symbole der Gottheit...“ (S. 500). Das ist im Jahre 1934 ebenfalls eine bemerkenswerte Stellungnahme, als die Propaganda gegen alles jüdische im vollem Gange war.

Freilich merken wir auch, daß die 7. Auflage von 1941 die Juden nicht mehr unter die Gottvölker zählt. Eine Konzession an den Reichsinnenminister Kerrl, der das Vorwort zu dieser Auflage schrieb?

³⁵ Der von der Theologie Karl Barths mit ihrem „Christomonismus“ (D. Bonhoeffer) geprägten Bekennenden Kirche fiel dagegen ein Zugang zum 1. Artikel deutlich schwer.

³⁶ siehe Kap. 1: „Der Kirchenstreit im Dreieck Niddawitzhausen – Reichensachsen – Datterode.“

³⁷ Unter diesen Pfarrern war auch Eichhöfer mit einer Schar Jugendlicher aus Reichsachsen vertreten.

³⁸ Wortlaut nach dem Rundschreiben 29 der Bekennenden Kirche von Kurhessen-Waldeck vom 5. März 1935. Vgl. dazu auch die Kanzelabkündigung der Bekenntnissynode der Evangelischen Kirche der altpreussischen Union vom 4./5. März 1935 in Berlin-Dahlem, bei Röhm/Thierfelder a.a.O. S. 74 unter der Nr. 67.

³⁹ Gbl.d.DEK 1939 Nr. 5 vom 6. April 1939, S. 19 f. – Die sich in dieser Bekanntmachung zu Worte meldenden Landeskirchenleiter beziehen sich hier – zustimmend – auf jene Erklärung führender Kirchenmänner, die am 26. März 1939 in Godesberg abgegeben wurde.

Das Jahr 1933 in Eschwege

Die Machtergreifung im Kulturbereich im Spiegel der Presse

von Karl Kollmann

Über die Machtergreifung der Nationalsozialisten in den Rathäusern und Gemeindeparlamenten, in den städtischen und dörflichen Gremien liegen für unsere Region bereits einige Untersuchungen vor¹. Die Ereignisse des Jahres 1933, wie sie die jüdische Gemeinde Eschweges zu spüren bekam, sind erst kürzlich von Anna Maria Zimmer gründlich aufgearbeitet worden². Schließlich wurde auch der Bereich „Kultur im Dritten Reich“ im weiteren Sinne in der vor einem Jahr herausgegebenen Geschichte der Stadt Eschwege etwas ausführlicher beleuchtet als bisher geschehen³. Dennoch mußte auch hier das Thema in sehr gedrängter Form dargestellt werden.

Einen einzelnen Aspekt der Stadtgeschichte in der Zeit des Nationalsozialismus herauszugreifen, soll daher das Thema der folgenden Darstellung sein. Es geht um die Abläufe der nationalsozialistischen Machtergreifung auf kulturellem Gebiet in einer Kleinstadt wie Eschwege, und zwar fast ausschließlich aufgrund der Berichterstattung in der lokalen Presse, im Eschweger Tage- und Kreisblatt. Wie weit die Art der Berichterstattung mit der Wirklichkeit übereinstimmt, ist dabei eine Frage, über die die Meinungen auseinandergehen; in der Beurteilung dieser Frage spiegeln sich auch heute noch unterschiedliche politische Positionen wieder. „Man mußte eben damals so schreiben“, wird manchmal argumentiert. Ob dies zutrifft, mag einer anderen Untersuchung vorbehalten bleiben, nämlich ob die regionale Eschweger Tageszeitung nicht von jeher eine ausgesprochen deutsch-nationale Ausrichtung besaß⁴. Beispiele hierfür fin-

den sich in den ersten drei Monaten des Jahres 1933, also vor der Machtergreifung.

Allgemeine kulturelle Ereignisse

Das Jahr begann – wie die Jahre zuvor – mit einem Militärkonzert im Stadtparksaal. „Nach altem Brauch hatten auch für den diesjährigen Neujahrstag die rührigen Stadtparkinhaber für ein gutes Konzert gesorgt. Die Festhalle war voll besetzt. Es spielte das gesamte Musikkorps des 3. Jäger-Batls. Inf.-Regts. 15 Kassel ... Der Beifall war stark. Als Dank spendete die Kapelle in freigiebiger Weise noch eine Reihe beliebter, mit militärischem Schwung wiedergegebener Märsche.“ (E.T. 2.1.)

„Einen Deutschen Abend veranstaltete am Sonnabend (21.1.) die NSDAP im Saale des Casinos. Verbunden mit ihm war die Fahnenweihe des Reservesturms 12/167. In seiner Begrüßungsansprache konnte der Sturmführer Schülbe ein übervolles Haus willkommen heißen. Er gedachte in seiner kernigen Ansprache besonders der für Deutschlands Freiheit und Ehre gefallenen Kämpfer des großen Weltkrieges, der Opfer des Ruhrkampfes und des politischen Kampfes aus den Reihen der Bewegung, besonders Horst Wessels ... Die Hauptansprache hielt Kreisleiter Adam. Er wies zunächst darauf hin, daß mit der Veranstaltung von Deutschen Abenden der Zweck verfolgt werde, deutsches Kulturgut zu pflegen und deutsches Denken und Fühlen in unserem Volke lebendig werden zu lassen. In seinen weiteren Ausführungen umriß er den Zweck des Kampfes der NSDAP und deren Ziele, ein im Inneren geschlossenes, einiges Volk und nach außen ein starkes und freies Vaterland zu schaffen, das fest in der Volksgemeinschaft auf sozialem Boden wurzele“. Unter anderem wurde das Spiel „Der Hitlerjunge“ aufgeführt (E.T. 23.1.)

Das österliche Festtagskonzert wurde wie schon mehrmals vom Musikkorps des 3. Jäger-Bataillons vom Infanterieregiment Nr.15 aus Kassel bestritten. „Der einziehende Frühling, die hoffnungsvollere Lage in Politik



Abb. 1: Am Umzug vom 1. Mai 1933 beteiligten sich die unterschiedlichsten Gruppierungen, wie hier z.B. der Eisenbahn-Verein Eschwege.

und Wirtschaft und die Anziehungskraft des grünen Rockes taten das ihrige, den Festsaal zu füllen ... „Das Leben ein Kampf“ war ein Musterbeispiel der Gegenüberstellung von gefährlichen Kämpfen und herrlichen Siegen, an deren Herausarbeitung die Clarinette hervorragenden Anteil hatte ... eine „Ungarische Rhapsodie“ von Reindel ließ alle Register des Musikkorps erstrahlen und war eine prachtvolle Leistung bezüglich Rhythmus, Stimmung und treibender Kampfesfreudigkeit .. Die Schlußnummern ... endigten mit dem Deutschlandlied, das von allen Anwesenden stehend gesungen wurde, und dem Preußenlied. Das Konzert war von vaterländischer Be-

geisterung getragen und steigerte die Beliebtheit der Militärmusik und unseres nationalen Heeres“. (E.T. 18.4.)

Die Aufführung des Schauspiels „Schlageter“ von Hanns Johst in einem vaterländischen Abend der Literarischen Vereinigung am 20.4. – dem Geburtstag des Führers – wurde im Tageblatt ausführlich besprochen. Das Schauspiel soll nicht allein auf eine Anregung Hitlers entstanden sein, sondern wurde diesem auch vom Dichter gewidmet. Das Stück wurde vom Landestheater im Bühnenvolksbund in der fahnen geschmückten, vollbesetzten Festhalle des Stadtparks gegeben. (E.T. 6.5.)

Im Kino „Schöne Aussicht“ wurde vom 25. bis 29.4. der „Film der nationalen Erhebung“ mit dem Titel „Blutendes Deutschland“ gezeigt. Zur Festaufführung am 25.4. waren alle Plätze schon vorher ausverkauft. Mitwirkende waren der Chorverein Arion und die Sturmbannkapelle Meißner-Vorland. (E.T. 24.4.) „Frl. Schäfer sprach einen Prolog ‚Deutschland erwache‘, der von unserer heimischen Dichterin Käthe Kreienberg-Pätzold in prächtigen Worten die nationale Wiedergeburt verherrlicht ... Das von der Besucherschar stehend gesungene Horst Wessel-Lied und ein Sieg-Heil auf Vaterland und Führer Adolf Hitler gaben der festlichen Vorführung einen erhebenden Abschluß“. (E.T. 26.4.)

Am 18.5. veranstaltete die hiesige Ortsgruppe der NSDAP im Stadtparksaal ein Hofkonzert in Sanssouci, ausgeführt in historischen Kostümen vom nationalsozialistischen Streichquartett Kassel. Der Kunstverein stellte die Rokokodekoration zur Verfügung. Die Veranstaltung wurde vom Vorsitzenden des Kunstvereins, Dr. Ludwig Hindenlang, wohlwollend, aber nicht unkritisch besprochen. (E.T. 19.5.)

„Große vaterländische Film-Festspiele“ kündigte die Stadtpark-Lichtbildbühne für den 27.5. an, „Jeder wahrhaft Deutsche besuche diese Veranstaltung“. Der anschließende Bericht im Eschweger Tageblatt ist natürlich sehr positiv, wenn auch recht knapp abgefaßt. (E.T. 29.5.)

Am 15.6. gab die SS-Kapelle Mühlhausen ein Konzert im Stadtpark, zuvor hatte sie auf dem Adolf-Hitler-Platz ein Platzkonzert gegeben. (E.T. 16.6.)

Am Tag darauf gastierte eine Liliputanertruppe im Stadtpark. Im Anschluß an den italienischen Propagandafilm „Schwarzhemden“ spielte eine 14köpfige Liliputkapelle schneidige Märsche, zeigte u.a. eine „Parade der Zinnsoldaten“ und gab den Militärschlag „Piefke, der Stolz der Kompagnie“ zum besten. (E.T. 17.6.)

Ende Juni fand im Werrastrand eine Musikerversammlung zwecks Gründung einer

Ortsgruppe statt. Der Kreisleiter der NSBO Schülbe konnte etwa 30 Berufsmusiker begrüßen. Zum Ortsgruppenführer wurde E. Bräutigam ernannt, zu seinem Stellvertreter A. Schlarbaum. (E.T. 27.6.)

Der Wandel der Zeiten ging natürlich auch am Johannisfest nicht vorüber. Als äußeres Zeichen wehten neben den Fahnen der Schulklassen die Fahnen des neuen Reiches. Max Klier stellt das Fest in den aktuellen Rahmen: „Gesunde Kräfte echten Volkstums und tiefer Heimatliebe waren es, die auch in den Zeiten des Verfalls im Eschweger Johannisfest fortwirkten und den Geist der Volksgemeinschaft im kleinen lebendig hielten. Eine Zeitenwende ist nun angebrochen. Was wir uns angesichts des Johannisfestes erträumten, geht seiner Verwirklichung entgegen: die große Volks- und Schicksalsgemeinschaft aller Deutschen ist im Werden ... So betrachtet, geht das Eschweger Johannisfest über den Rahmen eines einfachen Kinderfestes, einer Volksbelustigung weit hinaus. Es erhält einen wahrhaft nationalen Sinn, den recht zu erkennen, zu pflegen und zu würdigen gerade unsere Zeit berufen ist ..“ (E.T. 1.7.)

Ein Sturmbannkonzert veranstalteten die Standarte 353 und der Sturmbann 3/353 am 4.11. im Stadtparksaal. „Das Publikum war diesmal freilich ein wesentlich anderes als das, das ansonsten in der Hauptsache den Konzertsaal füllt. Da war keine Spur von eleganten Toiletten, sondern im Saal dominierte das einfache schlichte Braunhemd, das Kampfkleid der SA, und in den Gesichtern dieser Männer widerspiegelte sich der Kampf unserer Tage um ein freies und gleichberechtigtes Deutschland“. Der Pressereferent des Sturmbanns, Studienrat Hoffmann, lenkte die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf die bevorstehende Volksabstimmung am 12.11. (E.T. 6.11.)

Käthe Kreienberg-Pätzold verfaßte zur Volksabstimmung am 12.11. ein Gedicht, dessen vier Strophen jeweils endeten: „Wenn Adolf Hitler zu dir spricht, dann folge ihm und zög're nicht!“ (E.T. 11.11.)

Der bekannte Rundfunkkomiker Ludwig Manfred Lommel trat am 14.11. mit seinem heiteren Programm im Stadtpark auf. (E.T. 15.11.)

Das Wochenende 18./19.11. stand auch in Eschweger im Zeichen der Lutherfeiern. Die offiziellen Feiern begannen am Samstagabend mit einem Lampionzug sämtlicher Schulen. Die Einspannung des Reformators in die nationalsozialistische Propaganda kam in der Rede von Studiendirektor Dr. Ehrentreich zum Ausdruck. „Heute wird der Luthergeist im Hitlergeist wieder lebendig ... und heute erleben wir es, wie der Führer im Glauben an seine Sendung das Volk wieder emporhebt aus dem Sumpfe des Materialismus zu der Gottesidee des deutschen Christentums“. Der Sonntag stand im Zeichen von je zwei Gottesdiensten in den beiden Eschweger Kirchen. Kreispfarrer Clermont führte u.a. aus: „Ohne die Vorarbeit Luthers hätten wir heute auch nicht das Dritte Reich. Auch Hitler steht auf den Schultern Luthers, der als ein rechter Deutscher uns die Wege zu wahren deutschen Christentum gewiesen hat“. (E.T. 20.11.)

Zur Aufführung des Films „Hitlerjunge Quex“ im Stadtpark am 29.11. gab es einen festlichen Auftakt mit Fahnenabordnungen der HJ, des BDM und des Jungvolks. „Dann sprach Unterbannführer Kurt Holzapfel markige Worte über den Sinn des Films“. (E.T. 30.11.)

Der Beitrag der Schulen und Lehrerverbände

„Die Gründung einer Ortsgruppe Eschweger und Umgegend des Nationalsozialistischen Lehrerbundes wurde bei guter Beteiligung im ‚Hessischen Hof‘ vollzogen“ meldet das Tageblatt am 27. Januar. (E.T. 27.1.)

Zu einem Deutschen Abend am 11.2. luden die Eschweger Schulgruppen des Vereins für das Deutschtum im Auslande (von der FWS und dem Lyzeum) in den Saal des Casinos ein. „Der Reinertrag kommt dem arg bedrohten Deutschtum im polnischen Korridor zugute“. (E.T. 9.2.) Im Bericht darüber liest

man im Tageblatt: „Ein kraftvolles Bekenntnis zur deutschen Art und deutschem Volkstum strömte aus der Fülle der Darbietungen, die ein umfangreiches Schulorchester unter der schwungvollen Leitung des Gymnasial-Musiklehrers Allmeroth mit dem ‚Kärntner Liedermarsch‘ eröffnete. Schulgruppenobmann Heinrich Credee (U I) gab einen Abriß aus der Leidensgeschichte des Grenz- und Auslandsdeutschtums und knüpfte dann an die Aufgaben des VDA an, die in der Erhaltung des deutschen Volkstums gipfeln ... Alte Volksweisen mit ihrem lebendigen Rhythmus klangen durch den Saal. Volksliedszenen zeugten von urwüchsigem und feinem Humor, der auch unseren Ahnen eigen war. Der zweite Teil des Abends ... fand seinen Höhepunkt in der Aufführung des ostmärkischen Schauspiels ‚Der Wall‘. Das Werk schildert den verzweiften Existenzkampf der Grenzlanddeutschen. Er klingt aus in dem Sieg des Deutschtums über polnisches Intrigen- und Ränkespiel. Spontan erhoben sich die begeisterten Zuhörer von den Plätzen und stimmten mit den Darstellern das Deutschlandlied an, so daß der Abend mit einer eindrucksvollen Kundgebung schloß“. (E.T. 13.2.)

Die Kreisgruppe Eschweger des Nationalsozialistischen Lehrerbundes traf sich am 13.8. im Hessischen Hof. Kreisobmann Holzapfel, Neuerode, bezeichnete das Deutschland der Weimarer Zeit als Sklaven des internationalen Judentums. Demgegenüber stehe der Geist von Potsdam: national, sozial und gerecht. „Dieser Geist wurde erst durch Adolf Hitler von dem Fluch des ewigen Schlafes befreit. Adolf Hitler bringt dem deutschen Volke seine völkische Einigkeit, Stärke, Zucht, Ordnung und soziale Gerechtigkeit“. Pfarrer Uffelman sprach sodann über das Thema „Das Christentum im neuen Deutschland“, wobei er die Grundlinien des Gedankengutes der „Deutschen Christen“ aufzeigte. (E.T. 15.8.)

Zum „Fest der deutschen Schule“ am 10.9., vom Volksbund für das Deutschtum im Ausland veranstaltet, wurde eine Beflaggung der Schulen angeordnet. (E.T. 4.9.)

„Eine eindrucksvolle Kundgebung für den Deutschtumsgedanken im Auslande fand gestern abend unter Teilnahme weiter Kreise der Bevölkerung auf dem Adolf Hitler-Platz statt. Sämtliche hiesigen Schulen, die Hitlerjugend, der Bund Deutscher Mädchen waren in geschlossenem Zuge ... aufmarschiert. Ferner waren ein Sturm der SA, der Stahlhelm und eine Abordnung der Jugend-SS erschienen.“ Auf der Kundgebung sprachen u.a. Studienrat Kraft sowie der Bezirksobmann des VDA Gemmer aus Kassel. (E.T. 16.9.)

Im Lyzeum fand am 28.9. eine Feier zu Ehren des deutschen Bauerntums statt; die Rede hielt Studiendirektor Dr. Ehrentreich, wobei er die Rolle des Bauerntums im neuen Staat umriß. Er blickte auch zurück in die Geschichte des Bauernstandes, wobei er die jüngste Vergangenheit nicht aussparte: „In der Notzeit der vergangenen Jahre wurde der Marxismus selbst bis auf die Dörfer getragen. Durch volksfremde Zwischenhändler wurde dem Erzeuger der landwirtschaftlichen Produkte sein Verdienst geschmälert“. Für den folgenden Tag waren Besichtigungen in Dörfern der Umgebung durch die Schulklassen vorgesehen. (E.T. 28.9.)

In einer Versammlung der Bezirksgruppe Niederhone im NS-Lehrerbund sprach Mitte Oktober Rektor Wischnack zum Thema „Deutsches Volkstum und Judentum“. U.a. führte er aus: „Die Verjudung Deutschlands sei erheblich weiter fortgeschritten, als man nach den amtlichen Zählungen glauben könne. Den beherrschenden Einfluß, den das Judentum auf allen Gebieten des Kultur- und Wirtschaftslebens gewonnen hatte, restlos auszutilgen, sei höchste Aufgabe des deutschen Volkes, daß sich seines Rassewertes wieder bewußt werden müsse“. (E.T. 13.10.)

In der Monatsversammlung des NSLB am 25.10. sprach A.G. Kraft über „Die biologischen Grundlagen der Vererbungslehre“, wobei er auf die Bedeutung des Biologie-Unterrichts in den Schulen des neuen Deutschlands hinwies. Er leitete über zum ersten Kapitel von Hitlers „Mein Kampf“ mit der blutsmäßigen

Bindung des Führers an das Erbgut seiner Ahnen. (E.T. 26.10.)

Das Thema der Versammlung im Dezember war erneut die Vererbungslehre, vortragen von A.G. Kraft. A.G. Heß befaßte sich mit Hitlers „Mein Kampf“. Als neuer Obmann stellte sich Studienrat Hofmann vor. (E.T. 15.12.)

Feuerwehr

Die Eschweger Feuerwehr hielt am 25.4. eine Alarmübung ab. Die anschließende Generalversammlung „eröffnete der Kommandant, der Branddirektor Eduard Döhle mit einer kernigen Ansprache, die in einem freudigen Bekenntnis zu der heutigen Regierung und dem neuen Deutschland gipfelte. In das auf den Reichspräsidenten von Hindenburg und den Reichskanzler Adolf Hitler ausgebrachte ‚Hurra‘ stimmte das vollbesetzte Haus begeistert ein. Es wurde dann eine Statutenänderung beschlossen, die die Wiedereinsetzung eines nach dem Kriege zurückgestellten Paragraphen vorsieht, der folgenden Wortlaut hat: ‚Ausgeschlossen von der Mitgliedschaft zur Freiwilligen Feuerwehr sind Angehörige der Sozialdemokratischen Partei sowie solche Personen, welche die Bestrebungen derselben stützen oder fördern.‘“ (E.T. 26.4.)

Am 7.5. fand in Oberdünzabach der Kreisfeuerwehrtag statt. „Branddirektor Döhle knüpfte an die gewaltigen Ereignisse der letzten Monate und Wochen an und führte aus, daß mit den Farben Schwarz-Weiß-Rot und dem Hakenkreuzbanner das Morgenrot eines neuen Deutschlands angebrochen sei. Erhaltung des Gemein- und Staatswesens sei schon immer erster Grundsatz der Feuerwehren gewesen. Heute würden die Wehren umso energischer ihre Pflicht erfüllen, als eine machtvolle Regierung die Geschicke des Staates leitet und ein Deutschland der Deutschen errichtet. Der Redner verwies auf eine Bekanntmachung des obersten Führers des Feuerwehrverbandes, wonach künftig nur solche Männer in der Feuerwehr Aufnahme finden können, die in ihrem innersten Herzen deutsch



Abb. 2: Die Aula der Friedrich-Wilhelm-Schule im „Dritten Reich“; das Führerbild malte Ernst Metz.

fühlen und deutsch denken. Ein dreifaches Hurra auf Hindenburg und Hitler durchdrönte das Haus, und dann sang die Versammlung stehend den ersten Vers des Deutschlandliedes“.

In der Diskussion ging es u.a. um die Frage der Absprache von Übungen, da viele Feuerwehrmitglieder Angehörige der SA seien. Bezirksbrandmeister Stemm, Abterode, zugleich Sturmführer der SA, wies auf die vorbildliche Zusammenarbeit beider Organisationen hin. (E.T. 8.5.)

Am 27.8. fand eine große Alarmübung der hiesigen Feuerwehr in Zusammenarbeit mit der Freiwilligen Sanitätskolonne vom Ro-

ten Kreuz statt. Branddirektor Döhle nahm der Wehr um 6.30 Uhr auf dem Adolf Hitler-Platz die Parade ab. Bei der Übung wurde ein Bombenangriff feindlicher Geschwader zugrundegelegt. (E.T. 28.8.)

Am 13.11. führte die Feuerwehr eine großangelegte Alarmübung am Untermarkt durch. Die Alarmierung galt gleichzeitig dem Pioniersturm, dem SA-Sturm 21 (Turnersturm) und dem Freiwilligen Arbeitsdienst. (E.T. 14.11.)

Ihre Hauptversammlung mit anschließendem Stiftungsfest hielt die Freiwillige Feuerwehr Eschweger am 2.12. im Kasino ab; hierzu waren auch Abordnungen des Stahlhelms

und des Freiwilligen Arbeitsdienstes erschienen. Aus dem Jahresbericht ging hervor, daß sich der Mitgliederbestand „infolge Ausscheidens der nichtarischen Mitglieder“ von 297 auf 289 verringert hatte. (E.T. 4.12.)

Sportvereine allgemein

Im Tageblatt vom 12.5. erschien folgende Ankündigung: „Zur Gleichschaltung der Fußballsport treibenden Vereine unserer Stadt, entsprechend den Richtlinien des Reichssportkommissars, findet am kommenden Sonntag Vormittag in der ‚Schönen Aussicht‘ eine große Sportlerversammlung statt, in der neben der Berufung des neuen Vorstandes der Kreisleiter der NSDAP Adam einen Vortrag über ‚Nationalsozialismus und Sport‘ halten wird“.

Eine Anzeige in derselben Ausgabe teilt mit: „An alle Fußballfreunde der Stadt Eschwege! Der gesamte Vorstand des Sportklub Eschwege e.V. hat der Kreisleitung der N.S.D.A.P. seine Aemter zur Verfügung gestellt, damit auf Grund der Bekanntmachungen des Reichssportkommissars die Gleichschaltung im Eschweyer Fußballsport reibungslos erfolgen kann. Alle aktiven Spieler der Stadt, gleich welchem Verein sie bis jetzt angehört haben, alle Fußballfreunde und Anhänger werden hierdurch zu der Gleichschaltungsversammlung der großen Eschweyer Fußballgemeinde am Sonntag, den 14. Mai 1933, vorm. 9 Uhr im kl. Saale der Schönen Aussicht eingeladen. Im Mittelpunkt der Veranstaltung steht ein Vortrag des Kreisleiters Adam, Eschwege über das Thema ‚Nationalsozialismus und Sport‘. Alsdann erfolgt die Berufung des neuen Vorstandes. Jeder, der ernstlich mithelfen will am Aufbau dieser großen sportlichen Idee ist herzlichst willkommen. Freudig ans Werk, die einige Eschweyer Fußballgemeinde marschier! Der komm. 1. Vorsitzende K. Haßkarl“. (E.T. 12.5.)

„Der Eschweyer Fußball marschier!“ lautet dann auch die Titelzeile des Berichtes über diese Gleichschaltungsversammlung. Weit mehr als 200 Sportler hatten sich einge-

funden. Kreisleiter Adam sprach über das angekündigte Thema, wobei einige Aussagen besonders herausgehoben werden können. „Ueber alle Stände hinweg habe sich der Gedanke der Volksgemeinschaft siegreich durchgerungen, und diese Gemeinschaftsidee müsse nun auch im sportlichen Leben einziehen. Kein Verein und kein Verband sei Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, nämlich zur Ertüchtigung der deutschen Jugend und zur Vertiefung des Wehrsportgedankens ... Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, gehe es nicht an, daß in einer mittleren Stadt wie Eschwege drei Sportvereine nebeneinander herlaufen. Es gebe künftig nur einen Sportverein. Der Sportklub Eschwege e.V. bleibt als Stammklub erhalten, und die in ihm vereinten Mitglieder sind gleichberechtigt“. Kurt Haßkarl wurde zum Vorsitzenden des neuen Vereins berufen. (E.T. 15.5.)

Ende Mai wurden die Richtlinien zum Neuaufbau des Sports veröffentlicht. Darin heißt es u.a.: „Turnen und Sport sind nicht dazu da, um das persönliche Wohlergehen von Privatleuten zu fördern; die Leibesübungen bilden vielmehr einen wichtigen Teil des Volkslebens und sind ein grundlegender Bestandteil des nationalen Erziehungs-Systems. Das Zeitalter des individualistischen Sportbetriebes ist vorüber. In Zukunft werden an nationalen Feiertagen neben den Wehrverbänden auch die Organisationen der Turner und Sportler erscheinen und das ihrige dazu beitragen, volkstümliches, öffentliches Leben zur Erscheinung zu bringen“. (E.T. 26.5.)

„Der bisherige Kreisvertreter des bisherigen 7. Deutschen Turnkreises, B. Engelhardt, wurde vom Gauführer Andree, Hersfeld, zum Ehren-Gauvertreter mit Sitz und Stimme im Gauhauptausschuß ernannt. Damit ist auch die heimische Turnerschaft in der neuen Gauführung, die soeben vom Gauführer berufen worden ist, vertreten“. (E.T. 13.10.)

Arbeitersportvereine

Sehr aktiv waren zu Jahresbeginn noch die Arbeitersportvereine. „Einen Werbeabend

veranstaltete die Kampfgemeinschaft für rote Sporteinheit des Bezirks Eschwege am Sonnabend (28.1.) im Stadtpark. Die Schalmeienkapelle und der MGV Freiheit umrahmten durch Musik- und Gesangsvorträge die Vortragsfolge, die im wesentlichen von Mühlhäuser und Kasseler Turnern und Turnerinnen bestritten wurde. In seiner Begrüßungsansprache hob der Führer des Bezirks Eschwege, Becker, die Ziele der Kampfgruppe für rote Sporteinheit hervor. Die Grüße der Eschweyer Gruppe an die Mitwirkenden überbrachte Küllmer, Reichensachsen, der auch auf die politische Lage einging“. (E.T. 30.1.)

Lange Zeit liest man im Tageblatt nichts mehr über den Arbeitersport. Eine kurze Notiz erschien dann kurz nach dem Johannisfest: „Die Freie Turnerschaft Eschwege hat sich nach 25jährigem Bestehen aufgelöst. Sie hat ihren Mitgliedern empfohlen, sich den hiesigen sporttreibenden Vereinen anzuschließen“. (E.T. 7.7.)

Turnverein Jahn

Am 9.1. war die Jahreshauptversammlung der Altersriege des TV Jahn, deren Vorstand im Amt bestätigt wurde. (E.T. 10.1.) Seine Jahreshauptversammlung hielt der Turnverein Jahn am 6.3. im Schützenhaus ab. Der Verein zählte 546 Mitglieder. Oberturnwart Albert Götting, Schriftwart Ernst Götting und Gerätewart Fritz Trümper wurden wiedergewählt. Karl Keitel wurde stellvertretender Vorsitzender. (E.T. 7.3.)

Die Walpurgisfeier der Altersriege des TV Jahn fand am 30.4. in der Leuchtbergshalle statt. Oberturnwart Albert Götting wies auf die „innige turnbrüderliche Verbundenheit innerhalb der Abteilung hin und gab seiner Freude Ausdruck, daß der Verein in seiner Gesamtheit sich der nationalen Erhebung angliedere. Nach der Mahnung, dem Vereine, der DT. (Deutsche Turnerschaft, d.V.) und dem Vaterlande wie bisher die Treue zu halten, klangen seine Worte aus in einem dreifachen ‚Gut Heil!‘ auf den Reichspräsidenten und den Reichskanzler Adolf Hitler“. (E.T. 2.5.)

Am 10.6. hielt der TV Jahn eine außerordentliche Mitgliederversammlung im Werrastrand ab. Der 1. Vorsitzende Lehrer Albrecht informierte über die Neugliederung auf dem Gebiete der Deutschen Turnerschaft. Er begrüßte die machtvolle deutsche Erhebung und sprach von dem neuen Geist, der auch die Turnerschaft durchwehte. Albrecht wurde im Vorsitz bestätigt. Der Turner-Wehrsturmführer Schäfer forderte zum Eintritt in den Turner-Wehrsturm auf. (E.T. 12.6.)

Am 23.7. beging der Verein sein Sommerfest am Leuchtberg. Im Bericht darüber liest man: „Durch turnerische Arbeit und öffentliche Vorführungen eine Volksverbundenheit zu schaffen, war durch mehr als drei Jahrzehnte hindurch stets das große Ziel des Vereins. Trotz Unterbindung dieses Zieles während der letzten 14 Jahre von außen her wurde der einmal beschrittene Weg unbeirrt fortgesetzt, und heute zeigt sich klar und deutlich, daß dieser Weg der richtige war. Heute ist es dem Verein eine Genugtuung, daß er in keiner Weise eine Umstellung nötig hat ... Der Festplatz war schön geschmückt, Fahnen in den Reichsfarben zeigten, daß der neue Geist auch diesen Deutschen Turnern innewohnt. Der Führer des Vereins, Lehrer Albrecht, wies auf die Umwandlung des Volkslebens hin, die sich seit Einsetzung der nationalen Regierung vollzogen habe. So wie Friedrich Ludwig Jahn habe auch Adolf Hitler für seine Idee gekämpft.“ (E.T. 24.7.)

„Die Führung des TV. Jahn e.V. hat beschlossen, mit Rücksicht auf die Bestrebungen des Winterhilfswerkes auf die Durchführung einer Weihnachtsveranstaltung zu verzichten und dafür im Januar oder Februar eine Veranstaltung turnerischer Art zu bieten“. (E.T. 11.12.)

Turnverein 1861

Anfang März beging die Männerriege des Turnvereins 1861 ihr 47. Stiftungsfest. Man gedachte der im Weltkriege gefallenen Sangesbrüder. „Sie seien leuchtende Vorbilder echter Turnertreue bis zum Tode für ihr schön-

nes Vaterland. Diesen Vorbildern nachzustreben, sei Pflicht der Männerriege, denn nur dann sei es möglich, die deutsche Turnerschaft auf ihrer Höhe zu erhalten und durch sie ein neues freies Vaterland mitschaffen zu helfen". (E.T. 13.3.)

Die Ausrichtung des Turnvereins 1861 auf die neue nationale Linie fand in dessen Hauptversammlung im Ersten Kulmbacher Ende April statt. „Der Vorsitzende Turnbruder Engelhardt ... gedachte der Regierung der nationalen Erhebung unter der Führung des tatenreichen Volkskanzlers Adolf Hitler, die die Hoffnung auf eine Aufwärtsbewegung im deutschen Volke habe mächtig aufleben lassen. Zu ihr stehe die Deutsche Turnerschaft und mit ihr der TV. Eschwege 1861 mit ganzem Herzen. Ein ‚Gut Heil‘ dem Reichspräsidenten und dem Volkskanzler Adolf Hitler schloß die Ansprache ... Der Vorsitzende

gab sodann verschiedene Erklärungen über die Durchführung der Stuttgarter Beschlüsse, so des Arierparagraphen, des Wehrsportgedankens, der Gleichschaltung und der Führerfrage ... Der erste Vorsitzende legte nach einer äußerst erfolgreichen Arbeit aus Gründen langer Ortsabwesenheit sein Amt nieder“. Engelhardt, der 34 Jahre dem Verein vorgestanden hatte, wurde zum Ehrenvorsitzenden erklärt. Abschließend heißt es: „Verschiedene Aemter sollen in Kürze nach Klärung verschiedener Fragen vereinspolitischen und technischen Inhalts noch besetzt werden. Zur Verbundenheit mit dem Reichspräsidenten und der Regierung Adolf Hitler werden die Vereinsfahnen fortan geschmückt mit Bändern bzw. Schleifen in den Farben Schwarz-Weiß-Rot und mit dem Hakenkreuz“. (E.T. 29.4.)

Am 9.7. beging der Verein sein 72. Stiftungsfest an der Leuchtberghalle, wohin sich



Abb. 3: Johannistag im „Dritten Reich“: Repräsentanten der Partei, üppiges Maiengrün und Hakenkreuze.

der vom Ersten Kulmacher gestartete Festzug unter Vorantritt des Spielmannszuges der SA bewegte. Die Ehrung verdienter Mitglieder geschah unter dem Leitspruch „Turner sein, heißt treu und deutsch sein“. Der Ehrenvorsitzende Engelhardt „ermahnte die Jugend zur Nacheiferung und Weiterarbeit an der Turnsache und lenkte die Blicke auf den Reichspräsidenten von Hindenburg und seinen jugendlichen Volkskanzler Adolf Hitler“. (E.T. 10.7.)

Den beiden Turnerinnen Neinens und Kunkel, die beim 15. Deutschen Turnfest Siege erreicht hatten, bereitete der TV 1861 am 1.8. einen begeisterten Empfang. Es wird besonders vermerkt, daß die beiden Eschweyerinnen je eine Nelke erhaschen konnten, die der Reichskanzler ihnen zugeworfen hatte. (E.T. 2.8.)

Ruderverein

Der Gymnasial-Turn- und Ruder-Verein feierte Anfang September sein 29. Stiftungsfest im Casinosaal. Der Vorsitzende der Aktivitas, Hellmuth Hartmann, „schilderte .. die Tätigkeit des Vereins, der nun schon jahrzehntelang die Jugend im nationalen Geiste erzieht und der auch jetzt und in Zukunft mithelfen will am Bau des neuen Deutschlands. In enger Kameradschaft ... wächst hier ein neues Geschlecht heran, das gewillt ist zum Dienst am Volke, am Vaterland. Mit einem dreifachen Sieg-Heil auf den Volkskanzler Adolf Hitler schloß der die mit großem Beifall aufgenommene Rede“. (E.T. 5.9.)

Gesangvereine allgemein

Der Zusammenschluß der Gesangvereine im Deutschen Sängerbund machte auch im Bezirk Eschwege Fortschritte. Bis Anfang September hatten sich 64 Vereine mit über 2500 Sängern dem Mittelwerra-Gau angeschlossen; 15 Zugänge wurden noch erwartet. „Damit sind fast alle Gesangvereine unseres Bezirks erfaßt. Die der großen Einheitsfront noch fernstehenden Vereine schalten sich ein für allemal selbst aus ... Nur eine geeinte Sängerschaft vermag ihren in der Gegenwart doppelt

verantwortungsreichen Aufgaben gerecht zu werden, indem sie durch Liedgemeinschaft zur Volksgemeinschaft beiträgt und damit das Aufbauwerk der Reichsregierung nach besten Kräften fördert“. Führer des Gaues wurde Georg Gläßner, Eschwege; ihm standen Wilhelm Weiß, Heinrich Schellhas und Karl Albrecht zur Seite. Gauchormeister wurde Lehrer Walter Kuchenbuch, Niederdünzbach. „Die Führung des Gaues in dieser Zusammensetzung ist von dem Bundesführer Wilke, Kassel, der im engsten Einvernehmen mit der Kulturabteilung und den örtlichen Leitungen der NSDAP arbeitet, bestätigt“. (E.T. 8.9.)

Nur wenig später, am 17.9., fand im Ersten Kulmbacher die Vertreterversammlung des Mittelwerra-Gaues statt. Gauführer Gläßner konnte über 150 Vertreter von 71 Gesangsvereinen begrüßen. „Die Worte des Gauführers waren ein machtvolleres Bekenntnis zu deutscher Art und betonten die Bereitwilligkeit der Sängerschaft, sich gern und freudig im Geiste unseres Volkskanzlers Adolf Hitler, einig im Lied und einig im Volk, zu betätigen“. Der Gau wurde vorerst in sechs Arbeitsbezirke eingeteilt. Eschwege gehörte zum Bezirk Leuchtberg mit Führer Gläßner und Chormeister Kuchenbuch. „Mitgeteilt wurde weiter, daß die Satzungen der Vereine außer Kraft gesetzt sind, soweit sie dem Führerprinzip widersprechen. Vereinsnamen, die dem Zeitgeist widersprechen, sind zu ändern“. (E.T. 18.9.)

Die im Sängerbund organisierten Vereine beteiligten sich am 9.12. an der Aktion zugunsten des Winterhilfswerks, unter Mitwirkung der Sturmbannkapelle III/353. Das Konzert hatte allerdings nicht den erwarteten guten Zuspruch des Publikums aufzuweisen. (E.T. 11.12.)

Arbeitergesangvereine

Am 11.2. veranstaltete der Gau Kurhessen-Südhanover, 5. Bezirk, des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes anlässlich dessen 40jährigen Jubiläums einen Liederabend im Stadtparksaal. „Die Veranstaltung gab Kunde

von der guten Pflege des deutschen Liedes, deutschen Männergesangs als Träger der Liebe zur Heimat, als Kündler von Freude und Weh, als Quell gesunder Kraft und deutschen Wesens in der deutschen Sängerschaft“ schreibt die Zeitung am Montag darauf. In der Wortwahl unterscheidet man sich nicht von den eher national gesonnenen Sangeskollegen. Die Eschweger Arbeitergesangsvereine Volkschor, Frohsinn und Sängerquartett wurden von Sangesbrüdern aus Weißenborn, Oberdünzelsbach und Reichensachsen unterstützt. Das Streichorchester des Wanderklubs Schwalbe begleitete den Abend. Der Bezirksvorsitzende Soodmann ergriff ebenso das Wort wie der Stadtverordnete Hoßbach. (E.T. 13.2.)

Chorverein Arion

Zu einer gemeinsamen Feierstunde am 21.1. luden der TV Jahn und der Chorverein Arion ein. „Wir zeigen deutsches Turnen und singen deutsches Lied“ heißt es u.a. in der Ankündigung. (E.T. 14.1.) In dem Bericht über die Veranstaltung heißt es u.a.: „Es war ein glücklicher Gedanke, Turnen und Singen, beides edles deutsches Kulturgut, gemeinsam darzubieten ... Auch die modernen Tänze kamen zu ihrem Recht in dem originell aufgemachten Matrosentanz, der unter Schlagergesang besonderen Beifall fand ... Insgesamt hinterließen alle Darbietungen den Eindruck, daß die edle Turnerei im Jahn eine besondere Pflegestätte gefunden hat ... Zwischen den turnerischen Vorführungen erklangen in abwechslungsreicher Folge die Männerchöre des Arion ... Anerkennenswert war auch das gutbesetzte Streichorchester Otto Muscat, das sauber und mit sichtlicher Freude am Musizieren einige Märsche und eine Ouvertüre spielte ... Man fühlte bei diesen Feierstunden deutlich, daß beides (d.i. Turnen und Singen, d.V.) Kräfte vermittelt, und in unserer Notzeit zählen solche Kräfte, zählt das einigende Zusammenschließen gleichgesinnter Menschen doppelt.“ (E.T. 23.1.)

Der Chorverein Arion hielt am 28. Januar seine Generalversammlung ab, die von 115

Mitgliedern besucht war. Der Vorstand wurde einstimmig wiedergewählt. Chorleiter Allmroth wurde allgemeines Lob zuteil. (E.T. 30.1.)

Ende April schwenkte der Chorverein Arion voll auf die Linie der neuen Regierung ein. „Der Chorverein ‚Arion‘ versammelte sich am Sonnabend Abend (22.4.) zu einer außerordentlichen Generalversammlung und begrüßte freudig die Aufbauarbeit der Regierung der nationalen Erhebung, insbesondere den durch Wort und Tat bekundeten Willen zur Pflege deutscher Kunst im deutschen Lied. Der ‚Arion‘ stellt sich einmütig hinter die Ziele der Regierung Adolf Hitler und macht es sich erneut zur Pflicht, Liebe zur deutschen Heimat, zum deutschen Volke und zum deutschen Lied kraftvoll und zielbewußt zu pflegen und zu fördern. In Anerkennung der großen Verdienste der nationalsozialistischen Bewegung um die Einigung des deutschen Volkes erklärte der Verein geschlossen seinen Eintritt in den ‚Kampfbund für deutsche Kultur‘.“ (E.T. 24.4.)

An der Festaufführung des Films „Blutendes Deutschland“ am 25.4. war der Chorverein Arion beteiligt. (E.T. 24.4.) „Der Chorverein ‚Arion‘ sang schön abgestimmt zwei stimmungsvolle Soldatenlieder und ließ in dem Chor ‚Rheintreue‘ den Treueschwur: ‚ein Volk – ein Gott – ein Vaterland‘ machtvoll ausklingen.“ (E.T. 26.4.)

Am 30.7. unternahm der Verein eine Sängerfahrt nach Thüringen, wobei die gebotenen Volkslieder und Vaterlandslieder besonders dankbar aufgenommen wurden. (E.T. 4.8.)

Am 23.9. bereitete der Verein seinem Mitbegründer Georg Rudloff zu dessen 80. Geburtstag eine Sängerehrung. Der Jubilar wurde vom Verein unter Begleitung der Kapelle Muscat und des Spielmannszuges der SA zuhause abgeholt und zum Vereinslokal geleitet. „Prächtige Männerchöre und Lieder des Gemischten Chores umrahmten die Feier, die mit einem Sieg-Heil auf unser Vaterland und Reichskanzler Adolf Hitler sowie mit dem Absingen unserer Nationalhymnen ausklang.“ (E.T. 25.9.)

4. Abend Sonnabend, 13. Mai, 8 Uhr, in der Festhalle des Stadtparks Gastspiel der Nationalsozialistischen Bühne Berlin **Der Wanderer.**

Ein deutsches Stück von Reichsminister Dr. Goebbels.

Abb. 4: Aus einer Veranstaltungs-Ankündigung des „Vereins zur Pflege der Kunst“ im Mai 1933.

MGV Concordia

Der MGV Concordia hielt seine Generalversammlung am 30.3. ab. „Auch künftig sollen die Bestrebungen dahin gehen, die aufbauende Kraft des deutschen Liedes als wichtiges Kulturgut unseres Volkes immer mehr zu vertiefen“. Vorsitzender wurde Wilhelm Weiß, Chorleiter war Wilhelm Mauer. (E.T. 1.4.)

Am 4.11. hielt der MGV Concordia im Hessischen Hof ein geselliges Beisammensein ab. Vereinsführer Weiß appellierte an die Vereinsmitglieder, „am bevorstehenden Wahltag sich voll und ganz hinter Volkskanzler Adolf Hitler zu stellen und damit auch seinen Kampf um Deutschlands Ehre und Gleichberechtigung zu unterstützen. In einem begeisterten Sieg-Heil stimmten die Anwesenden zu“. (E.T. 6.11.)

MGV Fortuna

Am 7.1. hielt der MGV Fortuna im Stadtpark seine ordentliche Generalversammlung ab. Der Vorsitzende E. Reuffurt betonte, „daß es nun gälte, auch in diesen schweren Krisenzeiten den Verein und die deutsche Treue zum Liede hochzuhalten“. Dem seit 53 Jahren bestehenden Verein gehörten 110 Mitglieder an; der Vorstand wurde einstimmig wiedergewählt. (E.T. 9.1.)

Ende April hielt der MGV Fortuna im Stadtpark eine außerordentliche Generalversammlung ab, in der der Verein sich der neuen Entwicklung anpaßte. „Nach einem Willkommensgruß verbreitete sich der erste Vorsitzende in längeren Ausführungen über die Aufbauarbeit der Regierung Hitler und erklärte, daß

der Verein es als seine höchste Pflicht und Aufgabe betrachte, in Einigkeit und Treue, verbunden im deutschen Liede, am Wiederaufbau unseres Vaterlandes mitzuhelfen. Die Versammlung sprach dem Volkskanzler durch Erheben von den Plätzen ihr volles Vertrauen aus und erklärte einstimmig den Eintritt in den Kampfbund für deutsche Kultur. Nachdem noch verschiedene Vereinsangelegenheiten erledigt worden waren, schloß der erste Vorsitzende die Versammlung mit einem Heil auf das deutsche Lied und unseren Reichskanzler Adolf Hitler. Anschließend erschallte das Lied ‚Deutschland, du mein Vaterland‘.“ (E.T. 3.5.)

MGV Harmonie

Am 14.1. hielt der MGV Harmonie seine Jahreshauptversammlung ab. Die Zahl der Mitglieder betrug trotz ungünstiger Wirtschaftslage 127. Von größeren Festlichkeiten wurde 1932 in Anbetracht der Notzeiten Abstand genommen. Der Vorstand wurde im Amt bestätigt. (E.T. 17.1.)

Am 11.3. veranstaltete der MGV Harmonie unter Mitwirkung der Feuerwehrkapelle im Saale des Werrastrand einen Liederabend. Das bunte Liederprogramm läßt keine besondere Tendenz in irgendeine Richtung erkennen. (E.T. 13.3.)

Am 22.4. hielt der MGV Harmonie im Schützenhaus eine Vollversammlung ab. „Als Hauptpunkt wurde zu Beginn der Versammlung eine Entschließung einstimmig angenommen, die besagt, daß der Verein es in Zukunft als seine schönste und höchste Aufgabe betrachtet, durch die Pflege des deutschen

Liedes, durch Schrift und Wort am Wiederaufbau des Vaterlandes in Sinne unseres verehrten Volkskanzlers Adolf Hitler tatkräftig mitzuarbeiten“. (E.T. 24.4.)

Bei einem Sommerfest im Schützenhaus am 16.7. brachte man gemeinsam mit der Musikabteilung des Wandervereins Schwalbe alte deutsche Volkslieder zu Gehör. (E.T. 15.7.)

Am 1.10. konnte der MGV Harmonie sein 25jähriges Jubiläum begehen. Die Feierlichkeiten wurden durch ein Massenchorsingen auf dem Obermarkt am 30.9. eingeleitet. Die Hauptfeier fand dann am Abend im Stadtpark statt. „Nach einleitenden Vorträgen der Kapelle O. Muscat, aus denen stramme, emsige Arbeit an dem jungen Geschlecht sprach, schwebte unter Marschklängen, neudeutsch begrüßt von der festlichen Menge, ein Dutzend Fahnen herein, unter deren Trägern auch die Farben der SA und des Stahlhelms vertreten waren ... Die Begrüßungsansprache des Vorsitzenden Ebert ... bekundete die Freude an der nationalen Bewegung unter Schwarzweißrot und dem Hakenkreuz und betonte das Gelöbnis zu weiterer treuer Pflege des deutschen Liedes im Dienste der Allgemeinheit unter dem Wahlspruch: ‚Durch Lied zur Tat‘. Der Saal beantwortete die markige, willensstarke Rede durch begeistertes Singen der Nationalhymne und des Horst Wessel-Liedes“. (E.T. 2.10.)

MGV Liederkranz

Mitte Januar hatte der MGV Liederkranz seine Generalversammlung. Der Vorstand mit Vors. E. Dick wurde in seinem Amt bestätigt. (E.T. 17.1.)

Am 14.10. ehrte der MGV Liederkranz vier verdiente Sangesbrüder. „In das Sieg-Heil auf die Jubilare, auf das Vaterland mit seinen Führern stimmten die Anwesenden begeistert ein und sangen das Deutschland-Lied und das Horst Wessel-Lied“. (E.T. 16.10.)

MGV Liederverein 1862

Der MGV Liederverein hielt seine Jahreshauptversammlung am 9.1. ab. Hier gab es Änderungen im Vorstand: 1.Vors. Adolf Her-

zog, 2.Vors. K. Eichholz. (E.T. 10.1.) Die Feier zur Enthüllung des Ehrenkreuzes im Heimatmuseum am 30.4. wurde vom MGV Liederverein musikalisch umrahmt. (E.T. 2.5.)

Die Umstellung des Liedervereins auf die neuen Verhältnisse erfolgte in einer Generalversammlung Anfang Mai. „Der Verein ist sich in den 70 Jahren seines Bestehens stets seiner vaterländischen Aufgabe bewußt gewesen und hat in bewußt überparteilicher Einstellung immer dem deutschen Liede gedient. Dieser Aufgabe ist er auch treu geblieben, als er von Andersgesinnten Anfeindungen erdulden mußte. Der Appell des Vorstandes, sich hinter die nationale Regierung zu stellen, fand deshalb bei allen Mitgliedern einmütigen und freudigen Widerhall. Es wurde ferner beschlossen, dem Kampfbunde für deutsche Kultur beizutreten. Zum 1. Vorsitzenden wurde Feldwachtmeister Beck gewählt, der gelobte, sein Amt im Geiste der nationalen Erneuerung unseres Vaterlandes zu führen“. (E.T. 4.5.)

Eine Sängerehrung nahm der Liederverein 1862 am 14.10. vor. „Ein dreifaches ‚Sieg Heil‘ auf unseren Reichskanzler Adolf Hitler, der 1. Vers des Horst Wessel-Liedes und der 1. und 3. Vers des Deutschland-Liedes beendete die erhebende Feier“. (E.T. 16.10.)

Gesangsabteilung des kath. Männervereins Constantia

Die Gesangsabteilung der Constantia hatte am 27./28.5. den MGV Kirchhasel zu Gast. Vorsitzender Willi Schaum und Dirigent Heß gedachten Albert Leo Schlageters. „Der Redner fand treffende Worte, um alle Herzen für den nationalen Helden zu erwärmen, der immer da stand, wo das Vaterland in Not war. Er zeigte an Schlageter, der ein guter Katholik war und einst Priester werden wollte, wie tiefe Vaterlandsliebe, gepaart mit wahrer Religiosität, jenen unerschrockenen Helden hervorbrachte“. (E.T. 29.5.)

Flugsportverein

Der kürzlich neugegründete Eschweger Flugsportverein führte am 18.6. eine Werbe-

veranstaltung auf dem Adolf-Hitler-Platz durch und taufte ein von der Kyffhäuser-Jugend erbautes Segelflugzeug auf den Namen „Hermann Göring“. Die Redner – der Ortsgruppenführer des Vereins, Franz Tellgmann, und der Vorsitzende des Kreiskriegerverbandes, Carl Bartholomäus – ließen keinen Zweifel am Zusammenhang des Flugsports mit der Vorbereitung auf den militärischen Einsatz. „Der gemeinsame Gesang des Horst Wessel-Liedes und flotte Marschmusik der Feuerwehrkapelle beschlossen die eindrucksvolle Veranstaltung“. (E.T. 19.6.) Anlässlich einer geplanten Sammlung während des Johannisfestes im Rahmen der Flugsport-Werbewoche heißt es: „Deutschlands Jugend muß fliegen lernen, denn ein Volk, das sich willenlos feindlicher Willkür preisgibt, hat keine Existenzberechtigung. Ein Volk aber, das den eisernen Willen zur Selbsterhaltung in sich trägt, wird auch den Gefahren aus der Luft trotzen!“ (E.T. 30.6.)

Das Segelflugzeug „Hermann Göring“ erhob sich am 9.7. auf dem Solzer Fluggelände erstmals in die Lüfte. „Eine anschließende Propagandafahrt durch die Stadt vervollständigte den wohl gelungenen ersten Flugtag, der den Beweis erbracht hat, daß unsere Jungflieger in Eschwege nicht nur die Begeisterung für die gute Sache aufbringen, sondern ihr auch Taten folgen lassen, die zur Heranbildung tüchtiger Flieger und damit zum Schutze unseres Vaterlandes so dringend erforderlich sind“. (E.T. 10.7.)

Im September wurde dem Flugsportverein von der Stadtverwaltung ein Grundstück auf dem Hirtenrasen für ein Jahr als Flugplatz zur Verfügung gestellt. (E.T. 16.9.)

Mitte Oktober ernannte der Präsident des Deutschen Luftsportverbandes im Auftrage von Luftfahrtminister Göring den bisherigen Leiter des Flugsportvereins, Franz Tellgmann, endgültig zum Führer der Flieger-Ortsgruppe Eschwege. (E.T. 17.10.)

Am 29.10. gedachte die Ortsgruppe des im 1. Weltkrieg gefallenen Kampffliegers Volcke, wobei dessen ehemaliger Bursche, der

Arbeiter Fischer aus Grebendorf, eine besondere Rolle spielte. (E.T. 30.10.)

Verschiedene Vereine

Auch der Eisenbahn-Frauenverein Eschwege und Umgebung schloß sich am 3.5. dem Kurs der nationalen Erneuerung an. „Nach Absingen des Deutschlands- und des Horst Wessel-Liedes wurde mit einem dreifachen Sieg-Heil die Versammlung geschlossen“. (E.T. 4.5.)

Typisch für den Ablauf der Umorientierung erscheint das Beispiel der Ortsgruppe Eschwege des Reichsverbandes deutscher Post- und Telegraphenbeamten. Diese tagte am 7.5. auf dem Bergschlößchen, „um zur Gleichschaltung der Organisation Stellung zu nehmen. Nach Absingen des Deutschlandliedes hielt der Betriebszellenobmann Schülbe einen längeren Vortrag über Ziel und Zweck der Gleichschaltung. Die Versammlung stellte sich einmütig und geschlossen hinter die Regierung der nationalen Erhebung und gelobte, mit allen Kräften am Wiederaufbau des geliebten Vaterlandes mitzuarbeiten. Die Versammlung war von echtem nationalsozialistischem Geist getragen und recht gut besucht“. (E.T. 8.5.)

Der hiesige Reiterverein beriet in seiner Monatsversammlung vom 19.5. über die Bildung eines Reitersturms; fünf Reiter traten in den neugebildeten Sturm ein. (E.T. 20.5.)

Der Stenographenverein 1898 hielt am 8.6. seine Generalversammlung ab. Die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse hatten zu einem Rückgang der Mitgliederzahl geführt. „Die Vorstandswahl ergab die einstimmige Wiederwahl des seitherigen Vorstandes, der in seiner Zusammensetzung bereits seit langem den Anforderungen entspricht, die vom Bundesvorstand hinsichtlich der Gleichschaltung gestellt werden. Der Vorsitzende Lichte versprach, den Verein auch in Zukunft nur in deutschem Geiste zu führen und mitzuarbeiten an der Schaffung der deutschen Einheit. Er brachte auf den Reichspräsidenten, den Reichskanzler und die Reichskurzschrift ein dreifaches Sieg-Heil aus“. (E.T. 9.6.)

Als frühesten Beleg einer Selbstauflösung findet man in der Ausgabe des Eschweger Tageblatts vom 22.4. eine knappe Notiz über die Eschweger Freimaurerloge. „Die Eschweger Freimaurerloge Eintracht zur Aka-zie hat nach einem am 21. d.M. gefaßten Mit-gliederbeschuß ihre Auflösung vollzogen“. (E.T. 22.4.)

Werratalverein

Der Werratalverein hielt am 4.2. im Stadtpark sein Wintervergnügen ab. Neben Volksliedern brachte die Tanzkapelle Hans Mainzer auch Tanzschlager zu Gehör, Annemarie Messing aus Kassel sang einige Tonfilmschlager. (E.T. 6.2.)

Die Hauptleitung des Werratalvereins lud die Vorsitzenden aller Zweigvereine zu einer Tagung am 12.2. in den Hessischen Hof. Wichtigster Punkt der Tagesordnung war die Vorbereitung der 50Jahrfeier des Vereins am 10./11.6. Auf dem Hundsrück soll mit dem Bau eines Aussichtsturmes begonnen werden. Auf dem Meißner ist die Enthüllung eines Ehrenmals für den Vereinsgründer Pontani vorgesehen. Man diskutierte weiterhin über die Erfahrungen mit dem Einsatz des freiwilligen Arbeitsdienstes beim Ausbau von Wanderwegen. (E.T. 13.2.)

Am Volkstrauertag (12.3.) gedachte man beim Ehrenmal an den Seesteinen auf dem Meißner der Toten des Weltkrieges. Dr. Karl Braun „gelobte mit den Anwesenden, in dem Geiste der Helden und Kämpfer des großen Krieges zu wirken, um die große deutsche Volksgemeinschaft über alle Zwietracht hinweg verwirklichen zu helfen“. (E.T. 13.3.)

Die Generalversammlung des Zweigvereins Eschwege, der Ende 1932 650 Mitglieder hatte, fand Ende März im Ersten Kulmbacher statt. (E.T. 29.3.)

Am ersten Juniwochenende begann der Verein seine Feierlichkeiten zum 50jährigen Jubiläum mit der Eröffnung einer Ausstellung heimischer Kunst im Hochzeitshaus. Vorsitzender Kreisschulrat Dithmar sprach die einleitenden Worte zu den rund 150 Kunstwer-

ken. „Was aber wäre aus alle dem Geschauten geworden, wenn die Welle des Bolschewismus darüber hinweggebraust wäre? Ein Trümmerhaufen ohne Maßen! Da lenken wir unsere Gedanken zu den Männern, die am Abgrunde uns und unsere Kultur, unsere schöne Heimat mit ihren alten und herrlichen Kulturdenkmälern in schwerster Zeit gerettet haben: zu unserm hochverehrten, greisen Reichspräsidenten von Hindenburg und zu unserm tatkräftigen Reichskanzler Adolf Hitler. Kreisschulrat Dithmar schloß seine Ansprache mit einem dreifachen Sieg-Heil auf die Führer des Volkes, auf das deutsche Vaterland, auf die schöne Heimat und die Werralandschaft, in das die Versammelten begeistert und mit erhobenem Arm einstimmten“. (E.T. 3.6.)

Am Wochenende 10./11.6. fand die Hauptveranstaltung zum 50jährigen Jubiläum statt. Dr. Braun als Geschäftsführer der Hauptleitung betonte, „daß sich auch der Werratalverein geschlossen hinter die Männer stellt, die uns den Glauben an die Zukunft wiedergegeben haben“. Während des Festkommerses ergriffen u.a. Kreisleiter Adam, Kreisschulrat Dithmar und Kreisjugendpfleger Lehrer Adler das Wort. Letzterer kündigte die Errichtung eines Schlageter-Denkmales auf dem Meißner durch den Verein an.

Rektor Jaspert vom Reichsverband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine sprach über die ideologische Basis des Wanderns im neuen Reich. „Der deutsche Wanderer war immer derjenige, der die deutsche Kulturarbeit, das gesamte Leben Deutschlands zurückführen wollte auf die alten germanischen Tugenden, auf die Tugend der Wehrhaftigkeit, der Liebe zur Heimat, der Gemeinschaft des gegenseitigen Dienens, der Ehrfurcht vor Gott und dem Menschen. Wir sind erdentsprossene Germanen“.

Am verregneten Sonntagnachmittag erfolgte die Enthüllung des Pontani-Gedenksteins auf dem Meißner. Die Bronzeplakette mit dem Abbild des Gründers des Werratalvereins war von Edmund Hüther geschaffen worden. (E.T. 12.6.)

Auf die Jubiläumsveranstaltungen wird – weitgehend übereinstimmend mit den Texten im Eschweger Tageblatt – in der Vereinszeitschrift „Das Werratal“, Heft 7/9, gleichfalls eingegangen. Hier finden sich ferner zwei interessante Beiträge, die zum Verständnis der Ideologisierung des Wanderns von Bedeutung sind. Wilhelm Münkers Beitrag heißt „Die Umschaltung der Stubenhocker“ und enthält Aussagen wie z.B. „Wandern ist ein urdeutsches Tun ... Die letzten Jahrzehnte haben weite Schichten auch unseres Volkes immer mehr von der Natur entfremdet ... Die Politik der vergangenen Jahrzehnte strebte zu wenig ins Grüne. Es wäre manches weniger rot geworden, wenn man mehr ins Grüne gegangen wäre. Unser Volk soll und muß zu seiner Gesundheit den Weg zur Natur zurückfinden. Umschaltung der Stubenhocker heißt die Losung“.

Hans Teichmann befaßt sich mit dem Gegensatz Wandern und Marschieren, der seit Jahrzehnten die Wandervogelbünde von den Bündischen Gruppen getrennt habe und ein Zeichen der Zerrissenheit des Volkes gewesen sei. Die neue Zeit habe diesen Gegensatz nun überwunden. Sein Fazit lautet: „Marschieren heißt sich einordnen und unterordnen, heißt den Eigenwillen unter den Willen der Nation beugen, heißt Gemeinnutz vor Eigennutz stellen, heißt opfern können, marschieren heißt dienen! Das ist der Sinn unseres Wanderns: aus tiefstem Erlebnis, aus ganzer Seele deutsche Vollmenschen werden! Und das ist der Sinn unseres Marschierens: diesen deutschen Menschen, alles, was wir wurden, im Dienst für die Nation zu opfern!“ (Das Werratal, Jg.1933, H. 7/9, S.77f.)

Am 13.8. hielt der WTV im Hessischen Hof eine außerordentliche Generalversammlung ab. Der Vorsitzende, Bürgermeister Dr. Stolzenberg, gab bekannt, „daß auf Anordnung des obersten Führers der deutschen Wanderbewegung ein neuer Führer des Werratalvereins zu wählen sei, der die Gewähr dafür biete, daß der Verein in streng nationalem Sinne geleitet werde und der das Vertrauen der Mitgliedschaft besitze“. Stolzenberg

wurde in seinem Amt bestätigt und versicherte, „daß die Leitung des Vereins auch fernerhin ihre Tätigkeit in den Dienst des neuen Staates stellen werde“.

Weiterer Tagesordnungspunkt war die geplante Schaffung eines Ehrenmals für Albert Leo Schlageter. „Als geeigneter Punkt sei die von allen Seiten gut sichtbare Hörnekuppe ausersehen worden. Man plant die Errichtung eines etwa 20 Meter hohen weißen Kreuzes, dessen Kosten im Zusammenwirken mit den nationalen Verbänden und den Kreisbehörden der Kreise Eschwege und Witzenhausen aufgebracht werden sollen“. Ein Sieg-Heil auf den Reichskanzler beendete die Tagung. (E.T. 14.8.)

Der Zweigverein Eschwege des WTV nahm am 21.8. die Neuwahl des Vorstands entsprechend den Anordnungen des Reichsverbandes Deutscher Gebirgs- und Wandervereine vor. Der bisherige Vorsitzende L.G. Knierim wurde einstimmig wiedergewählt; nach Bestätigung von oben sollte er die anderen Vorstandsmitglieder bestimmen. (E.T. 22.8.)

Auf der Ebene des Hauptvereins blieb ebenso der Posten des 1. Vorsitzenden derselbe. „Der Führer der Hauptleitung des Werratalvereins, Bürgermeister Dr. Stolzenberg, ist vom Führer des Reichsverbandes Deutscher Gebirgs- und Wandervereine in seinem Amt bestätigt worden. Bürgermeister Dr. Stolzenberg wird nunmehr die übrigen Mitglieder der Hauptleitung und die Führer der Zweigvereine berufen“. Wortwahl und Verfahren sind ein gutes Beispiel für die Durchsetzung des Führerprinzips innerhalb des Vereins. (E.T. 5.9.)

Nach erfolgter Gleichschaltung hielt der Zweigverein Eschwege Anfang Dezember seine erste Vorstandssitzung ab. „Der bisherige 1. Vorsitzende Knierim ist von dem Führer des Gesamtvereins, Bürgermeister Dr. Stolzenberg, als Führer des Zweigvereins Eschwege bestätigt worden. Dieser berief zum 2. Vorsitzenden, der der NSDAP angehören muß, den Buchhändler Edwin Braun“. (E.T. 7.12.)

Geschichtsverein

Für den 1. Mai, den „nationalen Feiertag des deutschen Volkes“, war unter anderem eine Feier im Heimatmuseum geplant, die unter der Regie des Geschichtsvereins stand. Diese Feier sollte unter dem Zeichen der Übernahme des Eisernen Kreuzes in das Museum im Rittersaal des Schlosses stehen, das 1914 auf dem Marktplatz genagelt worden war; es hatte 2 Meter Durchmesser und wog 258 Pfund. Zur Enthüllung des Eisernen Kreuzes am 30.4. um 11.15 Uhr lud der Vorsitzende des Geschichtsvereins, Schulrat Dithmar, alle Mitglieder ein. (E.T. 29.4.)

Über die Feier berichtete das Tageblatt ausführlich am 2.5. Auf die Einladung von Schulrat Dithmar hatten sich „die Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden, die Vorstände der hiesigen militärischen und vaterländischen Vereine, die Veteranen von 1870/71 und die Mitglieder des Geschichtsvereins so zahlreich eingefunden, daß der weite Raum bis auf den letzten Platz gefüllt war.“ Schulrat Dithmar hielt die Weiherede. Nach der Enthüllung des Kreuzes, flankiert von der Reichs- und der Hakenkreuzfahne, betete man das Vaterunser, sang das Lied vom guten Kameraden und das Deutschlandlied. Das Wort ergriffen sodann u.a. Landrat Deichmann, Landrat a.D. von Keudell, Bürgermeister Stolzenberg und Kreispfarrer Clermont. „Für die Kreisgruppe der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei sprach der Kreisleiter Adam und für die Eschweger Ortsgruppe Rektor Wischnack“. Das Horst Wessel-Lied beendete die Feier. Hofphotograph Tellgmann nahm anschließend eine Aufnahme der Altveteranen vor dem Ehrenkreuz vor. (E.T. 2. u. 3.5.)

Da nicht alle Inhaber des Eisernen Kreuzes in Eschwege an der Feier hatten teilnehmen können, wurde am 7.5. eine kleine Nachfeier veranstaltet. (E.T. 6.5.)

Vom 18.–20.8. fand in Eschwege die Jahrestagung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde statt. Der Besuch des Oberpräsidenten Prinz Philipp von Hessen

aus Anlaß dieser Tagung wurde allerdings wegen anderweitiger Verpflichtungen kurzfristig abgesagt. Der Museumsverband für Kurhessen und Waldeck verband seine Jahrestagung mit der des Geschichtsvereins. Das Eschweger Heimatmuseum wurde zu diesem Anlaß besonders festlich hergerichtet. (E.T. 18.8.)

Ein Begrüßungsabend im Hessischen Hof leitete das Treffen ein. „Nachdem Lehrer H. einen von ihm selbst komponierten und dem Reichskanzler gewidmeten Hitler-Marsch zu Gehör gebracht hatte, gedachte Schulrat Dithmar der Führer des Deutschen Reiches und brachte ein dreifaches Sieg-Heil auf den greisen Reichspräsidenten v. Hindenburg und den jungen tatkräftigen Reichskanzler Adolf Hitler aus, woran sich der Gesang des Deutschlandliedes anschloß ... In kurzen gedankenreichen Ausführungen sprach Lehrer Jäger über die Berge der Heimat ... Sein Wunsch, daß auch unser Volk, nachdem es 14 Jahre in den Niederungen gewandert ist, nunmehr seine Bergfahrt antreten möge, leitete über zum gemeinsamen Gesang des Horst Wessel-Liedes“. (E.T. 19.8.)

Am Samstagvormittag traten beide Vereine in der Festhalle des Stadtparks zu einer gemeinsamen Sitzung zusammen. Der 1. Vorsitzende des Hessischen Geschichtsvereins „gedachte in seiner Eröffnungsrede der freudig begrüßten Wendung der Verhältnisse in Deutschland. Er betonte, daß der Geschichtsverein in den 99 Jahren seiner Tätigkeit stets die Wege gegangen ist, die auch heute wieder eingeschlagen werden, um die Liebe zur Heimat zu fördern und zu stärken“. Die Reihe der prominenten Gastredner wurde eröffnet von Gauleiter Weinrich, gefolgt vom Regierungspräsidenten v. Monbart und Prof. Stengel von der Universität Marburg. (E.T. 19.8.)

Was bleibt als Fazit? Die überwiegende Mehrheit der Vereine und der sonstigen Kulturträger hatte offenbar kaum Probleme mit den neuen Gegebenheiten; der Übergang in das neue System – bestimmt vom Führerprin-

zip – machte kaum Schwierigkeiten. Von denjenigen, die sich still zurückzogen, die hinausgedrängt oder schikaniert wurden, liest man im Tageblatt freilich nichts. Nur eine einzige Selbstauflösung ist in der Presse dokumentiert.

Anmerkungen

¹ So z.B. für Eschwege: Hans Koszka, Eschwege und der Nationalsozialismus, in: Geschichte der Stadt Eschwege, Eschwege 1993, S. 151-164; Röhrda: Erich Schwerdtfeger, Vorkriegsjahre und Kriegsalltag in Ringgau-Röhrda (1930-1945), in: Röhrda, Chronik eines Dorfes, Röhrda 1989, S. 163-181; Datterode: Karl Kollmann, Vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1945, in: 850 Jahre Datterode, Datterode 1991, S. 139-154; Hilgershausen: Karl Kollmann, Von 1900 bis 1950, in: Geschichte des Dorfes Hilgershausen, Hilgershausen 1993, S. 63-82.

² Anna Maria Zimmer, Zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Eschwege, in: Geschichte der Stadt Eschwege, Eschwege 1993, S. 341-357; dieselbe, Juden in Eschwege. Entwicklung und Zerstörung der jüdischen Gemeinde, Eschwege 1993.

³ Karl Kollmann/Thomas Wiegand, Kultur in Eschwege, in: Geschichte der Stadt Eschwege, Eschwege 1993, S. 400-411; hier besonders das Kapitel „Kulturarbeit im Dienste des Nationalsozialismus“, S. 403-405.

⁴ Vgl. hierzu Jürgen Herwig, Zeitgeist und Sozialdemokratie in Eschwege während der Kaiserzeit, in: Geschichte der Stadt Eschwege, Eschwege 1993, S. 121-127.

Die letzten Kriegswochen in Frieda

von Anni Herzog¹

Meinhard-Frieda, den 13. Februar 1975

Ich, Anni Herzog, geborene Frölich, geb. am 30. November 1907, soll auf Wunsch meines Sohnes Herbert Herzog, geb. hier in Frieda am 4. Nov. 1927, eine kleine Chronik schreiben über die letzten Tage, Wochen und Monate des Krieges 1939–1945.

Der Krieg begann am 1. Sept. 1939; nach großen Erfolgen und Siegen auf allen Kriegsschauplätzen des Westens, Ostens, Nordens und Südens, kam es dann nach und nach, wie es kommen mußte: der Feldherr Adolf Hitler, in seinem Größenwahn ähnlich Napoleon Bonaparte, wollte ganz Europa unterwerfen; das ging eine lange Zeit gut, aber dann kamen die Rückschläge an allen Fronten bis zur bedingungslosen Kapitulation in der Nacht vom 8. zum 9. Mai 1945. Von der letzten Zeit will ich nun berichten so gut ich es noch im Gedächtnis habe, und ich habe noch alles gut im Gedächtnis.

Also heute vor 30 Jahren, am 13. Febr. 1945 abends, habe ich auch hier am Tisch gesessen wo ich jetzt schreibe, aber mit einer anderen Beschäftigung, ich habe die Sachen zu recht gemacht für Herbert, der 17jährig am anderen Morgen in den Krieg ziehen mußte, in einen verlorenen Krieg. Meine Eltern waren unten, Gerhard war neun Jahre alt und sicher schon im Bett, mein Mann seit dem 26. Aug. 1939 eingezogen und fast auf allen Kriegsschauplätzen gewesen, war es für mich sehr schwer, nun auch noch meinen Jungen ziehen zu lassen, aber da war nichts dran zu rütteln, und wenn ich mir das jetzt überlege, ich fühle mich heute abend wieder in die Zeit zurückversetzt, fühle ich wieder ganz, wie schwer doch der Abend heute vor 30 Jahren für mich war. Herbert war noch weggegangen, ich war wohl äußerlich gefaßt, ich wollte ja Herbert

nicht zeigen, wie mir zu Mute war, um es ihm ja nicht auch noch schwerer zu machen, wußte ich ja und auch er nicht, ob es nicht die letzte Nacht in seinem Elternhause sei. Gerade heute abend jetzt in einer halben Stunde um 21.40 Uhr kommt ein Film im Fernsehen mit dem Titel „Als Feuer vom Himmel fiel“, den ich mir noch ansehen will, paßt doch der Film genau zu dem, was ich heute abend beginne aufzuschreiben; ich werde nun für heute abend schließen. Ich habe nun den Anfang geschrieben, begonnen mit den Erinnerungen des Vorabends des 14. Febr. 1945, wo Herbert in den Krieg ziehen mußte.

Nachdem ich nun den Film gesehen habe, kann ich es doch nicht dabei lassen, wie wohl es elf Uhr abend ist, noch ein paar Reihen zu schreiben, es war doch so erschütternd mit anzusehen, wie die Städte im Feuer zu Asche versanken und zu Ruinen wurden. Man kann das wohl nie in Worten beschreiben, wenn man bedenkt, wie so viele unschuldige Menschen, die den Krieg und das Regime Hitlers nicht wollten, sterben mußten, und unter welchen Qualen sind wohl viele umgekommen. Durchs Fernsehen kam auch Dresden, in dieser Nacht vom 13. auf den 14. Febr. 1945 durch Bomben vollkommen zerstört; wenn die Alliierten auch das Regime Hitlers beseitigen wollten, was zweifellos eine gute Absicht war, so war das aber nicht die richtige Lösung, eher ein Verbrechen, die vielen Flüchtlinge vor den heranrückenden Russen auf der Flucht, die in Dresden erstmal Zuflucht gesucht hatten, weil Dresden keine militärischen Ziele bot, in einer einzigen Nacht niederzumachen. Ca. 200.000 Tote in einer Nacht, das geht wohl über menschliche Begriffe. 200.000 ist eine nüchterne Zahl, aber wenn es um 200.000 Menschen geht, die in einer Nacht qualvoll und in so einer Todesangst sterben müssen, noch dazu so viele Unschuldige, das kann ein menschliches Hirn wohl nicht fassen.

Der Morgen des 14. Febr. war ein Morgen wie jeder andere, nur daß mein Junge in den Krieg mußte, ich sehe ihn noch wie heute,

ich stand am Fenster und sah hinter ihm her, wie er um die Ecke ging, ich wußte ja nicht, ob ich ihn mal wiedersehen würde, es war morgens etwa um sieben Uhr. Ich habe mich dann wieder ins Bett gelegt, meine Mutter war ja da, wegen Gerhard wegen der Schule, ich weiß nicht mehr genau, aber ich glaube Schule war da schon keine mehr. Wenn mich etwas bedrückt hat, habe ich mich immer am liebsten ins Bett geflüchtet, das war schon von jeher so, und auch so an diesem Morgen; als ich dann später aufstand, sagte meine Mutter: „Herbert war noch mal da, der Zug ist nicht gekommen.“ Die Nacht war doch der furchtbare Luftangriff auf Dresden, aber das wußten wir ja noch nicht, aber damit hings zusammen; wer weiß was für Bahnhöfe in der Nacht noch bombardiert wurden, jedenfalls der Zug kam nicht. Herbert hat dann sein Fahrrad geholt und ist damit nach Eschwege-West gefahren. Da hat er das Rad am Bahnhof stehen gelassen, irgendwie wurde es dann zum Bahnhof hierher geschickt, wo wir es dann abgeholt haben. Herbert mußte dann sehen, wie er nach Bebra kam, manchmal ist ja noch ein Zug gefahren, aber in höchster Gefahr, weil dauernd die Bahnhöfe, Züge und Bahnschienen bombardiert wurden. In Bebra wurden sie dann sicher zusammengestellt und dann abtransportiert nach Weimar Nohra, das ist jetzt Ostzone; er bzw. sie sind dann auch gut dort angekommen, wir haben dann doch mal eine Feldpostkarte bekommen.

Doch nun erstmal zum Tage heute vor 30 Jahren, dem 22. Februar 1945. Wieder brach ein Tag an wie jeder andere. Mein Vater, der Maurer war, war kriegsdienstverpflichtet, und mußte am Bahnhof in Eschwege arbeiten. Meine Mutter, Gerhard und ich waren zu Hause, Ernst und Herbert im Kriege. Dann heulten die Sirenen, das war man ja schon gewohnt, es war ja fast pausenlos Tag und Nacht Fliegeralarm. Bis jetzt war unsere Gegend immer noch verschont geblieben. Aber den Tag, es war noch vormittags, wir haben uns in der Zeit damals am Tage meistens unten in der Küche aufgehalten, da hörte man schon die Flugzeu-

ge, es war gerade wie wenn man etwas spürte. Ich stand unten in der Küche vor dem Fenster, und soweit mir die Scheune die Sicht nicht versperrte, sah ich die Flugzeuge vom Leuchtborg ziemlich tief Eschwege anfliegen. Ich dachte sofort an meinen Vater, der ja in Eschwege war, ich stöhnte nur „mein armer Vater“, meine Mutter sagte „was ist denn“, ich sagte „wir werden es schon gleich hören“ und so war es auch. Es brach ein Getöse los, wie man es ja nicht beschreiben kann; daß es dem Bahnhof und dem damaligen Flugplatz galt, das war klar, man wußte ja nie immer richtig, wo man dran war, und was noch kommen konnte. Auf einmal fiel mir ein: Wo ist Gerhard? Ich rannte raus, die Straße, die Gasse, alles war wie ausgestorben. Ich die Gasse hoch gelaufen, über mir brummt die Flieger. Er ging immer gern zu Wenzels, und da war er dann auch. Das kann ich nie vergessen, es war mir zwar nicht zum lachen, aber wenn ich daran denke: Sie standen alle, die ganze Familie Wenzel, im Hausflur und weinten, und Gerhard stand mitten drin, stumm wie ein Fisch. Aber erst noch bevor ich Gerhard suchen ging, ich stand doch unten vor dem Fenster, das Fenster war geschlossen und es standen Blumenstöcke davor. Ich sehe immer noch, wie die Fensterflügel aufflogen und die Blumenstöcke runterflogen. Solch einen Luftdruck hatten die Bombeneinschläge verursacht, noch dazu wo doch unsere Scheune auch noch viel abhielt, hätte ich es nicht selber erlebt, würde ich es nicht glauben.

Nun mußte man abwarten, nachmittags kamen dann so langsam die Leute zu Fuß von Eschwege, hauptsächlich die Arbeiter, die kriegsdienstverpflichtet waren. Ein Zug fuhr ja nun endgültig nicht mehr. Es kamen und kamen auch als Leute, aber mein Vater kam nicht. Dafür hörte man von den Angekommenen, daß der Bahnhof und die Umgebung nur noch ein Trümmerhaufen sei. Meine Mutter und ich waren in großer Angst, mußten wir doch damit rechnen, daß er tot sei, wurde doch von so und so vielen Töten gesprochen. Es wurde mittlerweile dunkel, auf einmal, wir

hatten schon die Hoffnung aufgegeben, kam mein Vater mit noch ein paar Nachzügler an. Wie waren da meine Mutter und ich froh. Was hatten wir da einen Grund, wieder Gott zu danken. Wenn mein Vater da umgekommen wäre, wären Mutter und ich und unser 9jähriger Gerhard allein gewesen. Wir wußten ja nicht, ob Ernst und Herbert jemals wiederkommen würden.

Es war schon damals eine schwere Zeit. So ging nun ein Tag nach dem anderen hin. Der März kam und es wurde wieder Frühling, wettermäßig war der März gut, aber die Stimmung in unserem Haus war trüb. Von Ernst, meinem Mann, kam ab und zu noch ein Brief. Er war im Winter das letzte mal ein paar Tage daheim gewesen. Ich kann mich noch gut erinnern, er ging nachts zu Fuß weg zum Schwebdaer Bahnhof, ich bin noch mit ihm runtergegangen bis vors Tor. Da haben wir uns verabschiedet, auch wir wußten nicht, ob wir uns jemals wieder sehen würden, ich habe zu ihm gesagt: Mach's gut und komm bald wieder heim, er hat darauf geantwortet: So schnelle wie möglich, und dann ging er allein in die Nacht.

Herbert war in der Zeit auf dem Eschweiger Flugplatz zu einem Flugzeug-Lehrgang. Er wurde aber dann zur Infanterie eingezogen, es kam dann mal ein kurzer Brief von ihm, daß sie kurz vor dem Abrücken wären, wohin wußte ja keiner, die Front kam ja immer näher, dann kam nochmal eine Karte von Elze von der Fahrt und dann nochmal eine Karte von Lüneburg, das war ungefähr Mitte März, und dann haben wir weiter nichts von ihm gehört.

Von Ernst, meinem Mann, kam nochmal ein Brief von etwa Ende März, und dann habe ich von ihm auch weiter nichts gehört. Es war ja fast pausenlos Fliegeralarm mit Fliegerangriffen. Von Fliegerangriffen sind wir ja, außer dem Angriff des Eschweiger Bahnhofs, weitgehend verschont geblieben. Es fuhr ja fast kein Zug mehr, weil Bahnhöfe und Gleise meistens unter Fliegerbeschuß mit Bomben und Tiefflieger standen, und so konnte ja auch keine Post mehr befördert werden. So lebte man in

der Ungewißheit dahin, während die Rundfunk-Volksempfänger im März immer noch von Siegen berichteten, und von einer Geheimwaffe sprachen, ebenfalls die Eschweyer Zeitung, die nur noch in einer kleinen Auflage erschien, auch immer noch von der Geheimwaffe schrieb, die Hitler in der letzten Phase noch einsetzen würde. Wir hörten auch oft den englischen Sender, der ganz anders sprach, was ja auch der Wahrheit entsprach, aber das Abhören des ausländischen Senders mußte ganz geheim sein, mit dem Ohr am Radio; würde man dabei ertappt, mußte man damit rechnen hingerichtet zu werden, oder aber Abtransport ins K.Z., und das war so ungefähr einer Hinrichtung gleich.

So verging nun ein Tag nach dem andern in Ungewißheit, wettermäßig war der März gut, wie schon geschrieben. Mir fällt ein, was ich für erwähnenswert halte in bezug auf den Bombenangriff des Eschweyer Bahnhofs. Die Menschen waren überall in den Luftschutzbunkern, mein Vater auch, wie er es dann schilderte: der Bunker voller Menschen, Kinder, Säuglinge, Frauen und alte Leute, und dann nun das Bombardement, Bombeneinschläge überall, das elektrische Licht ging aus, sie mußten jeden Moment damit rechnen, daß der Luftschutzraum einen Volltreffer erhielt. Das Bahnhofsbetriebsamt erhielt auch einen Volltreffer, das ganze Personal, das sich im Keller aufhielt, wurde getötet. Wer da auf dem Bahnhof dazwischen gesteckt hat, das hat schon Nerven gekostet. Mein Vater war wirklich keine zartbesaitete Natur, und er wurde damals 60 Jahre alt, als er abends, ehe er zu Fuß nach Hause ging, zum Bahnmeister sagte: „Ich weiß noch nicht, ob ich morgen früh komme“, er mußte doch schon wieder früh zu Fuß losgehen, antwortete ihm der Bahnmeister: „Kommen Sie morgen früh nicht, laß ich Sie vordas Kriegsgericht stellen.“

Auch eine andere Episode ist mir wert festgehalten zu werden. Durch die andauernden Bombenangriffe wurden doch außer denen, die jämmerlich umkamen, so viele Menschen obdachlos; nun wurden für die vielen

Flüchtlinge, die in Scharen ankamen und manchmal ja meistens nichts mehr hatten, als das was sie auf dem Leibe trugen, Unterkünfte gesucht. Zu uns kamen auch drei Herren, ich war gerade auf dem Hofe, als sie zur Tür rein kamen, ich sagte: „Na wollt ihr denn die Hühner zählen?“, das war doch auch drin, wegen der anfallenden Eier, die man nicht alle für sich verwenden durfte. Wenn man dann merkte, daß eine Kommission kam, es hat sich ja immer schnell rumgesprochen, tat man am besten dran, einige Hühner zu verstecken. Man mußte dann aber auch damit rechnen, wenn die Hühner oder Gänse oder Enten fremde Stimmen auf dem Hof hörten, daß sie anfangen zu gackern, es war schon ein Angsterleben. Also ich sagte: „Wollt denn die Hühner zählen?“ darauf sagten sie: „Nein, es kommen doch wieder Leute, wir suchen Wohnraum“, darauf sagte ich: Hier bei uns sucht ihr Wohnraum, das ist doch kein Haus, das ist doch nur eine Hütte, aber sie ließen nicht locker, ich mußte sie ins Haus lassen und sie gingen erstmal treppauf, guckten sich meine Wohnung an, was ja wirklich kein Appartement war, dann wollten sie noch auf den Boden, wo ich auch mit ihnen rauf mußte. Da ist mir der Kragen geplatzt, ich sagte: „So ist das, mein Mann ist vom ersten Tag an fort, mein Junge 17 Jahre alt fort, und ich weiß nicht, ob ich einen von ihnen wiedersehe, und dann sucht ihr bei mir noch Wohnraum. Die Menschen, die kommen, können ja auch nichts dazu, aber ich auch nicht, wegen mir kann alles zusammenbrechen, mir kanns egal sein, die Hauptsache es hört auf“. Darauf sind sie gegangen, unten bei meinen Eltern haben sie dann gar nicht mehr geguckt. Nun muß ich aber schreiben, die drei Friedaer, einer ist schon tot, zwei leben noch, waren sehr human. Es waren zwar Nazi, aber trotzdem Menschen, was man vielen echten Nazis absprechen konnte. Ich habe weiter nichts davon gehört, hätten die mich damals denunziert, wäre ich ins KZ gekommen, ob ich dann den Krieg überlebt hätte? Dann wären Ernst und Herbert wieder heimgekommen, und hätten mich vielleicht nicht

wieder gesehen. Ich kann ja die Männer nennen, die mich vor dem Schweren bewahrt haben, und ich werde es ihnen nicht vergessen, daß sie meiner Familie die Mutter erhalten haben, es waren Karl Schmerbach, der damalige Bürgermeister Flügel und Lehrer Holzapfel. Ich hätte ihre Namen hier nicht geschrieben, hätten sie mich damals denunziert, aber weil sie es nicht getan haben und sich als Menschen bewährt haben, möchte ich ihre Namen der Nachwelt erhalten.

Ich möchte noch einmal etwas zurückblenden. Der Winter 1944–45 war ein kalter Winter, nie werde ich die Trecks vergessen, die auf der Landstraße an unserem Haus vorbeizogen. Wagen mit Planen, wo sie etwas Überbleibsel von ihrer Habe und ihre Familienangehörigen, die eben noch zusammen waren, vielleicht auch Freunde, Nachbarn oder Bekannte, vielleicht auch eine zusammengewürfelte Gesellschaft, so zogen sie vorbei, vielleicht unbekanntem Ziele entgegen, vielleicht hatten auch manche ein Ziel. Ich weiß es nicht, es war damals eine so verworrene Zeit, jedenfalls in unserem Dorf sind keine hängen geblieben. Was haben diese Menschen durchgemacht: Im eisigen Winter im Januar 1945 mit kleinen Kindern, alten Leuten und so, dagegen waren wir noch glücklich dran in unsern Häusern. Das Leben und Leid wird wohl keiner ermessen können, der es nicht durchleben mußte.

Heute vor 30 Jahren war ein herrlicher Frühlingssonntag, es war der 25. März. Die Bewohner unseres Dorfes, soweit sie nicht eigenen Wald besaßen, bekamen im Sodholz ein Stück Wald zugewiesen, sich selbst Brennholz zu schlagen. Kohlen gab es ja keine mehr. Sodholz ist der Wald zwischen Frieda und Wanfried, und so zogen dann mein Vater und Gerhard, er war neun Jahre alt, den Sonntagmorgen los, wie viele andere Bewohner auch, um das Stück Wald zu besichtigen, das uns zugewiesen war. Es war nummeriert, und die Bäume, die geschlagen werden durften, waren gekennzeichnet. Als die beiden, mein Vater und Gerhard, dann Sonntagnachmittag heim ka-

men, kann ich mich erinnern, daß mein Vater sagte, in der Zeit, wo er sich mit den Leuten des unseres benachbarten Stück Waldes noch verhandelt hätte, wäre schon ein Baum gefallen, hätte Gerhard schon einen abgesägt gehabt.

Das war nun die Osterwoche 1945 – wir gingen jeden Tag ins Sodholz. Mein Vater, Pate Anna, Gerhard, Lischen, Irmhild, die war zwei Jahre alt und ich, meine Mutter kam dann mittags und brachte uns was zu essen. Wir haben Bäume abgesägt, sie zu Meterstücken zersägt, es war so warm, daß ich mich entsinne, daß ich meine Strümpfe ausziehen mußte, pausenlos war Fliegeralarm, die Flugzeuge brummen über uns hinweg, dazu hörte man dauernd schießen, und es kam immer näher. Es war eine große Ungewißheit, man wußte ja nicht, schießen Deutsche, um noch die andere Seite aufzuhalten, oder sind die andern uns schon so nahe. Dazu keine Nachricht mehr, weder von Ernst noch von Herbert. So ging die Osterwoche, Montag, Dienstag, Mittwoch hin, Gründonnerstag gingen wir das letzte mal ins Sodholz. Es hatte keinen Zweck mehr, die Flugzeuge über uns wurden immer mehr und die Schießerei immer ärger. Am Karfreitag, das war heute vor 30 Jahren, sind wir dann zu Hause geblieben. Ich kann mich noch genau an den Tag erinnern. Günter Flügel, die wohnten damals auf dem Bahnhof, wurde mit Herbert eingezogen. Ich bin den Tag mal da runtergegangen, als ich am Bahnhof war, hat gerade Oskar Flügel die Schranken runtergedreht und es brauste ein Zug vorbei, und Oskar sagte: „so die wären wir erstmal los“. Es wurde nämlich vermutet, im Tunnel zwischen Schwebda und Großtöpfer hätte sich das Führerhauptquartier versteckt. Posten standen an jedem Ausgang, man wußte ja nicht, was darinnen vor sich ging. Die Westmächte waren ja nun wirklich näher wie die Russen, und so konnte es schon sein, daß Hitler mit seinem Stab nach Berlin geflohen ist, denn die hatten sich doch eingebildet, Berlin würde sich nicht ergeben. Aber es kam dann ja ganz anders, die Übermacht war zu groß, und es waren Hirn-

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY 02610

TEMPORARY REGISTRATION **ZEITWEILIGE REGISTRIERUNGSKARTE**

Name **Ernst Schäfer** Alter **40** Geschlecht **männlich**
 Name Age Sex

Ständige Adresse **Frieda Haus Nr. 64** Beruf **Stockmacher**
 Permanent Address Occupation

Jetzige Adresse **Frieda**
 Present Address

Der (die) Inhaber(in) dieser Karte ist als Einwohner von **Frieda** vorschriftsmässig registriert. Es ist ihm (ihr) strengstens verboten, sich von diesem Aufenthaltsort zu entfernen. Zuwiderhandlung gegen diese Massnahme führt zu sofortiger Verhaftung. Der (die) Inhaber(in) dieses Ausweises muß ihn stets bei sich führen.

The holder of this card is duly registered as a resident of the town of **Frieda** and is prohibited from leaving the place designated. Violation of this restriction will lead to immediate arrest. Registrant will at all times have this paper on his person.

F. 4708
 Legitimations-Nummer
 Identity Card Number

Ernst Schäfer
 Unterschrift des Inhabers
 Signature of Holder

Right Index Finger

10. April 1945
 Datum der Ausstellung
 Date of Issue

(Dies ist kein Personalausweis und gewährt keinerlei Vorrechte)
 (This is not an identity document and allows no privileges).

Abb. 1: „Zeitweilige Registrierungskarte“ für Ernst Schäfer aus Frieda, 1945.

gespinste, noch an einen Endsieg zu glauben. Und doch haben damals noch viele engstirnige, dumme Menschen daran geglaubt, die Dummen werden eben nicht alle.

Der letzte März war in '45 der Oster-sonnabend, es war wieder ein herrlicher Frühlingstag. Das ganze Dorf war voll Soldaten, deutsche Soldaten suchten Quartiere, es kam auch einer zu uns, ich habe gerade unten im Fenster geguckt, und fragte mich um Quartiere. Ich hörte was von zwei Offizieren, da sagte ich, nein, schicken Sie uns einfache Landser aber keine Offiziere, er sagte warum, ich sagte, warum, warum, ich meine es so wie ich es sage. Es war ein Soldatengewimmel auf der Straße, da kam einer auf uns zu gehumpelt, er kannte den, der bei mir am Fenster stand und sagte, was ist denn nun, hast Du was gefunden. Der am Fenster sagte: Ja, es könnten zwei

hier unterkommen, aber keine Offiziere, da tat mir doch der Humpelnde leid und ich sagte, na dann kommt rein, als sie im Hause waren sagten sie, sie wollten weiter nichts wie schlafen, sie wären schon wer weiß wie lange nicht zur Ruhe gekommen, und da sagte der eine, wenn nun noch etwas für Herbert hätten, für den habe ich noch keine Unterkunft. Da sagte ich, wenn er Herbert heißt, dann laß ihn auch noch kommen, mein 17jähriger Sohn, er heißt auch Herbert, und sucht vielleicht auch ein Quartier, ich weiß nicht, wo er jetzt ist, er hat noch eine Karte aus Lüneburg geschrieben, da sagte der Humpelnde, Lüneburg, ach wäre ich doch in Lüneburg und ihr Sohn wäre hier, ich bin nämlich aus Lüneburg. Ich wies ihnen dann meine Küche oben, eben wo ich jetzt schreibe, als Schlafrum an, sie baten dann nur um ein Bündel Stroh, das holte ich ihnen

Großhessisches Staatsministerium
 Der Minister für Wiederaufbau und politische Befreiung
Der öffentliche Kläger
 bei der Sprudkammer Eschwege

Eschwege, den **17. 12. 46** 1946
 (Hofzeithaus) Vor dem Berge
 Telefon Nr. 2754
 Volksbank Eschwege e. G. m. b. H. Eschwege Kto.-Nr. 1641

Az.: E S **32059**
 (Bei jedem Schreiben anzugeben.)

Auf Grund der Angaben in Ihrem Meldebogen sind Sie von dem Gesetz zur Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. 3. 1946 nicht betroffen.

Der öffentliche Kläger:
 An Herrn/Frau/Frl.
Schäfer, Elise
 in **Frieda**
Müger

Formblatt 11 — Mitteilung an Nichtbetroffene — A. Roßbach, Eschwege

Abb. 2: „Mitteilung an Nichtbetroffene“ des Entnazifizierungsverfahrens an Elise Schäfer, Frieda, 1945.

dann auch aus der Scheune. Der Humpelnde legte sich aufs Chaiselongue und die beiden andern machten sich aus Stroh ein Lager, und Decken hatten sie auch, essen wollten sie nichts, nur schlafen. Das war morgens, am Spätnachmittag waren sie dann wieder wach, meine Mutter hatte dann doch Kuchen gebacken, wir hatten ja noch ein bißchen Mehl und es war ja Oster-sonnabend. Da haben wir dann etwas getauscht, sie gaben uns etwas Marschproviand und wir gaben ihnen Kuchen und Kaffee, was man damals Kaffee nennen konnte. Sie waren Fahnenjunker, aber nette Kerle, als sie sich bei uns wuschen und den Oberkörper frei machten, haben wir uns erschrocken, so hatten sie Löcher und Narben im Rücken, an den Seiten und an der Brust. Man sah, sie hatten den Krieg schon zur Genüge geschmeckt durch ihre vielen Verwundun-

gen. Aber auch sie glaubten noch an einen Endsieg. Sie guckten sich mal kurz im Dorf um, d.h. die beiden, der humpelnde lag ja flach. Dann legten sie sich wieder schlafen, mir gaben sie Anweisung, wenn jemand käme und wollte zu ihnen, sollte ich sagen, sie wollten nur schlafen und nicht gestört werden, das versprach ich ihnen auch und wir begaben uns dann auch zur Ruhe. Wir wußten ja nicht, was uns der andere Tag nun wieder bringen würde. Um die Begebenheiten nicht durcheinander zu bringen, muß ich noch einmal kurz zurückblenden, als sie sich zum Schlafen niederlegten und mir Anweisung gaben, ich sollte niemand zu ihnen rein lassen, was ich ihnen ja auch versprach, ahnte ich ja nicht, daß beim Militär das alles so einfach nicht ist als im Zivilleben. Und während die drei fest schliefen, kam auf einmal einer rein zur Haus-

tür und fragte ob im Haus Soldaten wären, als ich sagte „ja“, fragte er „wo?“, ich sagte: die schlafen und wollten nicht gestört werden, er: lassen sie mich zu ihnen; ich: das geht nicht; darauf wurde er heftig und sagte: wir möchten alle schlafen und lassen sie mich jetzt rein. Da wurde auch ich heftig und sagte: Was denken Sie sich eigentlich, denken Sie, Sie hätten Rekruten vor sich, mich so anzufahren. Da wurde er auf einmal ganz höflich und sagte: Entschuldigen Sie bitte eben meinen Ton, würden Sie mich bitte zu den Soldaten lassen, ich muß sie unbedingt sprechen. Darauf sagte ich: Bitte, diese Tür. Er darauf: Ich danke ihnen. Er ging rein, er blieb dann nicht lange und sie schliefen weiter, bis, wie ich vorhin schon geschrieben habe, gegen Abend. Es kam dann die Nacht von Ostersonntag zum 1. Ostertag und das war heute vor 30 Jahren, der 1. April. Die Nacht verlief ruhig, keine besonderen Vorkommnisse. Den Ostermorgen dann, ich guckte mal unten aus dem Fenster, kreuzte auf einmal der, der tags zuvor rein wollte bei den Soldaten, wieder auf der Straße auf und rief „Frohe Ostern, aber da denkt ja kein Mensch dran“. Wie ich dann von den Soldaten hörte, war es ein Major. Mittlerweile war dann doch wieder alles auf den Beinen, Soldaten und Zivilisten. Es ging wie ein Bienenschwarm. Unsere Drei gingen dann auch wieder weg und auf einmal kamen sie an mit Gewehren, sie stellten sie unten in den Hausflur. Ich sagte: Aber das nicht, laßt ja eure Gewehre weg, es war nur abgemacht schlafen. Sie sagten: Ich solle mich nicht aufregen, sie würden heute noch abziehen. Dann breiteten sie oben auf diesem Tisch, wo ich schreibe, eine große Landkarte aus und besprachen sich und beratschlagten, da ging ich auch hinzu und sagte: Wollt ihr denn mal wissen, wo der Ami ist? Wir hatten nämlich wieder den englischen Sender gehört und der Ami war schon am Ringgau. Ich zeigte ihnen auf der Karte „hier ungefähr“. Die waren ganz ahnungslos und ich möchte sagen bestürzt, sie guckten mich groß an und sagten: Wir glauben sie hören den Kameraden. Ich mußte ja nun wieder so tun, als ob ich

nur mal so daher redete und lachte dazu, denn so sehr konnte ich ja wieder nicht trauen, immerhin standen unten ihre Gewehre und hätten sie mich unten auf den Hof gestellt und mich abgeknallt, wer hätte es ihnen können wehren, aber es kamen ihnen anscheinend dann doch Zweifel und sie wußten nicht, war es Ernst von mir oder nur dummes Gerede. Sie packten jedenfalls ihr bißchen zusammen, nahmen ihre Gewehre und verabschiedeten sich von uns. Sie vergaßen auch nicht, sich nochmal zu bedanken. Ich sagte zu ihnen: „Wenn jemals einer von euch dreien nochmal im Leben hier vorbeikommen sollte, dann kommt mal rein.“ Das versprachen sie auch, aber ich habe keinen von ihnen wieder gesehen. Die ganzen Einquartiere aus unserem Ort sind dann oben raus gezogen (Eichsfeld) unter dem Viadukt weg, da oben sollen sich dann schwere Kämpfe ereignet haben, weil der Ami unsere Gegend schon umzingelt hatte. Da werden die drei dann an mich gedacht haben „wißt ihr denn wo der Ami ist“. Jedenfalls sollen in den Kämpfen dann noch viele gefallen sein und wer weiß, ob die drei nicht dabei waren.

Die Soldaten in unserem Dorf waren nun erstmal weg, es war wieder ruhiger. Der erste Ostertag ging nun schon vorbei, gegen Abend fing es an zu regnen, so ein richtiger warmer Frühlingsregen, der Fliegeralarm war eigentlich den Tag nicht so schlimm; nur der Geschützdonner kam immer näher und näher. Wir wußten nicht, sind es Deutsche oder die andere Seite. Nach unserm Ermessen mußte der Ami nun schon ziemlich nahe sein. Nun was tun: zu Hause bleiben, wir wohnen direkt an der Landstraße, war uns auch nicht so geheuer. Die Leute sind durcheinander gelaufen. Man wußte gar nicht wo man dran war. Mein Vater hat gesagt: Ich bleibe daheim. Wir hatten ein Kaninchen geschlachtet, er hat sich dann unten in die Küche hingesetzt und gesagt: Wenn ihr fort wollt, ich halte euch nicht, ich bleibe jedenfalls hier, wenn die Amerikaner kommen, dann begrüße ich sie und lade sie gleich zum Essen ein. Meine Mutter, Ger-

hard und ich sind dann hinten in der Kirchgas-se bei Christoph (Lina) Heine im Keller gelandet, da waren schon viele Leute, eben weil es etwas abgelegt war, wir auch rein in den Keller. Emma Hellwig mit ihren beiden Jungen war auch da, Gerhard war noch klein, sie hatten damals einen Hund, der hieß Asta, der war auch dabei. Helmut hatte ihn an der Leine, der Asta auch mit rein in den Keller. Es war alles aufeinander gepackt, Kisten, Kasten, Menschen und der Hund dazwischen. Er war auch nicht klein (Schäferhund) und dann wurde er hin und wieder mal auf den Pfoten getreten, oder auf den Schwanz und jaulte auf. Die Leute sagten dann: Macht den Hund raus. Da sagte Helmut: Wenn Asta raus muß, dann geh ich auch raus, wenn der Asta stirbt, dann will ich auch sterben. Nun war es ja ein unmöglicher Zustand in dem Keller, und wir merkten es tut sich nichts. Da sind wir dann gegen Abend auch wieder raus. Die Einquartierungen waren weg, aber da sah man schon wieder andere Soldaten auf den Straßen. Es lief eben alles durcheinander. Die Heeresleitung war in unserer Gegend scheinbar völlig aufgelöst und es lief jeder auf seine eigene Kappe. Sie wollten eben den Amerikanern nicht in die Hände fallen, wegen der Kriegsgefangenschaft. Einer der Soldaten sagte zu mir: Wie wir jetzt zurückgehen, so gehen wir auch wieder vor, es kann doch nicht möglich sein, daß alles umsonst war. Ich habe ihm darauf nicht geantwortet, denn was ich dachte durfte ich ja nicht sagen. Wir waren nun als in Erwartung der Amerikaner und wir waren froh. Wir hatten nur noch den Gedanken, wenn es nun endlich aufhört, der Krieg war lang genug. Eine weiße Fahne wurde auf unserm Kirchturm gehißt, zum Zeichen: Unser Dorf ergibt sich. Wir sind dann schlafen gegangen, wir hatten eine große Ungewißheit vor uns, was wird der nächste Tag wieder alles bringen.

Auf einmal gegen Morgen sind wir aufgewacht von Geschützdonner, kam meine Mutter rauf, Gerhard und ich lagen noch im Bett. Meine Mutter sagte: Guste wäre eben da gewesen (das war August Herwig seine Frau,

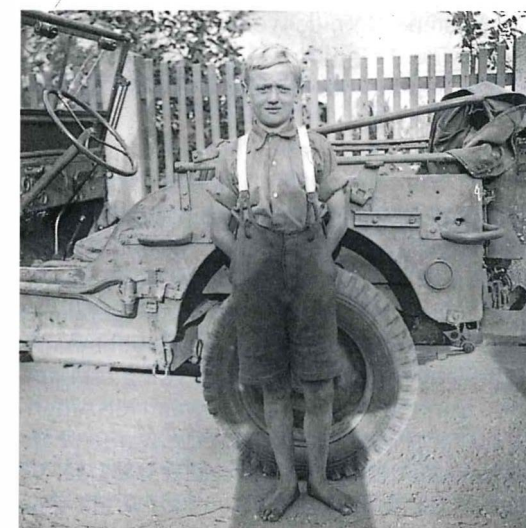


Abb. 3: Seinen Schatten wirft der fotografierende US-Soldat auf diesen Friedaer Jungen (Alfred Schäfer).

unsere Nachbarin), August war auf dem Flugplatz und sie hatte irgendwie Nachricht von ihm erhalten, wir sollten uns bereithalten, heute, das war heute vor 30 Jahren, das war der dritte Ostertag 1945, würde vielleicht der Ami kommen. In Eschwege wäre alles in Aufregung und Eschwege würde dauernd beschossen, das hörten wir ja. Wir hatten, was Kleider, Schuhe und alles betraf, schon alles in den Keller gebracht und ich kann mich noch genau erinnern, wie bei Einschlag der Geschütze dauernd unser leerer Kleiderschrank als gezittert und gerappelt hat. Es war ein komisches Gefühl. Wir sind dann aufgestanden. Wie würde es nun weitergehen? Es fing nun auch wieder an zu regnen. Soldaten klopfen die Häuser ab, die nun schnell weg wollten und suchten Fahrräder. Wir hatten auch ein Fahrrad, mein Vater und ich haben es auf der Scheune unter Stroh versteckt. Ich hatte mir vorgenommen, wenn einer zu uns kommt wegen einem Fahrrad und droht uns „Wenn sie ein Fahrrad haben und haben es versteckt, werde ich sie erschießen“, dann wollte ich sagen: „Haben sie denn auch Munition“, denn

die meisten hatten da wohl noch ein Gewehr, aber keine Munition. Aber das wußte man nicht so genau. Aber zu uns ist keiner gekommen wegen einem Fahrrad. Überall hingen Plakate, die in der Nacht angebracht worden waren: Wer eine weiße Fahne hißt, zum Zeichen der Ergebung, die Bewohner, die männlichen werden erschossen, d.h. die männlichen Bewohner des Hauses, das wären in unserem Falle mein Vater und Gerhard gewesen. Wer die Plakate in der Nacht angebracht hatte, wußte man nicht, man tappte völlig im Dunkeln. Dann wußten wir auch, wenn die Amerikaner kommen und sehen keine weißen Fahnen, werden sie das Dorf nieder machen. So war es auch mit der weißen Fahne auf dem Kirchturm, abends vorher war eine weiße Fahne drauf, wer sie gehißt hatte wußte keiner, durfte auch keiner wissen, wir waren nur froh, daß eine da war. Am anderen Morgen, heute vor 30 Jahren, war die Fahne wieder runter. Es war ein unbeschreibliches Durcheinander und Ungewißheit. Man wußte nicht, wo man dran war, und dann dauernd der Geschützdonner, der immer näher kam. Ich war eigentlich immer ganz mutig, nur abends vorher, wir brachten das, was wir dachten, was wir unbedingt brauchten, wenn wir überleben, in unsern Keller, bekam ich auf einmal Angst. Was haben die Leute aus unserer Umgebung Sachen in unsern Keller gebracht, weil unser Keller als einigermaßen sicher galt. Kleider, Wäsche, Wurst, Speck, Emma Hellwig seine Nähmaschine war auch drin. Ich muß wohl auf einmal ziemlich bedebbert ausgesehen haben, fragte mich wer: „Hast du Angst?“ Ich sagte: Ja. Wiewohl ich bis dahin keine Angst hatte, es war eben die Ungewißheit. Ich sah dann auf einmal einen Soldaten im Regen mit einem Fahrrad vor unserer Scheune stehen. Da bin ich zu ihm hingegangen und habe gefragt: „Das dauernde Schießen, sind das Deutsche oder Ami?“ Darauf sagte er: „Das ist der Ami und zwar schießen sie von dort auf dem Berg in alle Richtungen“, das war von der Blauen Kuppe. Darauf fragte ich ihn: „Was meinen Sie, was man am besten tut, geht man

in den Keller, oder in den Wald? Sie als Soldat müßten es doch besser wissen als wir.“ Darauf sagte er: „Ich kann ihnen da auch keine präzise Antwort geben, im Keller hier an der Landstraße würde ich ihnen auf keinen Fall raten, überall halten sich in der Gegend noch deutsche Soldaten auf, wenn der Ami kommt und kommen tut er, kann es zu Straßenkämpfen kommen und wo Kellerlöcher sind, da bei ihnen an der Straße ist ja eins, müssen sie mit rechnen, daß sie da Handgranaten reinwerfen, weil sie da eventuell deutsche Soldaten vermuten und dann würde von ihnen wohl nicht viel übrig bleiben.“ Da war es für mich klar, wir müssen hier weg. Ich machte es meinen Eltern klar, Gerhard stand auch treuherzig dabei. Unser Dorf wurde inzwischen noch nicht beschossen, ich hatte mich wieder gefangen und hatte keine Angst mehr. Ich ging dann noch mal weg, mich im Dorf ein wenig umschauen, da sah ich dann deutsche Panzer auffahren, auf dem Kirchplatz, kam mir Lehrer Holzapfel entgegen, ich sagte: „Herr Lehrer, was machen wir denn nun“, er sagte „ich weiß es auch nicht“, ich sagte „am besten man geht aus dem Dorf in Wald“, er sagte „warum“, ich sagte „Ja sehen Sie denn nicht, was die für Vorbereitungen treffen“, er sagte „was für Vorbereitungen“, ich sagte „ja gucken Sie sich doch mal um“. Da erst bemerkte er die deutschen Panzer, denn es war ja so ein Gewimmel auf den Straßen. Da guckte er mich auch bestürzt an. Da keine weiße Fahne mehr auf dem Kirchturm war, stand fest, daß nun auch unser Dorf beschossen würde. Ich ging heim und sagte „Auf gehts“, da nahm ich ein Kofferchen, packte die wichtigsten Papiere rein, vielleicht etwas Geld, das spielte in der Zeit sowieso keine große Rolle mehr, dann das Brot, das wir noch zu Hause hatten, eine Wurst, ein Messer und ein paar Decken und ab gings. Frölichs unten gingen auch mit. Lina, Willi und Walter, die gingen die Gasse hoch, ich sagte ich geh noch mal da rum durchs Dorf, was da alles los ist, da oben treffen wir uns dann. Ich hatte meinen Mut wieder, keine Angst mehr. Im ganzen Dorf war ein Betrieb, man kann das

nicht so beschreiben, man sah nur Soldaten, Panzer, Zivilisten. Ich ging das Hochfeld hoch, traf dann da oben vor dem Kahlenberg meine Leute, überall lagen Panzerfäuste, Gewehre und Stahlhelme rum, alles Kriegsutensilien, die die Deutschen auf der Flucht weggeworfen hatten. Auf einmal kam die Rede darauf, ob wir die Haustür verschlossen hätten, es war für mich klar, wenn man aus dem Haus geht, daß man zuschließt. Aber im Krieg gelten andere Gesetze, es wurden dann Stimmen laut (es waren ja viele Leute da oben, die alle nach dem Wald zustrebten), keine Tür verschließen, wenn die Ami kämen, würden sie die Tür aufsprengen, was uns dann auch einleuchtete. So ist dann mein Vater nochmal heimgegangen und hat die Haustür wieder aufgeschlossen, was ja wirklich ein Risiko für ihn war, denn hätte da der Beschuß begonnen, wer weiß, ob er lebend wieder zu uns gekommen wäre. Aber wir gingen langsam weiter. Es waren viele Leute, und er holte uns dann auch bald wieder ein. Gott hatte zum zweiten Male seine Hand über ihn gehalten, auf dem Flugplatz beziehungsweise auf dem Eschweger Bahnhof und an diesem Tage. Ihm sei Dank.

Wir zogen nun langsam den Waldweg hintenaus, über dem Hoppenberg machten wir dann Halt, etwas unterhalb vom Wege fanden wir dann eine geeignete Stelle unter einem großen Baum (Laub war ja noch keins an den Bäumen). Wir hatten eine große Zeltplane mitgenommen, die spannten mein Vater und Willi Frölich an den Ästen über uns auf und darunter ließen wir uns nieder. Und es knallte und knallte und dicker Rauch zog das Friedetal hinauf, dem Geschützdonner und dem Rauch nach hätte man meinen können, ganz Frieda brennt. Das dauerte so stundenlang. Wir saßen da im Walde und warteten der Dinge, die nun kommen würden. Es war nicht kalt, das war gut und warm angezogen hatten wir uns ja auch. Auf einmal kam Herr Flügel oberhalb von uns den Weg entlang von Frieda her, wir hörten ihn schon und waren nun gespannt. Er kam aus dem Dorf, er war unten mit in der Mühle, wo auch viele Leute waren und

dachten da unten sicher zu sein. Die amerikanischen Panzer beschossen aber von Aue her unser Dorf und die Mühle lag unter argem Beschuß, ebenso Kirchrain, Bahnhofstraße, Bahnhof und Rasenweg. Hätten wir in unserem Keller gesessen, hätten wir auch können in arge Bedrängnis kommen. Aber wir waren ja im Walde. Also Herr Flügel ist dann während des Beschusses in der Mühle ausgerückt, er rief dann dahinten uns Leuten zu, die wir fragten, wie es nun wäre. „In Friede lebt keine Maus mehr, sie liegen alle unter den Trümmern.“ So hatte man ja auch den Eindruck nach dem stundenlangen Beschuß. Wir haben die Menschen bedauert, die im Dorf geblieben waren. Gegen Abend hörte dann das Schießen auf und wir machten uns langsam auf den Weg wieder heimwärts. Etliche sind die Nacht über im Walde geblieben, aber dazu hatten wir keine Lust; es war uns dann doch zu kalt im Walde zu übernachten. Wir sagten uns, wir wollten erstmal gehen bis vor den Kahlenberg, wo man runter aufs Dorf sehen kann, wie es so aussieht. Wo wir dann näher kamen, sahen wir auch das Dorf vor uns liegen, es rauchte zwar an verschiedenen Stellen, aber der langen und heftigen Schießerei nach zu urteilen, hatten wir es uns schlimmer vorgestellt. Übrigens sind wir, wo wir da hinten waren, im Walde auch mal den Berg hoch gegangen und da sahen wir, daß Eschwege auch ziemlich brannte. Wir sind dann langsam heimgegangen. Da sahen wir dann allerdings die Folgen der Schießerei. Viele Häuser waren arg beschädigt, die Dächer kaputt geschossen. Ziegel lagen auf der Straße rum, ebenfalls Telegraphenmaste mit Drähten, wie gesagt, da sahen wir erst, was los war. Unser Haus hatte so nichts abgekriegt, nur von der Hofseite hatte ein Granatsplitter das Fensterholz oben durchschlagen und der Splitter steckte in der Wand nach dem Schlafzimmer. Das Scheunendach allerdings war ziemlich mitgenommen, das haben dann nach einigen Tagen mein Vater und Gerhard wieder ganz gemacht. Nun wollte ich doch mal sehen, was so im Dorf alles los war. Meine Eltern waren zu



Abb. 4: Essensausgabe für die Amerikaner in der Tankstelle von Karl Heine (am Ortseingang von Wanfried her), April/Mai 1945.

Hause und ich und Gerhard sind dann erstmal Richtung Kirche gegangen. Da gab es Vollalarm, die Flieger waren auch schon über uns, wir schnell weg mit wer weiß wie vielen Menschen, in Weitemeiers Bierkeller (jetzt Sacher), da waren wir dann, bis es wieder ruhig war in der Luft. Bomben hatten die keine mehr geworfen, weil ja ihre Truppen nun schon da rum waren. Es waren nur Erkundungsflüge, aber das haben wir da ja noch nicht gewußt. Wir sind dann wieder raus, Gerhard mußte als bei mir bleiben und es war ein Rauch und ein Menschengewimmel und Trümmer auf den Straßen. Auf einmal sagte jemand zu mir: „Weißt Du denn nicht, daß Deiner Pate Anna ihre Scheune ganz abgebrannt ist?“ Wir hin und dann sahen wir es, die Scheune war völlig niedergebrannt und ihr ganzes Vieh war mit verbrannt. Sie sagte nur: „Laß alles hin sein, die Hauptsache, die Jungen kommen wieder.“ Sie meinte ihren Sohn Wilhelm und Schwiegersohn Wilhelm und die sind ja dann Gott sei Dank wieder gekommen. Trotzdem war es sehr schwer für sie. Wo es in der Zeit schon nichts gab und ihren Mann hatte sie schon im ersten Krieg verloren und stand damals da mit

zwei kleinen Kindern. Nun hörte man, es könnte sein, daß die Amis nachts das Dorf stürmen würden. Die weiße Fahne war noch nicht wieder auf dem Kirchturm, deshalb wurde ja auch Frieda beschossen. Aue wurde nicht beschossen, weil sie beizeiten die weiße Fahne gehißt hatten. Es war ja uns nun doch nicht so geheuer und so sind wir bei Einbruch der Dunkelheit wieder losgezogen auf den Kahlenberg. Man sah immer noch deutsche Soldaten, die verhinderten ja auch das Hissen der weißen Fahne, und in Kämpfe verwickelt zu werden zwischen Deutschen und Amerikanern, das war uns dann doch zu riskant. So gingen wir wieder los mit Frölichs unten. Wir saßen dann etliche Stunden im Bienenhaus, aber es blieb alles ruhig. Über der Plesse war der Himmel feuerhell und auf der Straße von Aue nach Wanfried brannte was, wie man später hörte, war es ein Panzer. Von Aue, wo die Ami schon waren, konnte so leicht nichts rüberkommen, weil die Werrabrücke schon am ersten Ostertag von deutschen Soldaten gesprengt war. Wir froren und beschlossen nach Hause zu gehen. Das taten wir dann auch. Wir schliefen dann alle bei uns. Meine Eltern unten in der Stube im Bett, Lina Frölich auf dem Sofa, Willi und Walter Frölich hinten in der Kammer und Gerhard und ich auf einer Matratze auf dem Fußboden auch unten in der Stube. Die Haustür konnten wir nicht zuschließen, wären die Amis doch in der Nacht gekommen und die Haustür wäre verschlossen gewesen, konnte es für sie als Festung gelten für deutsche Soldaten, und so waren die Türen alle auf. Aber mein Vater hatte die Axt neben dem Bett stehen. Aber Gerhard und ich sind dann eingeschlafen, ich glaube die anderen weniger.

Noch etwas hatte sich an dem Tag ereignet. Während Gerhard und ich den Brand besahen in der Schlaggasse und viele Leute darum standen, es sind übrigens noch mehr Gebäude abgebrannt, gab es auf einmal wieder ein furchtbares Getöse. Wir liefen alle auseinander, jeder suchte sich ein Versteck. Gerhard und ich bei Schäfers in der Schlaggasse im

Keller. Wir wußten ja nicht was es war. Wir nahmen an, Bomben. Aber da hatten gerade deutsche Soldaten die Eisenbahnbrücke auf dem Viadukt gesprengt. Für den Tag war es nun genug.

Ich muß sagen, zum Denken ist man in den Tagen fast nicht gekommen. Da waren ja Ernst und Herbert, die ich wohl dauernd hätte in Gedanken haben müssen, denn ich wußte ja gar nichts von beiden. Alles war aber eben so turbulent, daß man gar nicht zum Denken kam. So ging die Nacht auch wieder ohne besondere Vorkommnisse rum.

Am anderen Morgen, es war alles ziemlich ruhig, die weiße Fahne war mal auf dem Kirchturm, dann war sie wieder runter, wir haben dann wieder damit gerechnet, die Amerikaner werden den Tag kommen und so sind wir wieder losgezogen, dahin wo wir tags zuvor auch waren. Walter Frölich und ich und Gerhard sind dann mal ein Stück den Weg hintenaus gegangen, da kam auf einmal ein ganz langer Zug Menschen aus dem Tunnel. Wir konnten uns das gar nicht erklären. Später erfuhren wir dann, daß das alles Leute waren, aus unserem Ort, die im Tunnel Zuflucht gesucht hatten. Aber der Tunnel war von deutschen Soldaten besetzt, die haben sie dann rausgewiesen beziehungsweise gar nicht eingelassen und so kamen sie wieder zurück. Unser Nachbar, der Oskar Mengel, war schwer krank, er lag in einem Gipsbett, den haben sie mit dem Gipsbett auf einen Handwagen geladen und auch mit nach dem Tunnel gefahren. Nun mußten sie alle wieder zurück. Der arme Oskar tut mir heute noch leid. Wenn ein Mensch auch noch so hilflos war, und dann die zwei kleinen Kinder, Rolf wurde zwei und Christa war 3/4 Jahr alt und die alte Was Marie, Oskars Mutter, es war ziemlich traurig. Wir standen oben auf dem Weg und guckten da runter. Wir kannten dann Lischen, meine Cousine, Irmhild im Sportwagen und Pate Anna dabei und sie kam und kam nicht weiter. Ein Rad war von dem Wagen gegangen und es war ein Morast auf dem Weg. Walter und ich sind dann runter gegangen und Walter hat ihr

dann das Rad einigermaßen fest gemacht, daß sie wieder weiter kamen. Als wir wieder oben auf dem Wege waren, waren auf einmal Tiefflieger über uns. Walter ist noch ein Stück weiter gelaufen, aber Gerhard und ich haben uns gleich am Wegrand hingeworfen. Die Flieger waren ganz niedrig über uns. Gerhard und ich haben uns zusammengekauert, die Köpfe auf den Erdboden gedrückt. Da habe ich gedacht, es wäre aus mit uns, wie wir so da gelegen haben und die Flieger so ganz dicht über uns hingebraust sind und das Getöse. Wir mußten damit rechnen, daß eine Maschinengewehrsalve uns beschießt, denn gesehen haben sie uns, sie flogen so dicht über uns, wie man das gar nicht beschreiben kann. Das war ein Gefühl, wie ich das nie im Leben vergessen kann. In dem Moment habe ich die Nerven verloren und gesagt: „Gerhard, jetzt müssen wir sterben.“ Aber sie flogen überhin, ohne zu schießen, sonst wären wir verloren gewesen. Es war dann auch wieder alles ruhig und wir haben unsere Köpfe wieder hoch gemacht. Ich erinnere mich noch, es war ein herrlicher blauer Frühlingshimmel und da ist mir auf einmal der Gedanke gekommen: Wo werden Herbert und Ernst sein, ob sie noch leben? Aber die Hoffnung, daß sie noch leben, hatte ich trotz aller Ungewißheit. Wir sind dann wieder nach vorn gegangen zu meinen Eltern und dann waren wieder Tiefflieger. Wir waren dann wieder zwischen mehr Leuten und alles ist wieder irgendwo untergekröchen. Auf einmal hatte ich Gerhard verloren. Als sie wieder überhin waren habe ich geschrien: „Gerhard, Gerhard.“ Und da kam mir Gerhard entgegen und da hat er geweint. Die Tiefflieger waren dann doch zuviel gewesen für seine Nerven. Und überall im Walde waren auch fliehende deutsche Soldaten, da kam einer zu uns und sagte: „Ihr Leute, das ist hier ganz gefährlich für Euch, hier oben auf der Höhe stehen noch deutsche Soldaten mit Maschinengewehren, wenn die Tiefflieger das jetzt erkundet haben und deutsche Soldaten gesehen haben, dann müssen wir mit rechnen, daß sie Sprenggranaten in den Wald werfen, ich würde Euch raten,

geht nach Hause.“ Und da haben wir uns dann auch entschlossen heim zu gehen. Frölichs waren uns mittlerweile auch abhanden gekommen und meinen Vater habe ich auch nicht mehr gesehen. Es war ja so ein unbeschreibliches Durcheinander. Meine Mutter und ich und Gerhard haben uns dann auf den Heimweg gemacht. Die Tiefflieger hatten uns ganz durcheinander gebracht. Wir sind dann bei unserm Kahlenberg den schmalen Waldpfad über den Tanzpalast hinunter gegangen. Wir mußten uns noch einige Male am Wegrand hinwerfen wegen der Tiefflieger, die haben uns ganz verrückt gemacht, es war doch auch kein Laub an den Bäumen. Als wir glücklich unten waren, sind wir dann erst mal auf dem Hippel im Keller gelandet, aber da war ich auch mit meinen Nerven am Ende. Als es mal wieder ruhig war mit Fliegern, sind wir gemacht, daß wir nach Hause kamen. Die Gasse runter auf dem schnellsten Wege nüschte wie heim. Die Ami waren noch nicht da, aber mein Vater war daheim, keine zehn Pferde hätten mich mehr da oben gehalten, uns alle nicht, nur wegen der verrückten Tiefflieger.

So ging der Tag auch wieder seinem Ende zu. Noch eine Sache scheint es wert festgehalten zu werden. In der Nacht vom 1. auf den 2. Ostertag haben Gerhard und ich hier in der Küche auf dem Chaiselongue geschlafen, ich weiß auch nicht mehr warum, irgendwie war es mir sicherer als im Schlafzimmer. Man hörte besser was auf der Straße vor sich ging. Auf einmal gegen Morgen, als der Tag graute, war ein Getrappel auf der Straße. Ich bin aufgestanden und habe am Fenster geguckt. Gerhard ist dann auch aufgewacht. Auf der Straße bewegte sich ein endloser Zug von Kriegsgefangenen, so was kann man nicht beschreiben, das muß man gesehen haben. Die Deutschen hatten die Kriegsgefangenenlager vor den heranrückenden Amerikanern geöffnet und die mußten nun in Richtung Osten marschieren. Selbstverständlich mit deutschen Wachtposten. Ich habe manchmal hinterher gedacht, hoffentlich haben die Amis sie bald eingeholt und sie befreit, es waren Menschen

aller Rassen, Europäer, Neger und welche mit Turbans, es war das reinste Völkergemisch und der Zug dauerte stundenlang.

Nun hatten wir uns vorgenommen, den Tag, es war der 5. April heute vor 30 Jahren, bleiben wir zu Hause. Schlimmer wie mit den Tieffliegern konnte es zu Hause auch nicht kommen. Fliegeralarm gabs keinen mehr, die Amerikaner mußten in der Nähe sein. Wir gingen dann vorsichtshalber doch wieder in den Keller. Da fühlten wir uns doch sicherer, weil unsere Haustür so nahe an der Straße liegt. So saßen und saßen wir nun da unten mit Frölichs stundenlang. Wir hörten nichts, bis es mir dann zu langweilig wurde, ich sagte: „Ich gehe jetzt mal rauf und gucke mal, wir sind ja wie lebendig begraben hier unten.“ Ich ging dann auch ganz allein die Treppe vor der Haustür hoch, machte die Vordertür auf und ging raus. Und gerade in dem Moment als ich mich umguckte, kamen zwei Amis die Straße vom Kirchplatz herunter, einer am Straßenrand auf Heringsseite und der andere am Straßenrand auf Krugsseite. Und ein jeder mit dem Schießseisen mit dem Finger am Abzug. Der eine auf unsere Seite gerichtet, der andere auf die andere Seite gerichtet. Es waren nur zwei, die beiden hatten wirklich Mut, denn sie wußten ja nicht, was in den Häusern los war, aber sie hätten nur brauchen abzudrücken, dann hätte es geknallt. Ich kann das nie vergessen, wie die langsam näherkamen. Aber ich hatte nicht die geringste Angst, und die Straße war menschenleer, außer den zwei Amis und mir. Ich bin ganz ruhig stehen geblieben, daß man nicht hin und her laufen sollte, es könnte den Verdacht erwecken, man täte irgendjemanden mobilisieren, hatte man schon gehört, ich glaube auch vom englischen Sender. Sie gingen dann nebenan, wo Bäcker Reimuth den Laden hatte, rein und kamen gleich wieder raus, hatten etwas im Mund, es müssen wohl ein paar Kriegsbonbons gewesen sein, die gar nicht geschmeckt haben, den sie haben sie wieder ausgespuckt und unbändig gelacht. Von mir haben sie gar keine Notiz genommen. Ich hatte zwar keine

Abb. 5: Diese Friedaer Männer organisierten die Essensausgabe (von links nach rechts): Fritz Schuchardt, Karl Kleim, Willy Mertin, Georg Flügel; April/Mai 1945.



Angst, aber ein bißchen ein komisches Gefühl wars doch, sie haben dann ihre Gewehre wieder in Anschlag gebracht, es waren so kurze Gewehre, ich glaube sie hießen Maschinenpistolen genannt M.Pi. und gingen dann die Gasse hinauf. Da bin ich in den Keller gelaufen und habe gesagt: „Kommt hoch, die Ami sind da“. Na dann kamen sie dann aus dem Keller. Die beiden Ami kamen dann die Gasse wieder runter und untenaus. Wir waren froh, daß wir nun erstmal soweit waren. Mittlerweile sah man dann schon mehr Ami auf der Straße. Das groteske war, daß man ja damit gerechnet hatte, sie müßten von Schwebda her kommen, aber sie kamen von Wanfried her. Ich dachte nun, Emma Hellwig wird auch allein sein mit ihren beiden kleinen Jungen und ging mal untenaus, und so war es auch. Sie erwähnt es heute noch, es wäre keiner gekommen wie ich. Da waren dann schon etliche Ami, sie waren sehr anständig zu uns. Nur mit der Sprache haperte es, aber wir konnten uns doch einigermaßen verständigen. Es waren wohl Offiziere, sie fragten uns, ob noch deutsche Soldaten auf dem Berg (Weinberg) wären, wir sagten, das wußten wir nicht. Wir wußten es ja auch nicht. Ich sagte: „Und wenn ich es wüßte, würde ich es nicht sagen“, aber das haben sie nicht verstanden. Ich haben es

nur so vor mich hin gesagt, waren die deutschen Soldaten doch immerhin unsere Landsleute und sie wollten ja alle gerne heim, und legten keinen Wert noch in Gefangenschaft zu geraten. Aber es war ja nicht einfach, sie mußten ja Zivilklamotten haben. Wie wir uns gerade noch unterhielten, führten schon ein paar Ami ein Trupp deutsche Soldaten den Weinberg runter, sie stellten sie vor Hellwigs Haus und visierten sie. Dann führten sie sie weg. Sie wurden sicher irgendwo eingesammelt und abging in Gefangenschaft. Der eine Ami sagte dann noch zu uns: „Ihr Schmuck, Uhren, Wertsachen wegmachen. Kameraden nach uns kommen“, dazu machte er eine Handbewegung, die besagte Klauen. Wie gesagt, sie waren sehr korrekt und anständig und haben uns in keiner Weise belästigt.

Ich ging dann wieder heim. Unterdessen war nun alles mobil auf der Straße. Da kam der damalige Bürgermeister angerannt und rief: Alle Gewehre, Messer und dergleichen Sachen abgeben. Vorne bei Bachmanns vor dem Tor wäre die Sammelstelle. Wir hatten auch ein Tesching, ich habe es dann auch vortragen, da haben sie dann die Gewehre kaputt geschlagen. Aber über die Messer haben die Amis laut gelacht. Manche haben sogar ihre Küchenmesser hingebracht. Da haben sie

sie wieder lassen mit heimgehen. Ich habe keine Messer mitgenommen. Ich sehe immer noch die Männer, die noch im Ort waren, ich meine deutsche Zivilisten, wie sie mit hochgehobenen Armen durchs Dorf gingen. Wir Frauen haben ein weißes Taschentuch hoch gehalten. Man hatte den Eindruck, die Ami haben sich sehr amüsiert. Aber sie wollten es so. Sie wollten doch nun ihren Sieg auch etwas genießen und das konnte man ihnen auch nicht verdenken. Wir waren jedenfalls froh, so davon gekommen zu sein. Das war der Einzug der Amerikaner in unser Dorf am 5. April.

Dann wurde bekannt, daß abends sieben Uhr Sperrstunde sei, nach sieben Uhr durfte sich niemand mehr auf der Straße sehen lassen. So wie nun den Tag auf einmal die Ami da waren, so schnell waren sie abends wieder verschwunden. Sie hatten sich dann wieder zurückgezogen nach Wanfried. Da lag wohl ihre Einheit. Wir waren nun sozusagen wieder vogelfrei. Man mußte ja damit rechnen, daß wieder Deutsche das Dorf besetzten. Es gab da eine Organisation, die nannte sich Werwolf, da hatte sich ein Rudel ganz gefährlicher Nazis zusammengeschlossen, wovon man Flugblätter gefunden hatte, wer sich ergibt wird erschossen, vor denen hatten wir Angst, mehr wie vor den Amerikanern. Nun kam die Nacht. Frölichs sind schon vor sieben aufgekommen, und dann sind wir in unseren Keller geschlichen und haben uns da wieder für die Nacht eingerichtet. Das war uns sicherer wie im Hause. Wir haben dann im Keller geschlafen. Andertags war es ziemlich ruhig. Aber man war nicht sicher, Amerikaner waren keine mehr zu sehen. Man hörte ab und zu mal schießen, aber man wußte ja nicht wo. Die folgende Nacht wieder im Keller; und in der Nacht, übrigens, wir hatten ein weißes Laken oben in meinem Küchenfenster rausgehangen, alle Häuser hatten das, wären dann die Deutschen nochmal zurückgekommen, hätte es uns dreckig gegangen, jedenfalls die männlichen Bewohner hätten sie vor die Wand gestellt. Also in der Nacht war wieder eine Schießerei, am anderen Morgen erfuhr man es

dann. Oben bei Wenzels-Göbels, das kleine Haus vorne haben Wenzels nun dazu gekauft, also auf das Haus kam ein Volltreffer. Das Haus war ganz zerstört. Nun saßen Göbels und die große Familie Wenzel alle bei Göbels im Keller. Zum Glück war das Kellerloch nicht verschüttet und Wenzels Kinder waren noch klein und schmal und so haben sie eins gehoben, daß es zum Kellerloch raus konnte und das mußte dann Hilfe holen. Es war wie ein Wunder, daß keinem was passiert war.

In der folgenden Nacht sind dann Kathrine und Wilhelm Andreas auch zu uns gekommen zum Schlafen in unserm Keller. Sie wollten nicht mehr da oben bleiben. Anna Göbel und Tochter Käthe sind dann am Tage nach Wanfried gelaufen. Käthe war mit einem Mann aus Wanfried verheiratet, der dann auch gefallen war, aber Konrad wollte hier bleiben und war auch bei uns im Keller. Unser Keller war in den Nächten vor 30 Jahren sehr belebt. Mein Vater, Mutter, Gerhard und ich, Frölichs unten alle drei, Andreas beide und Konrad Göbel, dazu die vielen Klamotten, Kisten, Kästen, Wurst und Speck. Aber nicht unsere Wurst, die hatten mein Vater und ich schon mit dem Handwagen auf den Kahlenberg gefahren. Unter den Bienenkästen hatte er so ein kleines Gefäß, da hatten wir alles rein getan und die Bienenkästen draufgestellt. Später, als alles vorbei war, haben wir dann alles wieder geholt, es ist uns nichts abhanden gekommen. In einer Nacht, als wir im Keller waren, hörten wir auf einmal ein Geräusch, wiewohl sonst alles still war. Wir haben gerätselt, was kann das sein, es kam wohl von der Straßenseite her, das hörte man. Am anderen Morgen sahen wir es, unsere weiße Fahne war runtergefallen, direkt aufs Kellerloch.

Noch etwas möchte ich erwähnen. Wir sagten uns, ob wir unser Vieh bei Pate Anna bringen. Wir hatten doch immerhin ein paar Ziegen, Hühner und Kaninchen. Wir hatten auch immer ein Schwein jedes Jahr. Aber wir konnten in der Zeit noch keins aufreiben. Im Winter hatten wir geschlachtet und es war in der Zeit schlecht ein kleines Schwein aufzu-

treiben. Aber das andere Vieh hatten wir uns mit der Absicht getragen, es bei Pate Anna in die Schlaggasse zu bringen. Wir dachten, da wäre es doch sicherer als bei uns an der Straße. Hätten wir es gemacht, wäre uns auch alles verbrannt. So haben wir uns dann eine Reihe von Nächten im Keller aufgehalten und waren froh, wenn wir mal ein Brot bekommen haben. Kartoffeln hatten wir ja, und Wurst und Fett auch, da konnte man sagen: „In der allergrößten Not, schmeckt die Wurstauch ohne Brot“.

Bäcker Reimuth nebenan hat ja ab und zu mal gebacken. Überhaupt war es mit allen Lebensmitteln schlecht, man mußte sich eben mit dem behelfen, was man selber hatte. Später wurde es dann doch wieder etwas besser, als wieder alles geordnet war mit den Lebensmittelkarten. Es gab zwar nicht viel, aber verhungert sind wir nicht. Es mußte damals in den Wochen ein jeder Ort sehen, wie er selber durchkam. Es wurde dann eine Kommission gebildet und wenn ein Bauer ein schlachtreifes Stück Vieh hatte, mußte er es abgeben und das wurde dann so aufgeteilt, daß ein jeder eine Kleinigkeit abbekam. So ging es auch mit dem Getreide. Das kam direkt in die Mühle und dann zum Bäcker und da gab es dann das Brot. Damals wurde nichts weggeworfen, man war froh um jedes bißchen. Wir hatten ja selber auch etwas Frucht wegen den Hühnern und hatten dann auch immer ein paar Eier. Heu hatten wir auch für unsere Ziegen, dann hatten wir Ziegenmilch, und so hat man sich so durchgeschlagen. Man mußte eben nur so vieles heimlich machen, aber ich kann nicht sagen, daß wir in der Zeit gehungert haben, das kam später.

Immer größer wurden nun die Sorgen um Ernst und Herbert. Hier und da kam mal schon einer heim, allerdings spärlich, es waren die, die sich schon heimlich irgendwie abgesetzt hatten, denn die übergroße Zahl war ja in Gefangenschaft. Manche konnten auch mal irgendwie eine Nachricht übermitteln. Post ging ja keine und ein Zug fuhr auch nicht. Es ging eben nur durch Menschen, die hin- und herzogen.

Gestern vor nun 30 Jahren, am 12. April 1945, erhielt ich, das heißt auch meine Eltern, die beglückende Nachricht, daß Herbert noch lebt, und zwar von Leuten aus Eschwege. Die waren vor den heranrückenden Amerikanern nach Küllstedt (Eichsfeld) geflohen, da hatten sie Verwandte, und weil es hieß, Eschwege sollte verteidigt werden, schien es ihnen sicherer in Küllstedt. Herbert war auf dem Weg von Norddeutschland zu Fuß nach Hause. Er hatte eine Krankheit vorgetäuscht und ist daraufhin entlassen worden und in Küllstedt, wo er nun fast zu Hause war, haben ihn die Ami geschnappt und ihn ganz allein. Dann haben sie ihn nach Mühlhausen gefahren und dort wurde ein Transport zusammengestellt und sie wurden nach Frankreich transportiert. Also in Küllstedt da konnte er doch schnell auf der Straße jemanden ansprechen und sagen, wenn sie Gelegenheit hätten, dann sollen sie doch nach Frieda die Nachricht übermitteln, (und er hat ihnen meine Adresse gesagt) daß er noch lebe und in amerikanischer Gefangenschaft sei. Weil nun die Kampfhandlungen in unserem Gebiet vorbei waren und die Leute von Eschwege, es waren Familie Hüge in der Marktstraße, wieder nach Eschwege zurückgingen, bekam ich umgehend die Nachricht. Er hat jetzt mal wieder davon gesprochen, daß er am 9. April 1945 in Gefangenschaft gekommen wäre und drei Tage danach erhielt ich schon Bescheid. Für mich, ja für uns alle, für meine Eltern und Gerhard, war es einer der freudigsten Tage unseres Lebens. Daß er von Küllstedt nach Mühlhausen kam und von dort mit einem Transport nach Frankreich, haben wir ja dann erst erfahren, als er glücklich wieder zu Hause bei uns war.

Von Ernst habe ich nichts gehört, der letzte Brief war vom März. Da schrieb er noch, er hoffe bald bei uns zu sein. Dann hörte ich auch nichts mehr von ihm. Weder von Ernst noch von Herbert. Von Herbert wußte ich wenigstens noch, daß er Anfang April noch gelebt hat, aber von Ernst wußte ich gar nichts.

So ging nun der April vorbei. Was die nächste Zeit bringen würde, wußten wir nicht.



Abb. 6: Unbekannter amerikanischer Soldat mit Elfriede Mertin und Else Schäfer, April/Mai 1945.

Wir hofften nur, daß alles gut ginge. Getan haben uns die Amerikaner nichts. Es war eben abends bis andern morgen Sperrstunde, wo keiner das Haus verlassen durfte. Die Amis machten auch manchmal Razzia in den Häusern. Da kamen dann ein paar unverhofft und schnüffelten dann im Haus rum und dann gingen sie wieder. Eine etwas lustige Episode möchte ich noch erwähnen. Es kamen zwei Amerikaner zu uns rein und kauderwelschten als was. Mutter und ich standen auf der Treppe vor der Haustür. Wir merkten sie wollten etwas. Wir konnten sie aber nicht verstehen. Sie sprachen was von „eggs“. Ich ging auf den Hof und zeigte ihnen eine Axt. Sie schüttelten sich vor Lachen. Wir sagten, wir hätten sicher nicht

was sie wollten. Sie sagten doch und zeigten aufs Mistloch, wo unsere Hühner scharreten. Da sagte meine Mutter, vielleicht meinen sie Eier. Ich holte das Eierkörbchen, das in der Waschküche stand, mit Eiern und zeigte es ihnen. Da lachten sie und nickten. Wir gaben ihnen ein paar Eier. Dafür gaben sie uns Schokolade und dann zogen sie wieder ab. So verging ein Tag nach dem andern.

Am 8. Mai, das war heute vor 30 Jahren, hörte dann endlich der Wahnsinn auf. In der Nacht vom 8. zum 9. Mai 1945 um Mitternacht mußte dann Deutschland endgültig kapitulieren. Somit trat dann der Waffenstillstand ein. Wir waren nun erstmal alle froh, daß der Krieg aufhörte, aber von Ernst, meinem Mann, und von Herbert, meinem Jungen, wußten wir noch nichts. Ich wußte noch nicht, ob ich sie mal wiedersehen würde.

Nun ist es schon 1/4 Jahr her, daß ich das letzte mal geschrieben habe. Das letzte Mal im Mai und jetzt ist es August, so ging auch der Sommer vor 30 Jahren ins Land. Es verging ein Tag nach dem anderen. Die meisten Männer und Söhne kehrten nach und nach aus der Kriegsgefangenschaft heim, außer denen, wo die Angehörigen schon wußten, daß sie nicht wiederkommen würden. Es waren ein Warten von einem Tag auf den anderen und es war auch damals schwer für mich, diese Ungewißheit, kommen meine beiden Lieben wieder zurück, kommt einer wieder oder kommt keiner wieder. Jeden Tag diese bange Ungewißheit und das nun schon 1/4 Jahr.

Nun ist es jetzt Ende August und es ist mal wieder ein Grund, ein paar Reihen zu schreiben. Und zwar jetzt die kommende Nacht vor 36 Jahren, am 25. auf 26. August 1939 die Nacht, haben sie meinen Ernst in Krieg geholt. Er hat damals bei der Firma Gries (Kieswerke) als Schlosser gearbeitet. Da bekam er Order auf dem damaligen Flugplatz in Eschwege als Kraftfahrer zu einer Reserveübung. Die Übung war vorgesehen vom 11.–26. August 1939. Er stellte sich dann auch am 11. August. Er kam dann auch ein paar mal nach Hause kurz, es war ja nicht weit von

Eschwege. Aber statt wie vorgesehen am 26. kam er schon am 24. August heim, am 25. hat er dann wieder gearbeitet. Ich weiß es noch genau, wie wenn es heute gewesen wäre. Die Eschweyer Zeitung kam den Abend am 25. August. Ich guckte mal rein und merkte was los war. Kurz darauf kam Ernst von der Arbeit, es war ein Freitagabend. Ich sagte zu ihm: „Ernst, ich glaube es war vorläufig das letzte Mal, daß du von der Arbeit gekommen bist.“ Er sagte: „Wieso?“ Ich sagte: „Guck mal in die Zeitung.“ Aber er nahm es nicht so ernst. Der Abend ging vorbei. Wir legten uns zu Bett und schliefen auch ein. Auf einmal ging das Licht an, mein Vater kam rein und hatte ein Schriftstück in der Hand. Gab es Ernst und sagte, es hat eben unten ans Fenster geklopft und das hat mir jemand gegeben, gekannt habe ich ihn nicht, ich soll dich wecken und dir das geben. Ernst las es. Ich guckte ihm über die Schulter. Es war die Order, sich sofort auf dem Eschweyer Flugplatz zu stellen. Es war mitten in der Nacht und stockdunkel. Wir standen auf. Er guckte mal am Fenster und sagte, daß Lehrer Heinemann auch Licht habe und er wolle mal hingehen. Er ging dann auch und kam wieder und sagte: „Ja, Heinemann muß auch sofort weg. Aber wir haben uns abgesprochen. Wir fahren morgen früh um sechs Uhr mit dem Zug.“ Und so machten sie es dann auch. Es waren nur ein paar Mann aus Frieda erstmal. Und so ging er. Am folgenden Nachmittag kam ein Bote und bestellte, es war ein Friedaer, der in Eschwege war, er sollte mir sagen, sie wären schon abgerückt. Weiter wußte ich dann nichts. Bis dann eine Karte kam, es ginge ihm gut. Wo sie waren, das durfte er ja auch nicht schreiben.

So begann für uns der Krieg.

Beendet war für uns der Krieg dann im September 1945, genau vor 30 Jahren, und zwar heute vor 30 Jahren, am 6. September kehrte mein Mann aus dem Kriege heim und Herbert war 14 Tage später auch daheim. Er kam am 19. September heim.

Heute vor 30 Jahren war es nun soweit, daß Herbert auch wieder heim kam. Wir wuß-

ten doch nur, daß er in amerikanische Gefangenschaft geraten war, und das war im April 45, weiter hörte ich dann nichts mehr von ihm. Man hörte nur immer von Soldaten die heimkamen, daß in den Gefangenenlagern am Rhein so viele verhungerten, weil die Siegermächte einfach kein Herr über die vielen Kriegsgefangenen wurden. Ernst war ja nun Gottseidank zu Hause, aber von Herbert wußten wir noch nichts. Wie mir und uns damals zu Mute war, wenn wir an Herbert dachten, kann nur der ermessen, der in einer solchen Lage war. Ein Junge von 17 Jahren, der vielleicht verhungert war, der Gedanke war furchtbar und man konnte nichts tun. Auf einmal, ganz unverhofft, brachte uns Dortchen Holzapfel (Ottos Frau, die nun auch schon verstorben ist) die freudige Nachricht, ihr Bruder aus Weißenborn wäre heimgekommen und sollte an uns bestellen, Herbert käme auch, er hätte ihn in irgendeinem Lager getroffen. Ernst war irgendwo bei der Dreschmaschine. Das erste war, ich bin hingerannt und habe es ihm gesagt. Dann bekamen wir ein oder zwei Tage später den genauen Bescheid von einem Schwebdaer, und zwar von Heinrich Döring, Herbert käme auch, und zwar sollte das heute vor 30 Jahren abends sein. Wir sagten den Großeltern in der Kirchgasse Bescheid. Großmutter, das heißt Ernst seine Mutter, kam auch. Wir waren alle unten in der Küche versammelt um ihn zu empfangen. Ich guckte oben im Gangfenster. Ich wollte ihn doch zuerst sehen. Ich erinnere mich noch, daß viele Jugendliche, es hatte sich bereits rumgesprochen, daß Herbert käme, die Straße runter nach Schwebda gingen, um ihn abzuholen. Es war ein ganz heller Vollmondabend, aber die Zeit verging und Herbert kam den Abend nicht mehr. Es war ja auch damals alles so schwierig. Es mußte jeder sehen wie er heim kam, es fuhr doch bei uns kein Zug wieder, es gab keine Post, keine Zeitung. Aber wir wußten erstmal, daß er noch lebte und auf dem Heimweg war. Das war für uns erstmal die Hauptsache. Wir hofften nun auf den anderen Tag und gingen zu Bett.

Am anderen Morgen nun waren wir voller Spannung. Ich wollte grad mal zur Pfortentür raus, da hielt ein LKW vor unserem Haus und Herbert sprang herunter, in einer Aufmachung mit Seppl Hose und einer alten Trachtenjacke. In ihrer Uniform hat sie der Amerikaner nicht entlassen. Sie mußten sich von der deutschen Zivilbevölkerung Zivilsachen geben lassen, mußten sozusagen erst fechten um heim zu kommen. Und wie war in der Zeit trotz der Not die Nächstenliebe, wildfremden Jungen ein paar alte Kleidungsstücke zu geben, daß sie nach Hause konnten. Wo doch die meisten Menschen selber fast nichts mehr auf dem Leibe hatten. Herbert seine ersten Worte waren, als wir uns vor unserer Tür begrüßten: „Ist denn Vater daheim“, ich sagte „ja“, da sagte Herbert: „dann haben wir den Krieg gewonnen“ und so war es ja auch. Wenn wir auch in den ersten Jahren nach dem Krieg Entbehrungen leiden mußten, es ging der größten Masse so, so sind wir doch nicht umgekommen und ich muß sagen, Kartoffeln hatten wir immer genug und gefroren haben wir auch nie. Wie wir uns damals auch durchschlagen mußten, es stand in keinem Verhältnis zu denen, die ihre Angehörigen im Kriege verloren haben.

Es war dann ein Dank-Gottesdienst in der Kirche noch für den Herbert, wo wir uns dann auch dran beteiligt haben. Wir hatten ja alle Ursache dazu. Man mußte dann aber auch an die armen Menschen denken, deren Angehörige nicht wiedergekommen sind, und wieviele gute Menschen waren dabei, die den Krieg auch gar nicht gewollt haben. Sollte mit dem Tod alles aus sein, was für einen Sinn hätte denn ihr Leben gehabt, daß sie schon so jung sterben mußten und wofür?

Im Glauben an unseren Heiland Jesus Christus hoffe und glaube ich, daß es eine Auferstehung gibt und wir alle wieder zu einem neuen Leben erweckt werden. Christus spricht: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer mein Wort hört und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben. Er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.

Die Toten die geglaubt haben, werden die Stimme Gottes hören, und die sie hören werden, die werden leben.

„Christus der ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn.“

So beendete ich meine kleine Chronik vom Krieg am 19. September 1975.

Anmerkungen

- ¹ Herrn Jürgen Herwig, Frieda, ist für die Überlassung des Textes zu danken. An dem Text wurde sprachlich nichts verändert, letztlich die Interpunktion etwas korrigiert.

„Oh, Frau, alles kaputt...!“

Vor 50 Jahren: 1945:
„Besiegt – besetzt – befreit“ (?)

Herbert Fritsche

In diesem Jahre der 50. Wiederkehr der bedingungslosen Kapitulation der Großdeutschen Wehrmacht am Ende des vernichtenden Krieges, der sechs Jahre lang ganz Europa und die halbe Welt in Angst und Schrecken versetzt hatte, wird die Erinnerung der Überlebenden sowie der Nachgeborenen an jene schlimmen Tage im April und Mai 1945 die Vergangenheit wieder lebendig werden lassen. Gewiß kann die Wertung und Deutung des 8. Mai 1945 für die bisherige deutsche „Nachkriegs“geschichte auch Emotionen heraufbeschwören, und nicht alle werden bei der persönlichen Beurteilung dieses einschneidenden Ereignisses einer Meinung sein. Die unterschiedliche Einstellung beginnt schon beim Vokabular:

War es ein „Zusammenbruch“, die „totale Niederlage“ oder die „Befreiung“ der Deutschen gewesen?

„Ab nach Eschwege...!“

Es belegt fortschreitendes Lebensalter, wenn man sich an nun schon 50 Jahre zurückliegende Ereignisse und die damit in Eschwege verbundenen Vorgänge im März/April 1945 bereits selbst erinnern und als „Zeitzeuge“ auftreten kann! Und ganz und gar ungewohnt ist die Rolle des sog. „Ich-Erzählers“!

1943 aus dem Geburtsort Kassel wegen der zunehmenden Bombenangriffe wieder in die Stadt der Väter an die Werra übersiedelt, kam ich im Herbst 1943 ins vierte Schuljahr der sog. „Knabenbürgerschule“ zum bekannten (und vielgefürchteten) Lehrer Steinbrecher. (Das allein wäre eine längere Geschichte

wert, doch es würde den thematischen Rahmen dieses kleinen Beitrags sprengen.)

Ein Jahr später bestand ich die Aufnahmeprüfung in die Sexta der Friedrich-Wilhelm-Schule, nachdem mich in Deutsch der bedeutende Maler Ernst Metz, in Mathematik der nicht minder bekannte Professor Conradi geprüft hatten.

An die Zeit in der Sexta der FWS im Herbst/Winter 1944/45 droht allmählich die Erinnerung zu verblassen (jedenfalls soweit sie sich auf einzelne Schultage oder gar Unterrichtsstunden bezieht), und es will mir heute fast so vorkommen, als hätten wir wegen andauernden Fliegeralarms ständig (im höchst unzulänglichen) Luftschutzkeller der Schule gesessen oder wären nach Hause entlassen worden, was bei mir für die verantwortlichen Lehrkräfte recht einfach war, denn wir wohnten bei den Großeltern im „Kulmbacher“, nur einen Steinwurf von der FWS entfernt.

Aber natürlich weiß ich mich an meine strenge Klassenlehrerin, Frau (damals sagten wir selbstverständlich „Fräulein“ – und sie wäre bei jeder anderen Anrede böse geworden!) Dr. Ida Wirtz, zu erinnern, der auch die über 50 Sextaner in unserer Klasse als vermeintlich „schwacher Frau“ keinerlei Probleme bereiteten!

„Führers Pimpf“

In dieser Zeit bin ich auch, vielleicht nicht begeistert (ich war lieber daheim), aber jedenfalls zunächst nicht widerwillig (denn „es“ war eben so, und man wollte ja auch älter werden und „dazugehören“) „Führers Pimpf“ geworden. Ich weiß heute nicht mehr, wie es sich damals ergeben hat, jedenfalls landete ich im Fähnlein „Irmisul“, und wahrscheinlich nur deshalb, weil dorthin die meisten meiner Klassenkameraden gingen. Schmächtig und klein von Statur, hatte ich dort nicht viel zu lachen, denn bei den bald von mir gefürchteten Geländespielen und „Mutproben“ auf dem Leuchtberg ging es schön nach der alten erprobten „Hackordnung“: „Immer auf die Kleinen“. (Aber: Der Führer wollte ja seine Ju-



Abb. 1: Der Autor als „Führers Pimpf“ (aufgenommen Ende 1944).

gend „hart wie Kruppstahl...“! Da konnte man nichts machen!)

Auch an dieser Stelle würde eine Fortführung der Erinnerungen an diese Jungvolkzeit mehr als reizen, doch ich will beim Thema bleiben. In einem Satz muß ich aber doch noch loswerden, daß es mich damals sehr verletzt hat, von meinem Fähnleinführer – später einem anerkannten und in der Tat tüchtigen Pädagogen, der leider sehr früh verstarb – wiederholt als „Würstchen“ bezeichnet worden zu sein. Aber lassen wir das!

Unser Fähnlein „trat zum Dienst“ übrigens auf dem Neustädter Kirchplatz an, und es amüsiert mich immer noch, daß man den Platz mit dem damals üblichen Abkürzungsfimmel „NSKP“ nannte, also auch hier durch einen kleinen Trick das „NS“ in die Ortsbezeichnung brachte!

In der Familie meines Großvaters Karl Uhlig, Werkmeister in der Fa. Brinkmann, Strick- und Wirkwaren in der Friedrich-Wilhelm-Straße – er war mit Sicherheit kein Na-

tionalsozialist – wurde wenig politisiert. Die Sorge um vier an der Front stehende Schwiegersöhne überlagerte sämtliche anderen Empfindungen, und die Beschaffung der Nahrungsmittel für einen vielköpfigen Haushalt beschäftigte die Erwachsenen vollauf.

Aus Bremen war noch eine entfernte Tante mit zwei Töchtern zu uns „evakuiert“ worden, und aus Hamburg kam meine „total ausgebombte“ Cousine Elfriede, verh. Karp, hinzu.

Die Bewältigung der Alltagsprobleme hielt die Erwachsenen so in Spannung, daß man für strategische Erörterungen, den Frontverlauf oder gar parteiideologische Fragen weder Kraft noch Zeit oder gar Lust aufbrachte.

Die bekannten Durchhalteparolen fanden so – jedenfalls nach meiner heutigen Erinnerung – keinerlei Resonanz, und wenn das Radio angestellt wurde, dann meistens nur, um die „Luftlage“ abzuhören und festzustellen, ob denn im Planquadrat „Martha-Anton“ an diesem Tag oder in dieser Nacht mit Feindeinflug zu rechnen sei.

Das ganze Deutsche Reich und die von der Wehrmacht besetzten Gebiete waren nach dem sog. „Jägermeldenetzverfahren“ in ein Koordinatensystem aufgeteilt, in dem jeder Ort mit einer Buchstabenkombination definiert werden konnte. Wenn feindliche Flieger im Anflug auf das Planquadrat „MA“ (also in der Funkersprache: „Martha – Anton“) gemeldet wurden, war es an der Zeit, die Koffer zu packen und in den nächsten öffentlichen Luftschutzraum zu verschwinden.

In den Familien wurden diese „geheimen“ Pläne weitergereicht oder abgezeichnet (aber jeder hatte eigentlich einen!), mit deren Hilfe man die im Radio gemeldeten Bomberverbände lokalisieren und auf ihrem Flugweg weiterverfolgen konnte.

Nachts – so meine ich mich zu erinnern – löste das schon an sich so gefährlich klingende Heulen der Sirenen noch größere Angst aus als am Tage. Jedes „Zucken des Lichtes“ verbreitete Nervosität im meist dicht-

besetzten Wohnzimmer, denn in der Regel zeigte es das unmittelbar darauf erklingende Ertönen der Sirenen an.

„Fliegeralarm!“, es war mal wieder so weit: Alltag in der Endphase des Krieges, denn Eschwege lag praktisch in der Einflugschneise der alliierten Bomberverbände auf deren nahezu täglichem Flug zur Reichshauptstadt Berlin, und die Bewohner unserer Stadt wurden allenfalls bei ganz schlechtem Flugwetter vom Abbruch des Nachschlafes verschont.

Panzerfaust und Fliegerbomben

Anfang 1945 rückten die Erwachsenen enger zusammen, wenn sie miteinander sprachen. Ihre Gesichter waren längst von ernster Anspannung gezeichnet, ohne daß wir Jüngeren unmittelbar gewußt hätten, worum es eigentlich ging. Der Vater hatte schon lange nicht mehr geschrieben, auf dem Tisch standen immer häufiger Gerichte, die man eigentlich nicht mochte, und im Jungvolk übten wir das „Eingraben“.

Den Krieg spürten wir Jüngeren insoweit, als alle Schulgebäude zu militärischen Zwecken zumindest mitbenutzt wurden, was eine starke Beeinträchtigung des Unterrichts mit sich brachte. Ich meine in der Rückerinnerung, wir hätten an keinem Tag die Stunden gehabt, die planmäßig erteilt werden sollten. Nur wenige Lehrer gaben bei uns Unterricht, und die Hauptlast mußte die Klassenlehrerin Dr. Ida Wirtz tragen. Mit ihr sowie Frau Gilbert und Frau Hecker waren damals also die weiblichen Lehrkräfte „überproportional“ vertreten.

Eines Tages wurden wir alle auf die Torwiese bestellt (damals noch eine wilde Teich- und Pfützenlandschaft), weil ein hochdekoriertes Frontoffizier (man sah es an seinem amputierten Arm) in vorbereiteten Stellungen mit uns (?) oder einigen anwesenden Parteifunktionären (ich erinnere mich gut an deren hellbraune Uniformen, die ihnen ja im Volksmund die Bezeichnung „Goldfasane“ eingebracht hatte) das Abschießen von „Panzerfäusten“ üben sollte.



Abb. 2: Gaststätte „Erstes Kulmbacher“, die im Mittelpunkt der geschilderten Vorgänge stand (Aufnahme aus den 30er Jahren).

Gern gebe ich zu, daß der gesamte Vorgang sehr spannend war, wir uns wie „ganze Kerle“ vorkamen und uns irgendwie „erwachsen“ fühlten, ohne jedoch den ernsthaften Hintergrund des ganzen Unternehmens so richtig verstanden zu haben.

Die Verantwortlichen hatten meiner Erinnerung nach ohnehin nur höchstens zwei der gefährlichen Waffen dabei, und wir Pimpfe hörten eigentlich nur das Abschußgeräusch und behielten ganz freiwillig den Kopf „tief im Dreck“, hatten wir doch die dem Alter gemäße gehörige Portion Respekt (oder besser Angst!)

Bei dieser oder einer anderen Gelegenheit lernten wir auch das Sirensignal für „Panzeralarm“ kennen. Schon das Wort klang bedrohlich, aber die Situation konnte man sich zu diesem Zeitpunkt natürlich noch nicht im entferntesten vorstellen.

In diesen ersten Wochen des Jahres 1945 erreichte uns in Eschwege aber der Krieg auch unmittelbar: Am 22. Februar 1945 erfolgte bei Tage ein Angriff auf das Flughafen- und Bahnhofsgelände, wobei im Bahnbetriebswerk riesiger Schaden angerichtet wurde, zahlreiche Gebäude der Eisenbahnstraße völlig in Trümmer fielen und etliche Menschenleben zu beklagen waren.

Wir erlebten diesen Angriff im „Hauskeller“ des „Kulmbacher“, direkt unter dem großen Gebäude, aber nur wenig mehr als zwei Meter unter der Straßensohle und deshalb minder sicher.

An diesem Februartag hatten wir es – vielleicht weil es sich „nur“ um einen Fliegeralarm bei Tag handelte – nicht für nötig befunden, in den „richtigen“ Luftschutzraum unten an der Werra zu gehen, wo sich eigentlich unser „Stammquartier“ befand.

Diese Bemerkung bedarf wohl eines kleinen Exkurses: Die bekannte Gaststätte „Erstes Kulmbacher“ stand auf dem Grundstück bzw. benutzte die Gebäude der früheren Brauerei Hempfing, und kein Geringerer als der berühmte „Lützower“, Jakob Christoph Heinemann, hatte hier in der Mitte des vori-

gen Jahrhunderts einen tiefen und langen Stollen für die Lagerung des „Felsenbieres“ anlegen lassen, der – lange Zeit verwaist – nun zum Schutze der Zivilbevölkerung vor den feindlichen „Terrorangriffen“ bestens geeignet erschien.

Diesem alten Bierkeller an der Werra haftete nebenbei bemerkt etwas Unheimliches an – ganz abgesehen davon, daß es in ihm von Ratten nur so wimmelte. Aber acht bis zehn Meter gewachsener Buntsandstein über dem Kopf – und damit nach menschlichem Ermessen von den üblichen Fliegerbomben nicht zu durchschlagen – war eben auch ein Argument!

Vorschriftsgemäß waren Notausgänge angelegt worden, deren einer in der Bartholomäus'schen Mühle, ein anderer direkt an der Rückfront von Wohnhaus und Gastwirtschaft Bahnhofstraße 27 mündete. Nicht selten machten wir Jüngeren es uns zum „Sport“, in langen (langweiligen) Alarmnächten gerade diesen Ausgang zu ersteigen (es gehörte etwas Mut dazu, die abenteuerlich angelegten Treppen und Leitern zu erklimmen!), um ein wenig Luft zu schnappen oder einfach mal von „Mutters Rockschoß“ los und raus aus dem „Bunker“ zu kommen.

Die Familien der unmittelbaren Umgebung – das reichte hin bis zur Schildgasse oder zum Stad – hatten im langen, gewölbten Kellergang ihre „Stammplätze“, geradezu feste Quartiere, in denen man es sich ein wenig „häuslich“ gemacht hatte, um die oft langen Nächte bis zur „Entwarnung“ einigermaßen überstehen zu können.

Ein eigenartiges Zwischenstadium stellte übrigens die „ÖLW“ dar, die „öffentliche Luftwarnung“, die dann durch Sirenen bekanntgegeben wurde, wenn sich die feindlichen Fliegerpuls noch 15 Flugminuten entfernt befanden. „Voralarm“ sagte man, was aber falsch war, denn nicht zwangsläufig mußte auf die ÖLW auch ein „Vollalarm“ folgen, denn oft drehten die alliierten Verbände vorher ab, d.h. nahmen vor ihrem Eindringen in das Planquadrat MA eine Kursänderung vor.

In den ersten Monaten des Jahres 1945 „trafen sich“ die Familien sehr häufig bereits gegen Abend im „Keller“, auch schon vor dem Auslösen des „offiziellen Alarms“, denn der kam meist mit der schönsten Regelmäßigkeit, und wenn man sowieso hin mußte, war es besser, man belegte seinen Stamplatz bereits bei Zeiten und ließ die Kinder dort einschlafen, ohne sie bei Alarm aus dem Schlaf reißen zu müssen.

Wir Jüngeren entwickelten in diesen langen Nächten ein ganz besonderes „Verhältnis“ zu den feindlichen Fliegern. Ihr „Brummen“ hoch über unseren Köpfen lockte uns heraus aus Keller oder Bunker (natürlich gegen den heftigen Widerstand unserer ängstlichen Mütter!), wir lauschten und blickten, eigentlich ohne jede Angst (sie waren ja so weit oben!), und wir wußten: Die wollen nichts von uns und fliegen nur über Eschwege, um ein fernes Ziel zu erreichen.

Noch interessanter war es bei Tage, denn dann konnte man die riesigen Pulks über

die Stadt hinwegziehender viermotoriger Bomber mit ihren beeindruckenden Kondensstreifen auch noch sehen. Bald kannten wir die verschiedenen Typen und wußten Lancaster, Halifax oder „Flying Fortress“ voneinander zu unterscheiden.

Gelegentlich fanden wir auch die von den Bombern abgeworfenen Stanniolstreifen, mit denen die deutsche Radarerfassung gestört werden sollte.

Doch zurück zum 22.2.1945.

Als wir im Hauskeller des „Kulmbacher“ saßen, dauerte es nicht mehr lange, bis es mehrere heftige Detonationen gab, und es konnte kein Zweifel darüber aufkommen, daß sie ganz in der Nähe waren. Mit „Flugplatz“ oder „Bahnhof“ lagen die Vermutungen der im Keller stehenden Feuerwehrleute gar nicht so schlecht. Der Spuk war relativ rasch vorüber, und die Dauer des Angriffs schien mir (aus heutiger Nachschau) in keinem Verhältnis zum tatsächlich angerichteten Schaden ge-



Abb. 3: Folgen des Bombenangriffs vom 22.2.1945 auf das Bahngelände in Eschwege.

standen zu haben. Meine bei jedem Einschlag laut aufschreiende Bremer Tante ging mir damals sehr auf die Nerven, hatte ich selbst doch in Kassel schon viel schlimmere und vor allem längere Angriffe erlebt, wie ich ungerechterweise als junger „Fachmann“ dachte.

Wieso Feuerwehrleute im Kellereingang standen?

Das „Kulmbacher“ war eine Art Einsatzstandort für die Feuerwehr gewesen, in dem sich „ältere“ (nicht mehr kriegstaugliche) Herren trafen, die eine Bereitschaftswache stellten. Sie trugen normale blaue Uniformen und weiße Helme mit einem gewaltigen Nackenleder. Der Wirt des „Kulmbacher“, Walter Bartholomäus, war dabei, und aus der Nachbarschaft die Herren Poppenhäger, Hupfeld (der Senior der bekannten Apfelmosterei), ein Herr Auerswald, den ich immer wegen seines gewaltigen und imponierenden Vollbartes bestaunte, und ich meine als einzige Frau auch die Einzelhändlerin, Wanderfreundin und Turnerin Erna Reckzeh.

Dem Ende entgegen...

Ab Mitte oder Ende März spürte man die anstehende Bedrohung förmlich, die Erwachsenen tuschelten untereinander, und keiner ging mehr gern für längere Zeit aus dem Hause fort.

Meine Großeltern hatten in den ersten Kriegsjahren einige Zimmer der großen, leerstehenden Wohnung an alleinstehende Herren vermietet, die dienstlich auf dem Flugplatz oder in der Verwaltung des NSFK (Nationalsozialistisches Fliegerkorps) in der Niederhonerstraße zu tun hatten.

Auch während des Krieges hatten sie der Familie die Treue gehalten, und nun kamen sie, um sich zu verabschieden. Sie „setzten sich ab“ und lösten in aller Eile ihre Dienststellen auf. „Nun geht es dem Ende entgegen“, sagten die Erwachsenen, aber nur leise und im vertrauten Familienkreise, denn noch herrschte weiterhin die Furcht vor Bespitzelung und Verfolgung. „Es ist fünf Minuten vor Zwölf“, kommentierte der Opa.

Ganz im Gegensatz zu dieser allgemeinen Stimmung standen natürlich die offiziellen Kommentare, die aus dem Radio kamen, und ich hörte mir manchmal den „großen Namensvetter“ an, Chefkommentator Hans Fritzsche. Im nachhinein will es mir manchmal so vorkommen, als habe das unterscheidende „z“ in seinem Namen eher beruhigt als etwa neidisch gemacht, aber wer will das heute noch genau wissen? Er gehörte dann ja zu jenen wenigen Angeklagten, die beim Kriegsverbrecherprozeß in Nürnberg freigesprochen wurden!

Wenn eine alte Ordnung zusammenbricht, dann merkt man das nicht zuletzt in den Schulen, spiegeln diese doch durch ihre tägliche unermüdliche Tätigkeit immer so etwas wie Normalität, oder? Der Unterricht war in den letzten Wochen der Monate Februar und März immer seltener geworden, er fiel sehr oft aus und erstreckte sich täglich höchstens noch auf zwei bis drei Stunden.

(Ich bin dennoch manchmal erstaunt, was ich von Sexta und Quinta der FWS aus jenen Kriegsjahren behalten habe und vergleiche mit „zeitgenössischen“ Kindern, die heute wohlbehütet und in aller Ruhe lernen könn(t)en!)

Wir gingen in dieser Zeit ganz oben auf den Schulberg – in die alte „Handelsschule“, wie man damals in Eschwege sagte – und wechselten mit den Mädchen vom Lyzeum wöchentlich den Vormittags- und Nachmittagsunterricht.

Dieser alle zwei Wochen anfallende Nachmittagsunterricht war für uns aber auch nicht schlecht, denn dann fand in der Regel kein „Jungvolkdienst“ statt. (Manchmal fiel er dann aber auch auf den Vormittag!)

Aber langweilig wurde uns auch nicht, denn sehr häufig hatte man – zur Unterstützung der Mutter – „Einsatz“ im Haushalt, und in oft stundenlangem „Schlangestehen“ mußte herangeschafft werden, was auf die betreffenden Lebensmittelkartenabschnitte aufgerufen worden war.

Kinder hatten es dabei nebenbei bemerkt meist recht schlecht, denn sie wurden

von den durchaus nicht zimperlichen Erwachsenen von ihrem in der Schlange „eroberten“ Platz oft mit der fadenscheinigen Bemerkung abgedrängt: „Ach, der Kleine hat ja Zeit!“

Dank eines glücklichen Zufalls ist es mir gelungen, unser damaliges Klassenbuch zu „retten“, und so kann ich vieles sogar „dokumentarisch nachweisen“.

„Belegung der Schule“ durch Wehrmacht oder Luftwaffe, „Räumung des Gebäudes für Wehrmachtszwecke“, „Überlassung des Gebäudes der Oberschule für Mädchen“, „Sammeln von Heilkräutern und Wildfrüchten“ oder „Unterricht fällt aus wegen Konferenz“ (!) sind nur einige wenige Eintragungen, die häufig wiederkehren und den (nun regelmäßigen) Unterrichtsausfall begründen.

Zwar ist das Wort „Alarm“ nicht das häufigste, doch es fehlt eigentlich auf keiner Seite des Buches. Im gesamten Monat März 1945 sind – gemäß der Eintragungen jedenfalls – überhaupt nur ganze 21 Unterrichtsstunden gehalten worden!

Der letzte Schultag an der FWS war demnach der 27. März 1945, nur sieben Tage vor dem Ende, und an diesem Tag war übrigens wieder Nachmittagsunterricht. Wir erhielten immerhin drei Unterrichtsstunden, nämlich in Mathematik („Kopfrechnen“), Deutsch („Diktat: Kleist“) und Englisch („7. Lektion“), aber alles wurde wieder einmal gestört, weil lt. Eintragung von 14.00 bis 14.40 Uhr Fliegeralarm war. Die letzte Eintragung überhaupt lautet: „M. nach dem Alarm nicht zurückgekommen!“

Aber das wurde dann in den kommenden Tagen „normal“, und die Schule war wohl generell geschlossen. Das Leben in der „NS-Endzeit“ spielte sich fortan mehr oder weniger im Luftschutzkeller ab. Da verbrachten wir Tag und Nacht, nur noch durch kurze Gänge in die Wohnung zum Aufwärmen des Essens oder Kochen eines Kaffees unterbrochen.

Kaninchenleberwurst und Zigarettensbilder

Auf dem großen Hof hinter dem „Kulmbacher“ befand sich ein landwirtschaftlicher

Betrieb, der mit einer Mühle verbunden war, die vom anderen Bruder, Karl Bartholomäus, späteren Liberaldemokraten und Kreislandwirt, betrieben wurde.

Für alle Kinder der Nachbarschaft war das ein nahezu paradiesisches Spielgelände, und wir haben das trotz der schwierigen Kriegszeit ausgiebig genutzt.

In diesen Tagen tauchten hier immer öfters die Reste der zurückflutenden „Großdeutschen“ Wehrmacht in kleinen Gruppen und Grüppchen auf. Sie waren traurig anzusehen: Abgerissen, ausgezehrt und irgendwie „lust-, kraft- und trostlos“. Alle wollten nur in Richtung Westen, was wir damals noch nicht so richtig verstanden. Sie kamen mit kleinen Panjerespannen, vor die magere und struppige Pferdchen gespannt waren oder hatten ihr kärgliches Gepäck auf klapprige Fahrräder gepackt, die sie neben sich herschoben. Dieses eher Mitleid erregende Bild einer geschlagenen Armee wurde uns erst wenige Tage später aus dem Kontrast heraus so richtig deutlich, als nämlich die Amerikaner einrückten und ein so wohlgeordnetes Bild von Überfluß, Zweckmäßigkeit und Überlegenheit demonstrierten, daß selbst uns Jüngeren der Atem stockte.

Doch davon später.

Die deutschen Soldaten gönnten ihren Pferden auf dem Hof eine längere Rast, es gab Heu und Stroh und natürlich Wasser. Sie selbst wuschen sich ausgiebig und ordneten ein wenig ihre zerschlissenen Uniformen.

Einige von ihnen mußten viel durch- oder mitgemacht haben, denn sie trugen Infanteriesturmabzeichen, Narvikschild oder Panzerspangen. Fast jeder hatte das Verwundetenschild – mindest in schwarz – und etliche trugen das verblichene schwarz-weißrote Bändchen des Eisernen Kreuzes im Knopfloch. Als Pimpf kannte man das natürlich alles, war neugierig und fragte die Soldaten ein wenig aus. Sie gaben bereitwillig und geduldig Auskunft, vielleicht dachten sie an ihre eigenen Kinder daheim.

Abends luden sie uns zum Essen ein. Es gab „richtiges“ Kommißbrot mit einem Aufstrich, der recht gut schmeckte. Als ich fragte, was das sei, kam die Antwort: Kaninchenleberwurst! Zunächst war ich innerlich etwas böse, denn ich glaubte, der Landser wolle mich veralbern, hatte ich doch noch nie gehört, daß man Kaninchen auch „verwursten“ kann.

(Damals kannte ich den Witz noch nicht, in dem der Hersteller von Kaninchenleberwurst, der sie mit Pferdefleisch streckte, auf die Frage nach dem Mischungsverhältnis antwortete: „Eins zu eins! – Immer ein Pferd, ein Kaninchen...!“)

Die Soldaten teilten also mit uns, und ich meine mich zu erinnern, daß es ganz besonders gut geschmeckt hat.

An dieser Stelle sei eine kleine Anmerkung zum Essen in den letzten Kriegsmonaten gestattet.

Eigentlich ist es uns nie ganz schlecht gegangen, und es kam immer „etwas auf den Tisch“. Hunger haben wir eigentlich trotz aller gewiß schwierigen Zeitumstände nicht gekannt.

Das mag vielleicht nur eingeschränkt gelten können und soll nicht heißen, das es in anderen Familien nicht anders gewesen wäre! Wir waren im „Großhaushalt“ allein vier Kinder und hatten mit meiner Schwester (Jahrgang 1942) ein „Kleinkind“, was bedeutete, daß es mehr Milch, Milchprodukte oder sonstige Lebensmittel gab, als ein „Normalverbraucher“ zu erwarten hatte. Der Großvater verfügte – als Spezialist für Nähmaschinen – über einen großen Vorrat an Nähadeln (z.B. auch für Schustermaschinen) und sonstiges Zubehör, was in den Jahren vom Kriegsende bis in die Zeit kurz vor der Währungsreform ein beachtliches Kapital darstellte. Damit konnte getauscht und „organisiert“ werden, und manchem Schuhmacher oder Schneider aus einem der benachbarten Dörfer waren ein paar Nähadeln, ein „Schiffchen“ oder ein „Spulchen“ ein paar Eier, ein Stück Speck oder gar eine Wurst vom zugekauften Schwein wert.

Auch die sog. „Selbstversorger“ unterlagen der Bewirtschaftung und durften nur eine ihren Familienverhältnissen entsprechende Menge der im Haushalt aufgezogenen Schweine für sich verbrauchen! Wegen dieser Reglementierung soll damals so manches Schweinchen bei „Nacht und Nebel“ in der Waschküche seinen letzten Hauch getan haben und mancher „liebe Nachbar“, der das letzte Quieten trotz der getroffenen Vorsichtsmaßnahmen hörte, zum Verräter geworden sein!

Im übrigen waren wohl alle Hausfrauen wahre Künstlerinnen mit einem außerordentlichen Improvisationstalent, das sie auch noch aus fast „nichts“ etwas auf den Tisch zaubern ließ.

Dennoch ist mir die „ewige“ Kartoffelsuppe (nicht nur am Samstag!) und „steif wie Tapetenkleister“ sowie die süßliche Möhrensuppe (das einzige, was ich heute immer noch nicht esse!) alles andere als in guter Erinnerung. Man aß es aber, es gab schließlich nichts anderes, und man wurde satt!

In der Schule hatten wohl alle ihr Frühstücksbrot (?), wenn auch die Güte des Belags nicht immer gleich gewesen sein mag. Die so oft erzählte Geschichte, daß die „schlauhen Stadtschüler“ ihre tadellosen Hausaufgaben von den „dummen Dörflern“ abschreiben ließen und dafür mit dicken Wurststullen „bezahlt“ wurden, kann ich nicht bestätigen oder es ist mir nur aus ganz wenigen Fällen aus der späteren „Vorwährungszeit“ bekannt.

Doch kommen wir zurück an den Anfang des April 1945.

Jede Familie bereitete sich wohl irgendwie auf das „Ende“ (der NS-Zeit) und die unsichere Zukunft vor. Gewisse Vorräte wurden angelegt, wichtige Gegenstände (z.T. solche, die nur persönlichen Erinnerungswert besaßen) versteckt oder „Verdächtiges“ (das an eine wie auch immer geartete „NS-Vergangenheit“ hätte erinnern können!) beseitigt. So mancher Orden oder Säbel ist bei dieser „Aktion“ in der Werra gelandet!

Auch ich hatte mich auf Geheiß meines Großvaters an dieser „Vorbereitung“ zu betei-

ligen. In unserem Haushalt hatte sich seit Jahren eine ganze Reihe von Büchern „nationalsozialistischen Inhalts“ angesammelt, darunter etliche aus der sog. „Zigarettenbilder-Serie“, die u.a. den Lebenslauf des „Führers“ oder die Geschichte der SA („Deutschland erwache!“) zum Inhalt hatten.

„Der Kram muß weg!“, beschloß der Opa, und so stand ich wohl an die zwei Tage vor einem kleinen Ofen, riß Blatt für Blatt aus den Alben heraus und übergab sie den Flammen.

Auch das erzeugte eine gewisse „Endzeitstimmung“!

„Rinneseide“ und „NSFK-Mäntel“

Von der Zeit ohne Herrschaft oder Regime in der Stadt war schon die Rede. In dieser „toten Zeit“ – auch eine vortreffliche Formulierung für diesen Zeitraum zwischen Bangen und Hoffen, die ich einem anderen Zeitzeugen verdanke – ging es dann plötzlich wie ein Lauffeuer durch die Stadt: „Die Lager der Wehrmacht und NSFK werden nicht mehr bewacht und sind für die Bevölkerung freigegeben!“

„Auf der Rinne“ fanden nun Räumungen „größeren Stils“ statt, und dumm war, wer nicht gleich mit dem Handwagen kam! Man mußte allerdings sehr aufpassen, denn während man drinnen nach neuem „Beutegut“ suchte, wurden draußen die schon halb beladenen Wagen von anderen „Volksgenossen“ hinterlistig entführt!

In der Kaserne waren etliche Werkstätten gewesen, so daß sich vielseitig verwendbare Materialien in größeren Mengen vorfanden: Leder, Felle, Stoffe, Tuche, aber auch fertige Schaffellmäntel und Filzstiefel.

Ein besonders beliebter Artikel war die dann später in Eschwege so genannte „Rinneseide“, ein gut verwendbarer oliv-grau-grüner seidiger Stoff, der bis zur Währungsreform in immer wieder anderen Varianten in der Eschweyer „haute couture“ auftauchte.

In ganzen Ballen wurde er aus den Lagern der Kaserne entführt und dann in der Stadt „gehandelt“ und verarbeitet.

Selbst ein Tieffliegerangriff auf das Kasernengelände ließ in diesen Tagen die risikofreudige Bevölkerung in ihrem Tun nicht nachlassen.

Nicht alle „Beutestücke“ dieser Tage hielten übrigens das, was sie versprochen, denn selbst ein geübter Organisator schleppte – nach eigener verlässlicher Darstellung – eine schwere Kiste mit erhofften Rindfleischbüchsen heim, die sich dann aber als ganz gewöhnliche und im Augenblick weniger begehrte Schallplatten erwiesen!

Nicht viel anders war es in der Niederhoner Straße auf dem Gelände der NSFK. Herrliche stahlblaue Mäntel und schicke Skimützen fanden in wenigen Viertelstunden ihre neuen (mutigen) Besitzer, die sich aus den Luftschutzkellern und an das „Eigentum“ des „Großdeutschen Reiches“ getraut hatten.

Noch Jahre danach konnte man im Eschweyer Stadtbild jenes „Beutegut“ erkennen und behaupten: „Ach, Du warst damals auch auf der Rinne oder beim NSFK!“

Viele „organisierten“ aber auch im Augenblick scheinbar weniger wertvolle Gegenstände, wie Musikinstrumente oder Werkzeugkisten, die sich dann erst viel später als große „Renner“ auf dem auch in Eschwege vorhandenen „Schwarzen Markt“ entwickeln sollten.

Ein in der Jahnturnhalle eingelagertes Lebensmittellager wurde übrigens von den dafür verantwortlichen Verwaltern sinnvollerweise nicht vernichtet, sondern mehr oder weniger „offiziell“ der Bevölkerung zum „Plündern“ freigegeben.

Größere Mengen Knäckebrot und köstliches Schweinefleisch in Büchsen fanden so noch ihre „berechtigten Verzehrer“.

Aber man hatte ohnehin fast für alles Verwendung, und es wurde oft mitgenommen, nur weil es „darumlag“.

Sogabes z.B. auf dem Flugplatz größere Mengen sog. „Sprengnieten“, die von uns Jüngeren deshalb begehrt waren, weil sie – wenn mit einem Hammer plattgeschlagen – einen herrlich lauten Knall von sich gaben.

(Als wäre diese Zeit nicht schon ohnehin laut genug gewesen!)

„Machen Sie einfach die Fenster auf...!“

Gemäß der Taktik der „verbrannten Erde“ – schon auf dem Rückzug aus Rußland praktiziert – hatte Hitler auch aus Deutschland eine einzige Wüste machen wollen, wenn es der militärischen Niederlage entgegenging. (Speer hat ja in seinem biographischen Tagebuch behauptet, er habe durch sein mutiges Einschreiten gegen diesen unsinnigen Befehl noch in letzter Minute das Schlimmste verhindern können.)

Aber: Die wichtigen Werräübergänge in Eschwege – schon französische Offiziere hatten sich im Siebenjährigen Krieg damit beschäftigt – sollten in jedem Falle gesprengt werden, um dem Feind das weitere Vordringen nach Mitteldeutschland zumindest zu erschweren.

Es ging in der Bevölkerung der Witz um, wie lange es wohl dauere, bis die Amerikaner eine gesprengte Brücke repariert hätten. Antwort: Genau drei Stunden und fünf Minuten! Wieso? Drei Stunden müssen sie lachen über den naiven Glauben, dadurch könne man sie aufhalten, und fünf Minuten benötigen sie für den eigentlichen Brückenschlag mit Hilfe ihres modernen, überlegenen Pioniergeräts!

(Man erzählte diesen Witz übrigens schon lagen vor dem 3. April 1945!)

„Die Brücken sollen gesprengt werden“, ging es bald wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Man hatte es ja befürchtet. Oder rechneten die Menschen am Ende doch noch mit der Vernunft der Verantwortlichen?

Es muß so um den 31. März oder 1. April gewesen sein, als sich deutsche Soldaten – vermutlich ein Pionierzug – an den innerstädtischen Brücken zu schaffen machten.

Bald war es kein Geheimnis mehr: Sie bereiteten die Brücken für eine Sprengung vor! Es erging jedoch keinerlei Warnung an die Anlieger, und niemand wußte Näheres.

Meine Tante Hedwig, geb. Uhlig (1899–1994), verheiratet mit dem Friseur Ge-

org Schäfer, der sein Laden- und Friseurgeschäft direkt an der ersten Werrabrücke neben der Gastwirtschaft „Zur Stadt Kassel“ hatte (beide Häuser mußten inzwischen längst der neuen Straßenführung „Unter dem Berge“ weichen), erkundigte sich bei den Soldaten, was denn ihre emsige Tätigkeit zu bedeuten habe und wie sich die Anwohner verhalten (sprich: schützen) sollten.

„Ach, gute Frau“, lautete in etwa die erteilte Auskunft, „da machen Sie sich mal keine Sorgen. Wenn beim Anrücken der Amerikaner die Brücken wirklich gesprengt werden sollten, kann Ihnen nicht viel passieren. Öffnen Sie einfach die Fenster Ihrer Wohnung, damit der Luftdruck durch kann und die Scheiben nicht beschädigt werden!“

In den Wohnungen rund um die Brücke gab man sich aber mit diesem „praktischen Ratschlag“ nicht zufrieden, war äußerst mißtrauisch und griff noch in der Nacht zur Selbsthilfe! Alles, was wichtig und wertvoll erschien, wurde in aller Eile gepackt, Betten abgeschlagen, Schränke ausgeräumt und in den leerstehenden Laden bzw. das Schaufenster des Ofenhändlers August Staub, einem Kegelbruder meines Onkels, geschafft.

Stadtverordnetenvorsteher Heinz Bührig, Jahrgang 1928, hat dieser Tage ebenfalls einige Aufzeichnungen aus seiner Erinnerung gemacht und freundlicherweise gestattet, daraus zu zitieren.

Er war „Luftwaffenhelfer“ gewesen und ab 23. März wieder in Eschwege auf Urlaub, der bis zum 8. April gedauert hätte, doch zur Wiederaufnahme des Dienstes sollte es dann gar nicht mehr kommen. „Manchmal ist die Zeit schneller als die Vorschriften...“

Heinz Bührig schreibt wörtlich:

„Da die amerikanischen Truppen ständig näher rückten und ich immer noch in Uniform war, habe ich mich dann am 28.3. beim Kreiswehrrersatzamt gemeldet und nachgefragt, wie ich mich verhalten solle.“ Seine Vorsprache hatte aber ebenso wenig Erfolg wie ein Besuch im „Braunen Haus“ in der Brückenstraße 33, denn die Herren Parteige-



Abb. 4 und 5: Unterer Stad mit Blick auf die 1. Werrabrücke. Der Qualm kommt vermutlich von dem erwähnten „Tiger“-Panzer.



Abb. 6: Nach der Brückensprengung: Deutlich sind die Reste der Brücke in der Werra zu erkennen.



Abb. 7: Friseurgeschäft Gg. Schäfer an der 1. Werrabrücke.

nossen von der Ortsgruppen- und Kreisleitung hatten sich inzwischen längst ebenfalls „abgesetzt“.

Ein Wehrmachtsoffizier, den er zufällig vor dem Malergeschäft Mell in der Brückenstraße traf, gab ihm den sinnigen Ratschlag, er solle sich „zu seiner Truppe durchschlagen“!

Da der Vater anderer Meinung war, blieb er aber in Eschwege, nicht ohne Angst vor den „Kettenhunden“, wie man die gefährliche Feldgendarmarie wegen des an einer Kette umgehängten Blechschildes damals nannte.

Am 1. April, es war Ostern und ein Sonntag, wurden nach der Erinnerung von Heinz Bührig die Bewohner von „Brückenhausen“ aufgefordert, ihre Wohnungen zu verlassen, da eine Sprengung der beiden Werrabrücken zu erwarten sei. Mit wenigen Habseligkeiten, die in Eile auf ein Handwägelchen gepackt wurden, fand die Familie Zuflucht bei Verwandten in der Heinrich-Vocke-Straße.

Am Montag, dem 2. April gegen 12.00 Uhr ertönte zum erstenmal das bis dahin noch unbekannte Sirensignal „Panzeralarm“, doch es geschah zunächst nichts.

Am darauffolgenden Dienstag, dem 3. April, wurde gegen 9.00 Uhr erneut Panzeralarm gegeben. Diesmal war es ernst, und gegen 10.00 Uhr gingen die Brücken in die Luft!

Heinz Bührig war mit seinem 79jährigen Großvater gerade in die Brückenstraße unterwegs, um dort die Hühner und Kaninchen zu füttern. Auf der Höhe des Mangelhäuschens wurden sie von den nahen Detonationen überrascht und schmissen sich unwillkürlich und instinktiv in Deckung. In der Brückenstraße angekommen, sahen sie die „Bescherung“, denn die Schäden an den umliegenden Häusern waren weitaus größer, als man vorher optimistisch vermutet hatte.

Nur wenige hundert Meter Luftlinie entfernt, wurde mein Großvater ebenfalls von der

Sprengung der Eisenbahnbrücke überrascht. Obwohl er es bei „normalem“ Fliegeralarm (trotz strengen Verbots) eigentlich immer vorgezogen hatte, in der Wohnung zu bleiben, war er diesmal bei Panzeralarm den Aufforderungen der Großmutter nachgekommen und befand sich gerade auf dem Hof in der Nähe der Bartholomäus'schen Mühle, als die Brücke „hochging“. Der Luftdruck warf ihn vor eine dort stehende dicke Linde, was ihn zu der Bemerkung reizte, wäre er wie immer in der Wohnung geblieben, dann hätte ihm das wohl nicht passieren können.

An der ersten, innerstädtischen Werrabrücke hatte das sich zurückziehende deutsche Militär auch noch einen wahrscheinlich „leergefahrenen“ (?) oder schadhaften „Tiger“-Panzer abgestellt, der wohl mit der Brücke in die Luft gehen sollte.

Heinz Bührig hält dazu fest: „Wie wir später feststellen konnten, blieb ein deutscher Panzer vom Typ ‚Tiger‘ an der 1. Werrabrücke in Höhe der Gastwirtschaft ‚Stadt Kassel‘, jedoch auf der Seite von Schneidermeister Mock stehen und wurde dann in Brand gesteckt oder gesprengt, auf jeden Fall explodierte die im Panzer befindliche Munition.“

Auch dieser Vorfall mag als Beispiel dafür stehen, daß in dieser Phase auf die anwohnende Zivilbevölkerung wenig Rücksicht genommen wurde.

Der ausgebrannte Panzer stand dann übrigens noch mehrere Wochen am Eingang der Straße „Unter dem Berge“ vor dem Hause von Heizungs-Trubel, und der Verfasser ist darin herumgekrochen und hat dabei neugierig an allen möglichen Hebeln gedreht und gespielt.

„Trivinum“ und zwei Massengräber

In der Mittagszeit – so zwischen 12.00 und 13.00 Uhr muß es gewesen sein – hatten dann die ersten amerikanischen Panzerspitzen unsere Stadt erreicht.

Das liest sich natürlich viel harmloser als es in Wirklichkeit war, und wir hatten alle in diesen Minuten große Angst.

Was würde der „Feind“ mit uns machen? Hier wirkten auch bestimmt noch die von der NS-Propaganda verbreiteten Greueltümchen nach, und wir Kinder fürchteten uns vor allem vor den Negern, von denen man wahre Schauergeschichten gehört hatte.

Zuvor – gewissermaßen in der Zeit „zwischen den Gewalten“, einer Art „Interregnum“, in der die Deutschen schon weg und die Amerikaner noch nicht da waren – gab es in der Tat lebensbedrohende Augenblicke und wirklichen Grund zur Angst.

Diese ging von den „Fremdarbeitern“ aus, die während des Krieges in großen Mengen als billige Arbeitskräfte in die kriegswichtigen Betriebe der Stadt verschleppt worden waren. Arme Kerle, in der Tat! Jetzt hatten sie sich befreit und selbständig gemacht und terrorisierten in größeren und kleineren Banden die Stadt, indem sie in die Wohnungen eindringen, plünderten und vergewaltigten.

Etliche von ihnen hatten während des Krieges auch in der Fa. Woelm gearbeitet, die u.a. für die Luftwaffe ein Präparat hergestellt hatte, das auf Rotweinbasis und unter entsprechenden Zusätzen hergestellt, die Piloten wachhalten sollte.

Ein Außenlager der Firma mit einem größeren Rotweinvorrat befand sich aber in einem Keller der Mühle in der Nähe unseres Luftschutzraumeingangs unten an der Werra. Die Männer wußten davon, brachen die Türen des Lagers auf, holten sich aus dem nahegelegenen Kuhstall einige Melkeimer, füllten sie mit Wein und ließen sich hemmungslos volllaufen. Was sie nicht wußten, war die Gefährlichkeit der Zusätze im Wein. Sie gerieten bald in eine Art Delirium, verloren ihr Augenlicht und verstarben nach wenigen Stunden. Zwei große Massengräber auf dem Friedhof erinnern noch heute an diese unerfreulichen Vorgänge. Unter dem Einfluß des Weins bzw. des darin befindlichen Mittels – ich meine die Substanz habe „Trivinum“ geheißen – hatten sie nämlich vor dem Luftschutzkeller in gefährlicher Weise randaliert, mit Mistgabeln aus der Scheune die verängstigten Menschen

angegriffen, und nur das beherzte Eingreifen einiger älterer Männer hat wohl Schlimmeres verhindern können!

Da war der Ruf „Die Amerikaner kommen!“ in jedem Fall eher eine Erleichterung als eine Bedrohung gewesen!

Ich weiß heute nicht mehr genau, ob es bei der „Bereinigung“ dieser Situation oder einer anderen war, nur bin ich ganz sicher, daß die „MP“ (Military Police) der Amis alles andere als zimperlich war. Mit großen weißgestrichenen Holzknüppeln schlugen die meist körperlich sehr großen Militärpolizisten „im Bedarfsfall“ auf alles, was sie erreichen konnten und verschafften sich auf diese Weise den erforderlichen Respekt.

Neger und Kaugummi

Bald tauchten die ersten amerikanischen Soldaten vor dem Kellereingang auf, ich habe an diese „frühen Kontakte“ aber kaum noch eine Erinnerung, vielleicht hat die Angst damals das Wahrnehmungsvermögen doch stark beeinträchtigt.

Irgendwie mußten wir jedenfalls den Keller räumen und begaben uns zurück in unsere Wohnung.

Der Blick aus dem Fenster auf die Bahnhofstraße (noch hieß sie ja eigentlich „Hermann-Göring-Straße“!) war überwältigend! So viele Militärfahrzeuge hatte ich noch nie auf einem Haufen gesehen. In drei Reihen standen sie nebeneinander und füllten fast die gesamte Straße aus. Panzer, Halbkettenfahrzeuge, Jeeps, „Dodge“ und die berühmten „GMC-Trucks“, da „parkten“ sie, Stoßstange an Stoßstange. Unwillkürlich habe ich wohl an die Reste der Wehrmacht mit ihren Panjepferdchen denken müssen, die nur wenige Tage zuvor noch bei uns auf dem Hof gewesen waren.

Und nun konnten wir sie auch sehen: Die ersten Schwarzen! Amerikanische Neger!

Scheu schlichen wir an ihnen vorüber. Man konnte ja nicht wissen! Aus den Fenstern – aber gut versteckt hinter den Gardinen, versteht sich – schauten wir jedoch immer wieder

auf diese imponierende Truppe und ihre Ausrüstung. So etwas hatten wir noch nie gesehen! Zahlenmäßig fielen die Neger eigentlich gar nicht auf, aber sie zogen unsere Blicke an wie Magneten.

Meine erste persönliche Begegnung mit einem schwarzen GI verlief völlig wortlos: Als ich mich an ihm vorbeischieben wollte, im großen und breiten Hausflur des „Kulmbacher“, gewissermaßen mit dem „Rücken zur Wand“, hielt er mir etwas bunt Eingewickeltes hin. Ich hatte den ersten Streifen Kaugummi in der Hand, aber ohne zu wissen, was das ist, geschweige denn was man damit anfängt! Er beobachtete wohl mein ratloses Gesicht und machte eine eindeutige Geste mit dem Finger zum Mund. Brav wickelte ich das mir unbekannte Zeug aus dem Papier, schob es in meinen Mund und schluckte es – ohne eigentlich richtig darauf gekaut zu haben – hinunter. Erst dank einer „Nachhilfestunde“ durch einen anderen Ami lernte ich dann den „richtigen Umgang“ mit diesem für die Amerikaner typischen „Ausrüstungsstück“.

Eine Randbemerkung zu dieser ersten Phase der Besetzung durch die Amerikaner sei noch nachgeschoben:

Diese bestausgerüstete Armee verhielt sich äußerst „menschenchonend“! Sie ging kein Risiko ein und ließ sich möglichst nicht auf unsichere Unternehmungen ein. „Nur keine unnötigen Opfer!“, lautete offensichtlich ihre Parole.

Und dafür ist mir als Beispiel ein Vorfall in Erinnerung geblieben, der sich noch am Nachmittag des 3. April ereignet haben muß:

Plötzlich erschien am Himmel eine einsame deutsche Me 109! (Wer weiß, was der Flieger da noch wollte?)

Im „Handumdrehen“, in kürzester Zeit jedenfalls, waren plötzlich alle Amis irgendwie verschwunden. Eben noch hatten drei Reihen Fahrzeuge in der Bahnhofstraße gestanden, und auf einmal herrschte gähnende Leere! (Ich weiß, daß das so kaum stimmen kann, aber so haben wir es damals empfunden! Es war einfach verblüffend.)

Nur zwei auf Halbkettenfahrzeugen montierte Vierlingsflaks waren geblieben und holten mit kurzen Feuerstößen das Flugzeug vom Himmel. Es ging dann irgendwo im Feld zwischen Schwebda, Frieda und Aue zu Bruch. Der deutsche Pilot soll dabei umgekommen sein, wie man später erzählte.

Ob es sich nun um dasselbe Flugzeug handelte oder nicht, ist an dieser Stelle weniger wichtig, doch die „Story“, die Heinz Bührig dazu festgehalten hat, paßt sehr gut dazu. Er schreibt nämlich: „Inzwischen war leichte Flak aufgefahren, und diese schoß in der Zeit, in der wir packten, eine deutsche Me ab. Als wir dann auf der Tränenbrücke waren, kam ein amerikanischer Jeep angefahren und wollte über die Brücke zum großen Wehr, weil in Richtung Schwebda die Maschine abgestürzt war. Der Jeep mußte bei der Abfahrt rumgehoben werden, das ging aber alles nicht schnell genug, und der Beifahrer fummelte

ständig an seiner MPi (Maschinenpistole) und schrie: ‚Let’s go, let’s go!‘ Uns zitterten doch irgendwie die Knie!“ Ja, ja es waren schon ein paarganz besondere Tage damals!

Artillerie am Schindeleich

Wenn die Einnahme bzw. Besetzung von Eschwege so reibungslos und glatt verlief, dann sicherlich auf Grund der Tatsache, daß niemand „den Helden spielte“ und die Stadt nicht verteidigt wurde.

Bürgermeister Dr. Beuermann – später noch viele Jahre als Stadtkämmerer in städtischen Diensten – hatte Kontakt mit dem verantwortlichen Wehrmachtsoffizier aufgenommen, und dieser hatte zugesagt, sich mit seiner buntzusammengewürfelten Truppe kampfflos aus der Stadt zurückzuziehen. Kampf und Blutvergießen blieben uns auf diese Weise erspart. In ein Haus in der Reichensächserstraße hat ein amerikanischer Panzer – aus welchen



Abb. 9: So erlebten wir sie 1945. Angehörige der Besatzungsmacht: Skeptisch, aber durchaus freundlich!

Gründen auch immer – allerdings eine Granate abgefeuert, und das Dachgeschoß brannte aus.

Es gab aber auch noch weitere Ausnahmen!

Eine kleine Gruppe ehrgeiziger (unbelehrbarer?) Hitlerjungen zog sich bewaffnet in die Grebendorfer Berge zurück – darunter der Sohn eines früheren Kompaniechefs des IR 86 auf der Rinne – und versuchte, von dort aus „Widerstand“ zu leisten.

Die amerikanische Artillerie protzte auf freiem Feld ab, dort wo sich heute die Neubausiedlung „Am Schindeleich“ befindet und auf der „Torwiese“, vermutlich weil sie von dort freies Schußfeld in die Grebendorfer Berge hatte, wo der deutsche Widerstand vermutet wurde.

Das „Kulmbacher“ lag dicht neben dieser Schußbahn, und so hörten wir erstmal das gurgelnd-heulende Geräusch der durch die Luft orgelnden Granaten.

Damit noch nicht genug, richteten die Amerikaner in dem Erker auf dem Bodengeschoß über unserer Wohnung einen MG-Stand ein, von dem aus in regelmäßigen zeitlichen Abständen auf die Grebendorfer Höhen gefeuert wurde, und es bedarf wohl keiner großen Erläuterung, daß auch dies ein ganz „besonderes Gefühl“ war!

Man hatte uns übrigens in die vorderen, der Beschußseite abgelegenen Zimmer verbannt und die Türe, die aus unserem Flur zum Boden führte, einfach zugenagelt.

Das hatte vermutlich aber auch noch einen (aus der Sicht der Amerikaner jedenfalls) ganz praktischen Hintergrund gehabt, denn bei ihrer Flucht aus dem Haus an der Brücke hatten Schäfers einen kleineren Vorrat an Wein und Spirituosen mitgebracht, der zur Feier der in 1945 anstehenden Silbernen Hochzeit aufgespart und angesammelt worden war. Als wir zwei Tage später wieder auf den Boden durften, lagen jedenfalls nur noch leere Flaschen herum, und die wehrhaften Maschinengewehrschützen hatten keinen Tropfen mehr übrig gelassen.

Unter dem Beschuß der Amerikaner gin-

gen übrigens in der Nähe von „Kochsberg“ einige Häuser in Flammen auf und wurden erheblich zerstört.

„Chlorodont“ und Ausgangssperre

Nach der Brückensperrung und der teilweisen Zerstörung des Hauses unmittelbar an der ersten Werrabrücke hatten Schäfers bei uns in der Bahnhofstraße Unterschlupf gefunden. Die Angst der ersten Tage war ziemlich schnell gewichen, und in den Familien machte sich eine Art Neugier und gespannte Erwartung breit, wie es denn nun unter den „neuen Herren“ weitergehe!

Amerikanische Uniformen beherrschten das Stadtbild, und das tägliche Leben wurde durch allerlei Bekanntmachungen, Aufrufe, Hinweise oder Befehle reglementiert. Zweisprachig klebten sie meist an den Häuserwänden, denn Zeitungen gab es natürlich noch nicht.

Einen tiefen Einschnitt in das Privatleben bedeuteten anfangs die Ausgangssperren. Nur zweimal am Tag – je zwei Stunden am Vor- und Nachmittag – durften die Deutschen ihre Wohnungen verlassen.

In dem durch die Brückensperrung zerstörten Ladengeschäft Schäfers befanden sich im Schutt oder unter den geborstenen Warenschränken aber noch allerlei „Kostbarkeiten“: Zahnpasta, Kölnisch Wasser, Rasierklingen und andere Artikel, die in jenen Tagen allgemeiner Not geradezu unbezahlbar waren. Als Tauschartikel für den (buchstäblichen) Kampf um das „tägliche Brot“ mußten sie deshalb unbedingt aus den Trümmern des Ladens geborgen werden.

Also nutzten wir die Zeit zwischen den „Sperrstunden“, um möglichst viele der erhalten gebliebenen Waren in Sicherheit zu bringen. Mit einem Handwägelchen zogen wir also zweimal am Tag vom „Kulmbacher“ aus „am Wasser entlang“ zum Stad, denn noch immer war die Lage undurchsichtig, die Ordnung nicht ganz wiederhergestellt, und man vermied tunlichst, jemandem in die Arme zu laufen.

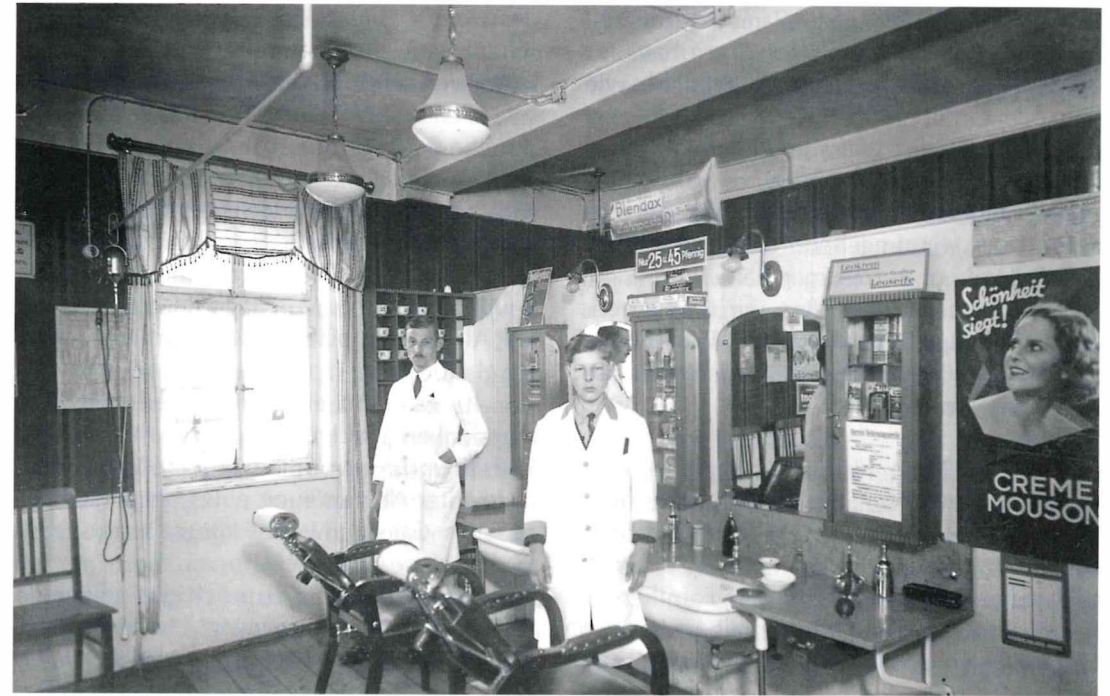


Abb. 8: Dieser Friseursalon wurde durch die Brückensperrung völlig zerstört.

Im Laden angekommen, durchwühlten wir hastig die hohen Schuttberge, und ich freute mich jedesmal, wenn ich etwas Brauchbares finden und bergen konnte.

Die Amerikaner an der Brücke – sie stellten dort wohl so etwas wie eine Wache, obwohl nicht klar war, was sie eigentlich „bewachen“ – kümmerten sich nicht um uns und stellten keine Fragen.

Bei irgendeiner solcher Fuhren hatten wir nun ein kleines Erlebnis, das ich bis heute nicht vergessen habe, geradezu bildlich vor mir sehe und das zeigt, daß es auch in schlimmen Zeiten immer wieder Szenen oder Vorgänge gibt, die zum Lachen reizen.

Gerade wollten wir wieder in den Laden schlüpfen und bogen um die Ecke des zerstörten Verkaufstresens, als sich uns ein „überwältigender“ Anblick bot: Wir schauten unvermittelt und ohne jede Vorwarnung direkt auf den riesigen kaffeebraunen Hintern eines amerika-

nischen Soldaten, der sich wohl von seiner Wache in den Laden begeben hatte, um hier in aller Ruhe seine Notdurft zu verrichten! Er war total verdattert und die Situation war ihm, dem „Sieger“, in höchstem Maße peinlich, er überspielte sie jedoch geschickt, raffte seine Hosen hoch, blickte im Laden um sich und sagte mit großer Geste der Hand zu meiner Tante: „Oh, Frau, alles kaputt!“ Wenn das keine Situationskomik war!

(Gelacht haben wir allerdings meiner Erinnerung nach erst hinterher und als wir in „Sicherheit“ waren!)

Ausquartiert!

„I will take the broom every morning and clean for you!“, übersetzte ich mit meinem Quintaenglisch im Namen meiner Mutter einem schneidigen „Ami“ mit einem auffälligen „Clark-Gable-Bärtchen“, der – wie wir später erfuhren – mexikanischer oder spani-

scher Abstammung war, „Pancho“ genannt wurde und offensichtlich das Sagen hatte. Er war wohl Sergeant und so etwas ähnliches wie Zug- oder Gruppenführer.

Die Situation war alles andere als angenehm: Kurz und bündig bekamen wir wenige Tage nach dem Einrücken der Amerikaner mitgeteilt, daß wir umgehend und in kürzester Zeit die Wohnung zu räumen hätten!

Ja, mitnehmen dürften wir etwas, aber nur das, was wir tragen könnten. Wieder hatte uns der Krieg bzw. die unmittelbaren Folgen davon eingeholt.

Wohin?

Meine Tante war inzwischen – Wohnung und Laden am Stad waren ja zerstört – bei entfernten Bekannten in einem kleinen Häuschen „Unter dem kleinen Wehr“ untergekommen. Jetzt zeigte sich, was Familien-solidarität ist und vor allem damals bedeutete! Ohne Zögern durften nun meine Mutter und wir zwei Kinder dort noch hinzuziehen und uns eines der ohnehin nur drei Zimmer teilen. Im dritten Raum wurde übrigens das Friseurgeschäft weiterbetrieben, denn von irgendetwas mußte man ja leben!

Dieser Zustand hat den ganzen Sommer 1945 angedauert, und als im August die Schule wieder anging, bin ich noch von dort aus zur Knabenbürgerschule bzw. zum Lyzeum gelaufen.

Doch zurück zum Anfangszitat: Es war von großem Vorteil, daß uns die Amis ins Haus bzw. in die Wohnung ließen – und wenn es nur zum Säubern war – denn auf diese Weise hatte man gewissermaßen den „Fuß in der Tür“ und bekam mit, was sich abspielte. Bei jedem Gang konnte man etwas mehr an Kleidung oder anderen lebenswichtigen Gegenständen mitnehmen, und die Soldaten ließen uns ungehindert gewahren und waren ausgesprochen freundlich.

Neben „Pancho“ lernte ich „Baby“ kennen, ein vielleicht 18- oder 19jähriges „Milchgesicht“, den alle veralberten und dem man sein Heimweh förmlich ansah. „Pete“ – er sah aus wie James Dean – war mir besonders lieb,

denn er mochte keine Schokolade und verschenkte sie deshalb großzügig, und ich bekam einen gehörigen Teil davon ab!

Schokolade aber gab es für die amerikanischen Soldaten in regelmäßiger (täglicher?) Zuteilung, und man konnte deshalb natürlich viel „abstauben“. (Übrigens ein Wort, das die deutsche Sprache damals noch nicht kannte.)

Und noch eine Frage stellt sich bei der Erwähnung dieser Vorgänge: Haben wir uns als „Almosenempfänger“ geschämt? Ich glaube nicht.

Es galt ganz einfach zu überleben. Kinder denken wohl überhaupt etwas weniger kritisch und von vornherein praktischer, oder? In leichter Abwandlung eines bekannten römischen Caesarenwortes könnte man sagen: „Schokolade stinkt nicht!“

Ich erinnere mich noch gut an meine Lieblingsmarke „Butterfinger“ – heute bekäme ich wohl keinen Bissen mehr davon runter, denn das Zeug klebte ähnlich wie Mars oder Snickers am Gaumen und war ekelhaft süß – aber damals war das eben alles ganz anders.

„Wrigley's“-Kaugummi gehörte nun schon fast zum „täglichen Bedarf“, und wir „Privilegierten“ mit „Ami-Kontakten“ hatten es in „rauen Mengen“ und konnten allerlei dafür eintauschen.

Unbekannte Genüsse wie Erdnußbutter oder Kartoffelchips seien nur am Rande erwähnt, und die in olivgrün gefärbtem Blech eingeschlossenen „C-Rations“ der Amis bargen manche leckere Überraschung. Hartschokolade, gesalzene Kekse, Milch- und Kaffee-pulver waren Lebensmittel, die wir längst nicht mehr gesehen oder gar noch nie gekannt hatten.

Fast zu einem begehrten „Handelsartikel“ entwickelte sich bald der Kaffeesatz der Amerikaner, der z.B. in der im „Kulmbacher“ untergebrachten Küche in großen Mengen anfiel. Sie gaben ihn auch bereitwillig ab, und mit nach Hause genommen und ein zweites Mal überbrüht, ergab er noch einen köstlichen und durchaus „starken“ Bohnenkaffee, den die Deutschen schon lange vermißt hatten.

Der Umgang mit der „Besatzungsmacht“ bildete auch ungemein, und einmal ganz abgesehen von der Tatsache, daß man nahezu täglich neue Vokabeln lernte (diese Erfahrung unterstützt die Auffassung moderner Lehrer, die der Ansicht sind, Vokabeln müßten nicht stur auswendig gelernt werden, sondern der Schüler eigne sie sich vielmehr spielerisch im Gebrauch der Sprache wie von selbst an!), waren auch sonst interessante Entdeckungen zu machen.

Die Amerikaner hatten in den ehemali-gen Wohn- und sonstigen Zimmern unserer Wohnung ihre bekannten Armeebetten aufgeschlagen, die aus einer an diagonalverstreuten Hölzern hängenden Segeltuchplane bestanden. Darauf lagen dicke khakifarbene Wolldecken, und darauf wiederum wurden die oben bereits erwähnten Tageszuteilungen gelegt.

Die Wolldecken waren übrigens auch beliebte Tauschobjekte, denn aus dem schönen weichen Wollstoff konnte man herrliche Wintermäntel und sogar Anzüge herstellen. Die wurden dann blau eingefärbt, wollte doch niemand zu erkennen geben, daß er in einer „Amidecke“ ging. Einem späteren Turn- und Stammtischbruder wurde das einmal zum Verhängnis, denn er geriet mit seinem Anzug in heftigen Regen und war nachher „blau“ (am Körper) während der Anzug wieder amibraun war!

Doch zurück zum Sommer 1945 und dem Umgang mit den Amis.

Eines schönen Tages – der prüfende Blick auf das Bett, was es denn heute gäbe, gehörte einfach schon zur Routine – entdeckte ich ein kleines durchsichtiges Tütchen, in dem sich ein ovaler Gegenstand abzeichnete. Ich hatte „so etwas“ noch nie gesehen und griff wie selbstverständlich danach. Pete oder Pancho oder beide kicherten, aber ließen mich gewähren. Bei dem „Ding“ handelte es sich um ein zur Zuteilung für die Truppe gehörendes Präservativ. Auf die unbefangene Frage des unwissenden versuchten die Soldaten unter verunsichertem Lachen eine Erklärung, die

ich leidlich verstand (oder nur zu verstehen glaubte?) – es war wohl nicht nur die englische Sprache! – denn der „Forscher“ war ja schließlich erst Elf!

„No-Fraternisation“ und „Re-Education“

Die Amerikaner waren natürlich mit einem „Programm“ nach Deutschland gekommen und einer riesigen Portion von vorgefaßten Meinungen. Aus der Ferne waren für sie zunächst alle Deutschen „Nazis“ gewesen, und in jedem sahen oder fürchteten sie auch noch nach der Besetzung des Landes einen gefährlichen „Wehrwolf“.

Also: Alle Deutschen sind Feinde und müssen als solche behandelt werden. „Butcherboy-Einstellung“ nannte man das wohl, d.h. die Kriegsverbrecher müssen „hin bis zum letzten Metzgerjungen“ verfolgt und bestraft werden, und jeglicher Umgang privater Natur ist mit ihnen unter allen Umständen zu vermeiden.

Vom ersten Tage an – behaupte ich jedenfalls aus meiner damaligen Erinnerung – hielten sich die Amerikaner nicht an diese Weisung. Über viele – freilich harmlose, ja kindlich naive – „Kontakte“ ist oben schon berichtet worden. Es gab deren viele, und die amerikanische Besatzungsmacht spielte sich gegenüber der „harmlosen Zivilbevölkerung“ selten oder nie als die „Siegerpartei“ auf, der absoluter Gehorsam zu erweisen sei. Früh wurde es möglich, ein individuelles Leben zu führen und – natürlich nur im Rahmen der vorgegebenen und selbstverständlich durch Rationalisierung (der Lebensmittel) und Reglementierung (der Lebensbedingungen) – seinen eigenen Weg in eine neue Gesellschafts- und Lebensform, und damit in eine völlig andere, von Angst und Terror freie Welt zu wählen. Natürlich war das im April 1945 längst noch nicht der Fall, vielleicht weder zu errahnen, noch abzusehen oder gar zu erhoffen.

Aber es kam dann schließlich so, und wir waren dabei, als diese Entwicklung begann.

Glenn Miller („In the Mood“), Benny Goodman („Don't be that way“) oder Louis Armstrong („Blueberry Hill“) waren – nicht immer zur Freude unserer Eltern – die „Fanfaren“ auf dem Weg in diese neue Zeit und Welt.

Für die Amerikaner, die in Eschwege blieben oder als Besatzungssoldaten neu hinzukamen, entfaltete sich bald ein pralles und angenehmes Etappenleben.

In vielen Lokalen der Innenstadt richteten sie ihre Offiziers- und Unteroffiziersclubs ein, und vom ehemaligen „Wiener Café“ bis zur „Stadt Eschwege“ gab es vorübergehend eine einzige „Amüsierzeile“ für unsere neuen Freunde in der Marktstraße, vormals „Straße der SA“!

„The Dew Drop Inn“ hieß eines der Lokale dort, und ich höre noch meine Englischlehrerin Ida Wirtz sagen: „Das mögen schöne Tautröpfchen sein, die dort fließen!“

Amerikaner hinten und vorne! Sie bestimmten das Bild in der Stadt, sie beherrschten unser Leben, von ihnen hing alles ab.

Natürlich „durften“ die Amis nicht uneingeschränkt. Sie waren Soldaten und hatten wie jede Armee der Welt ihre bindenden Vorschriften. Und wenn es in irgendeinem Winkel der Stadt etwas zu „kontaktfreudige“ junge Damen gab, die es mit der „Verschwisterung“ etwas zu wörtlich nahmen, kam auch bald das ominöse und durchaus abschreckende Schild „OFF LIMITS“ an die Tür.

Junge Frauen hatten anfangs schon ihre Probleme, wenn sie sich nach dem nazibraunen Einerlei, das sie nun glücklich hinter sich hatten, ihr Lippen schminkten, denn sie kamen damals deshalb leicht in den Ruf, sich mit der Besatzungsmacht besonders gut zu verstehen und ein sog. Amilibechen zu sein!

„1945“ und „was dann kam“

Waren wir nun „befreit“ und fühlten wir uns so? Diese Frage kann ich natürlich nur für mich ganz privat und aus der Perspektive eines damals Elfjährigen beantworten.

Des Schülers größte Sorge ist die Schule, wie sollte es anders sein?

Wir aber hatten zunächst keine! Weder Schule noch Sorgen.

Der Sommer 1945 war herrlich. Warm und sonnig und immerschulfrei!

Die Schule begann erst wieder im August 1945, und zwar in Form eines sog. „Schülerhortes“, einer Art „Gesamtschule“, in der „schulformübergreifend“ nur nach Jahrgängen unterrichtet wurde.

Auf diese Weise trafen wir unsere ehemaligen Mitschüler aus der „Volksschulzeit“ (so hieß das damals!) wieder, die ja dann etwas später auch unsere Mitkonfirmanden wurden.

In meiner Klasse unterrichtete uns wieder Frau Dr. Ida Wirtz in allen Fächern, wobei es wohl nur um die Elementarkenntnisse in Schreiben, Lesen und Rechnen ging. Wir hatten auch so etwas wie Kunsterziehung. Dr. Wirtz hatte sich beim ehemaligen Kollegen Metz einige Vorlagen geholt, komplizierte Gebilde aus Kreisen und Linien, die wir mit dem Zirkel konstruieren und anschließend farbig ausmalen mußten.

Die Lehrerauswahl war gering, denn es wurden natürlich nur „entnazifizierte“ bzw. „unverdächtige“ Lehrkräfte beschäftigt. Das Provisorium „Schülerhort“ ging jedoch schnell vorüber, und schon Ende 1945 begann wieder der „schulformbezogene“ Unterricht. Was hatte sich nun für uns geändert?

Die Lehrer waren freundlicher geworden (oder irre ich mich?), und es ging in der Schule nicht mehr so streng und „zackig“ zu.

Alles, was man in seiner (reichlich bemessenen) Freizeit anfang, tat man freiwillig und ohne jeden Zwang. Man mußte nicht mehr zu dem (vom Jungvolk angeordneten) Sport, sondern suchte sich seine entsprechende Betätigung selbst.

Wie gingen wir mit der „Besatzungsmacht“ um?

Ich möchte behaupten, daß wir (jüngeren) jedenfalls „voll“ auf der Seite der „Amis“ waren und sie in vielen Belangen nachahmen wollten. Gewiß lag das zunächst ganz vordergründig an den herrlichen Sachen, über die sie

verfügten: Kaugummi und Cola, aber auch bunte Zeitschriften und natürlich die „Comics“ mit Mickey Mouse, Red Rider oder Rip Corby („Vaterlandsverrat“?).

Jeans und alle anderen „Amiklamotten“ waren mehr als begehrt, aber nur ganz schwer zu beschaffen. Allergrößter Beliebtheit erfreuten sich bald die hohen Basketballschuhe aus Gummi und Segeltuch, und mehr als glücklich fühlte sich, wer irgendwie ein Paar ergattern konnte.

(Im Hinblick auf die derzeitige „Turnschuhgeneration“ und ihre Kleidungspraktiken könnte man getrost sagen: „Alles schon mal dagewesen“!)

Eine ganz wichtige Einrichtung wurde bald das „GYA“ (German Youth Activities), das als eine Art „Kontaktebene“ die Verbindungen zwischen den Amis und jungen Deutschen herstellen wollte. Fast mag es aus der Nachschau so erscheinen, als hätten hier die Amerikaner von den Nationalsozialisten das Prinzip übernommen, daß derjenige den Schlüssel für die Zukunft besitze, der über die Jugend verfüge! Das „GYA“ sorgte bald durch seine Einrichtungen, die in der FWS untergebracht waren, für einen regen deutsch-amerikanischen Austausch und Begegnungsverkehr, wenn uns damals auch nicht alles Angebotene gefallen hat. Eine Erörterung dieses Themas würde aber zu weit in die Nachkriegszeit und vom Jahr 1945 wegführen.

Unser (bescheidenes, aber durchaus brauchbares) Schulenglisch half zweifellos bei der Eingewöhnung in neue, „amerikanische“ Zeiten oder baute zumindest eine Brücke zu neuen Lebensformen und Verhaltensweisen, und wir machten (nicht zuletzt!) die glückliche Erfahrung, daß das, was wir in der Schule mühsam gelernt hatten, tatsächlich etwas taugte und in der Praxis des Lebens verwertbar war! Jedenfalls waren diejenigen, die Englisch sprachen eindeutig im Vorteil und kamen leichter an Kaugummi und Schokolade als andere. (Eine egoistische und höchst vordergründige Interpretation, ich weiß!) Die „Normalisierung“ des Lebens machte jeden-

falls allmählich (und schneller als man heute annehmen möchte) spürbare Fortschritte, wenn auch das „Ende der Nachkriegszeit“ eigentlich erst mit der Währungsreform vom März 1948 angesetzt wird oder werden kann. Doch die Geschichte jener Jahre zwischen 1945 und 1950 wäre wohl ein ganz anderes, neues – aber nicht minder aufregendes – Kapitel.

Die Gründung der Bundesrepublik Deutschland und deren schrittweise Erlangung der staatlichen Souveränität waren für uns bei weitem nicht so große Schritte oder einschneidende Ereignisse wie der Einmarsch der Amerikaner 1945 und der Untergang des sog. „Dritten Reiches“.

Ich weiß nicht, ob unsere Eltern und Großeltern das genauso empfunden haben, denke aber, daß auch bei ihnen die „Umstellung“ recht total war und sie als deren Folge den vergangenen Zeiten keine Träne mehr nachweinten...

Sie lernten – so meine ich jedenfalls – ganz rasch dazu oder um!

Selbstverständlich sorgten persönliche oder familiäre Besonderheiten für entsprechende Varianten, und irgendwie hatte jeder sein eigenes, ganz besonderes „Päckchen“ zu tragen.

Die Trauer um die Kriegstoten, um materielle Verluste infolge von Flucht und Vertreibung oder schlicht „um die Heimat“ hinterließen – je nach Mentalität – ganz besondere Wunden und Narben.

Für mich persönlich bestimmte viele Jahre der Umstand, daß sich mein Vater in russischer Kriegsgefangenschaft befand, das gesamte „Familienleben“ in den ersten Jahren nach 1945, was sich erst änderte und „normalisierte“, als er endlich kurz vor Weihnachten 1949 wieder nach Hause kam!

50 Jahre nach all diesen Ereignissen – z.T. harmlos, erträglich, ja humorig, z.T. aber auch sehr ernst, einschneidend und durchaus lebens- und existenzbedrohend – stellt sich heute die Frage: Haben wir (die damalige Kindergeneration) „Schaden genommen“ und hat

diese Zeit irgendwie in unserem heute sechzigjährigen Leben nachgewirkt? Ohne Zweifel.

Ich ärgere mich z.B. heute noch, wenn junge Menschen über das Essen meckern, ihr Brot wegwerfen oder ihren Eltern gegenüber in irgendeiner Weise undankbar sind!

Vielleicht sind das einige der Überreste jener Prägung, die unsere Generation um 1945 erhielt?

Fundmünzen aus dem Opferstock von Waldkappel

von Niklot Klüßendorf

Der Opferstock von 1642 in der evangelischen Pfarrkirche

Der Komplex von Münzen, welcher hier vorgestellt wird, wurde bereits vor Jahrzehnten entdeckt¹. Er stammt aus der Kirche zu Waldkappel im Werra-Meißner-Kreis, einem Bau, dessen Äußeres maßgeblich durch den Wiederaufbau nach dem großen Brand der Stadt vom 25. und 26. Oktober 1854 bestimmt ist. Der älteste Teil der heutigen Kirche, ihr Turm, wurde schon 1396 errichtet, rund 48 Jahre nach der ersten Erwähnung eines Pfarrers am Ort². Er überstand nicht nur das Feuer von 1854, sondern auch den Brand, der die Kirche im Dreißigjährigen Kriege (1618–1648), im Kroatenjahr 1637, schwer in Mitleidenschaft zog.

Wer die Kirche durch das im Nordwesten gelegene Turmportal betritt, sieht zur rechten Seite des Kirchenschiffs den markanten alten Opferstock (Abb. 1). Dieser hat schon vor längerer Zeit Fundmünzen geliefert. Im Sommer 1930 warf nämlich der Kirchengemeinde den Stock um. Aus dem Riß im Holz fielen bei dieser Gelegenheit 15 kleine Silbermünzen, welche damals gesichert und dem Heimatmuseum in Eschwege zur Aufbewahrung übergeben wurden, wo sie sich noch heute befinden. Ihre detaillierte Bearbeitung wurde im Frühjahr 1994 aufgenommen; bei dieser Gelegenheit waren Fundumstände und Fundbehältnis zu prüfen. Letzteres ist immerhin durch die Inschrift CR ANNO 1642 gut datiert.

Der Opferstock wurde am 21. April 1994 eingehend darauf untersucht³, ob nicht noch weitere Münzen in den Spalten steckten. Selbst der Einsatz eines starken Staubsaugers führte zu keinem Neufund (auch nicht in dem

zugleich untersuchten hellgrauen, freilich undatierten Kirchenkasten, der z. Zt. im hinteren Kirchenschiff aufgestellt ist). Heute steht auf dem Opferstock meist ein Messingteller, der zur Spende einlädt, denn der nach Ausweis der erhalten gebliebenen Halterungen früher angebrachte Beschlag über dem kleinen, fast quadratischen (ca. 12,5 x 13 cm) Spendenbehälter von 5 cm Tiefe fehlt dem Behältnis offenbar seit längerer Zeit. Zwei Löcher auf jeder Seite weisen noch auf einen weiteren früher vorhandenen Beschlag. Der 72 cm hohe Opferstock ist heute in dem durch die Arbeit des Zimmermanns in grobem Rautenmuster mit abgesetztem Reif verjüngten Mittelteil mit dunkelgrüner und rostroter Farbe gestrichen, der Reif ist ebenso wie die abgesetzte Zierleiste auf dem Fußteil schwarz gehalten, Buchstaben und Jahreszahl goldfarben. Oben hält den Opferstock ein eiserner Reif zusam-



Abb. 1

men, der offenbar zum Schutz vor weiterem Auseinanderklaffen des Holzes angebracht wurde. Im Bereich des Geldkästchens befindet sich, von vorn gesehen, aus der Mitte nach hinten linksaußen laufend, ein stärkerer, oben gut 1 cm breiter Riß, der bis tief nach unten in den Stock fortläuft (Abb. 2). Rechts spaltet sich der Block durch einen zweiten, etwas schmaleren Riß. Von den Rissen ausgehend, dürfte der Block keine größeren inneren Hohlräume aufweisen. Beide Risse würden ausreichen, um kleine Münzen darin verschwinden zu lassen, namentlich einseitig geprägte Pfennige und Heller der Frühneuzeit, die zum Teil nur 12–13 mm groß sind. Diese sehr dünnen Münzen wiegen etwa 0,1 bis 0,2 g und sind mithin so leicht, daß sie, wie es ein nassauischer Graf zu Anfang des 17. Jahrhunderts ausdrückte, der Wind von der Hand blasen konnte. Bei Aufnahme der Begleitumstände der Münzentdeckung vermerkte man zu den Münzen treffend, daß deren Stärke etwa zwei Schreibpapierblättern entsprach.

Die Initialen CR sind leider nicht aufzulösen. Der zur Zeit der Anfertigung des Stocks, von 1639 bis 1648, amtierende Pfarrer in Waldkappel hieß Johannes Becker. Man

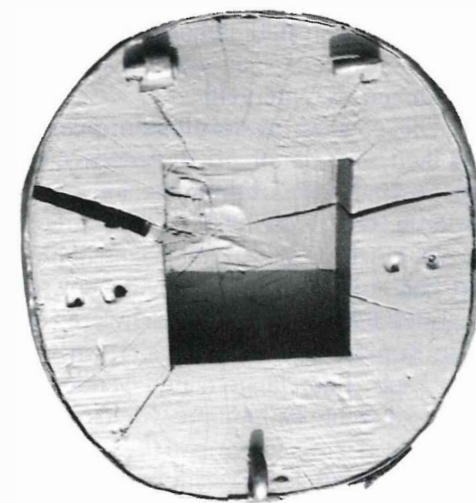


Abb. 2

würde allerdings eher den oder die Namen eines Stifters bzw. der örtlichen Kirchenkastenverwalter hinter den Initialen erwarten. Rechnungsschriftgut, das hierzu Aufschluß geben könnte, ist leider nicht erhalten. Der aus heutiger Sicht sehr dekorative Opferstock gehört zu den wenigen älteren Einrichtungsstücken der Kirche zu Waldkappel, die zeitlich vor dem eingangs erwähnten großen Brand liegen. Der eichene Opferstock mag aus dem Innenraum der Kirche gerettet worden sein, in den bei dem Brand viele Güter geflüchtet worden waren, meist vergebens, wie das Beispiel der Sakristei zeigt, in die das Feuer vordrang. Nach den lebhaften Augenzeugenberichten über den Brand⁴ in der Kirche müssen Zweifel offen bleiben. Es ist nicht vollkommen auszuschließen, daß der Stock womöglich früher einen anderen Standort hatte, etwa in einem der benachbarten Dörfer, die zur kirchlichen Gemeinde gehörten (Friemen, Rechtebach). Auch könnte er zuvor einer anderen Gemeinde in der näheren Umgebung gehört haben, aus der vielleicht zur Neueinrichtung der schon am 19. Januar 1857 wieder eingeweihten Kirche von Waldkappel Ausstattungshilfe geleistet wurde. Die auf dem Opferstock angebrachte Jahreszahl 1642 mag übrigens auch im Zusammenhang mit gezieltem Kollektieren für den Neuaufbau in den Jahren nach den Zerstörungen von 1637 stehen.

Die Münzen als Opfergeld

Die ehemals in den Rissen des Stocks verkeilten und derart überlieferten Münzen aus dem 15. bis 17. Jahrhundert sind zweifelsfrei Reste alten Opfergeldes, kleinste Sorten, sowohl von der Größe als auch vom Nominalwert her. Äußerlich größere Münzen, schon die ab 1723 geprägten, relativ schweren hessischen Kupferheller, konnten sich im Opferstock kaum über längere Zeit verklemmen, denn regelrechte Hohlräume waren nicht festzustellen.

Ob die Stücke in Waldkappel direkt von den Opfernden in den Stock geworfen oder erst nach der Kollekte über Büchse, Teller bzw.

Klingelbeutel eingelegt wurden, entzieht sich infolge fehlender Überlieferung unserer Kenntnis. Im Lande üblich war vielfach das Kollektieren mit *taffeln odir schosseln* durch den Kastenmeister an der Kirchtür, nachdem der Pfarrer im vorausgehenden Gottesdienst zu einer milden Gabe nach dem Gebot Gottes aufgerufen hatte. Die hessische Kastenordnung aus dem Frühjahr 1530 enthielt diese detaillierte und vielerorts noch in die Gegenwart wirkende Regelung⁵. Opferstöcke waren in ihrer Funktion dem „Kirchenkasten“ zugeordnet, einer regional unterschiedlichen Finanzierungsform evangelischer Gemeinden, in der vorreformatorische wie nachreformatorische Einnahmen aller Art konzentriert wurden⁶. Eine direkte Beziehung zwischen Einnahmen und Ausgaben des Opfers, das den Armen zu Almosen dienen sollte, tritt in vielen Kirchenrechnungen nicht hervor. Die Quellenlage für Waldkappel ist allerdings nicht günstig, da sich keine älteren Rechnungen erhalten haben.

Historische Opferstöcke, die das Schrifttum bei Beschreibungen von Kirchen, etwa in regionalen Verzeichnissen von Bau- und Kunstdenkmälern, oft vernachlässigt, sind in jüngerer Zeit wieder in den Blickwinkel der Forschung geraten. Da Opferstöcke bisweilen Münzfunde liefern, zogen sie das Interesse der Numismatik auf sich⁷, die derzeit intensiv mit dem Phänomen der sog. Kirchenfunde befaßt ist. Hierunter sind die zumeist aus Kirchenfußböden in großen Stückzahlen hervortretenden Massen von Streufunden zu verstehen, die gleichermaßen wie Reste von Opferstockinhalten auf das Opfer in der Kirche zurückzuführen sind⁸. In der Regel wurde einmal im Gottesdienst eine Geldspende gegeben, regelmäßige Opfer finden sich zudem bei Hochzeiten und Taufen, in manchen Gemeinden auch bei Beerdigungen. Spezialkollekten galten in älterer Zeit der Mithilfe beim Wiederaufbau abgebrannter Kirchen.

Bei der Auswertung des Opferstockfundes von Waldkappel sind einige allgemeine Erscheinungen zu beachten: Für das Kirchen-

opfer war es in evangelischen Kirchen gängige Praxis, im Gottesdienst eine einzige kleine Münze zu opfern, vielfach nur durch ein Mitglied der Familie. Zahlreiche Stichproben aus Kirchenrechnungen, namentlich für Ober- und Niederhessen, bestätigen diese allgemeine Erkenntnis, die auch auf mehreren systematischen Einzelfallstudien basiert. Die Ermittlung des üblichen Opfers erfolgt in der Regel dadurch, daß der zumeist in den Kirchenrechnungen ausgewiesene Jahresertrag des Opfers (etwa als *für die Armen* oder *aus dem Klingelbeutel* firmierend), in Beziehung zur Anzahl der Gottesdienste und der Gemeindeglieder gesetzt wird. So ist nachzuweisen, daß der Kollekteneingang gewöhnlich aus Nominalen kleiner und kleinster Wertstufen zusammengesetzt war. Die Auswahl der Münze durch den einzelnen Kirchenbesucher war also auf die unterste Nominalebene beschränkt. Es gab natürlich die Möglichkeit, Sorten zu verwenden, die auf dem Markt kaum verwendbar waren und sich dann auch in den Kirchen- oder Armenkästen ansammelten. Die einzelne Münze mochte bisweilen den Charakter des sprichwörtlichen „Hosenknopfes im Klingelbeutel“ erhalten. Vor der nicht nur in der Numismatik gängigen Meinung, nach der von den kleinsten Nominalen in Fundhorizonten aus dem Kirchenopfer auf den vermeintlichen „Geiz“ der Opfernden geschlossen wird, sollte man sich hüten. Spontane Spenden und deren Bemessung nach einem Gebetsanliegen, das vielleicht ein höheres Nominal rechtfertigte, gehören im übrigen eher in das katholische Brauchtum.

Die Fundbearbeitung

Mit falscher Zeitstellung („verborgen um 1450“), nicht korrekter Einordnung des Fundkontextes und provisorischer Inhaltsangabe („rheinische und hessische Silberpfennige“) wurden nach einer von Fachleuten in den fünfziger Jahren vorgenommenen Bereisung hessischer Museen Notizen über den Fund in den Zentralen Fundkatalog der Numismatischen Kommission der Länder in der Bundesrepublik

Deutschland⁹ sowie in die hessische Münzfundkartei¹⁰ aufgenommen. Hinzu traten einige wenige Erwähnungen im Schrifttum, hier, wie in den genannten Karteien, als „Schatz“ verzeichnet¹¹. Als Schatz im Sinne der numismatischen Fundpflege (drei und mehr gemeinschaftlich verborgene oder verlorene Stücke) ist der Fund nicht zu verstehen, denn die Stücke waren nicht zusammengetragen oder angespart worden, sondern sind im Laufe der Zeit eher zufällig in den Spalten des Holzes verschwunden. Es handelt sich bei den Fundmünzen daher um einen sog. „Sonderkomplex“. Dessen nachträgliche Bearbeitung und die quellenkritische Einordnung erfolgten im Frühjahr 1994, nachdem der Standort der Münzen ermittelt worden war und die Diskussion über Kirchenfunde das Wiederaufgreifen der Angelegenheit nahegelegt hatte. Immerhin sind die Fundumstände von 1930 einwandfrei festgehalten; für eine eventuelle Vertauschung von Stücken, eine Möglichkeit, an die bei einer so langen Zeitspanne nach Auffindung immer zu denken ist, ergaben sich nur sehr geringe Anhaltspunkte¹². Die Färbung der Stücke läßt auf durchweg gleiche langfristige Bedingungen der Lagerung schließen. Auch waren die provisorischen Bestimmungen der Münzen in den Akten des Museums, trotz mancher in Anbetracht des komplizierten Materials verzeihlicher Irrtümer, auf die vorliegenden Stücke zu beziehen.

Kleingeldprobleme im späten 17. Jahrhundert

Die Münzen entstammen mehrheitlich dem zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts umlaufenden Kleingeld, mit Ausnahme von Nr. 1, 2, 6 und 7 handelt es sich um Vertreter relativ schlechter Sorten. Das Fehlen jüngerer und schwererer Münzen wird durch die oben erläuterten technischen Gegebenheiten erklärlich. Das Vorhandensein zweier älterer Stücke (Nr. 1, 2) überrascht zunächst. Solch alte Pfennige waren, da sie aus einer Silberlegierung bestanden, durchaus noch 200 Jahre nach ihrer Prägung zu verwenden. Fand man

ein solches Stück, etwa als Bodenfund oder im Familienbesitz, konnte es tatsächlich in den Bargeldbestand wandern, wie in manchen Münzschätzen zu beobachten. In der Kirche war ein solches Stück problemlos zu opfern und ersparte Rückfragen, die auf dem Markt zwangsläufig gekommen wären. Parallelen geben andere Opferstöcke mit Fundmünzen von über 100 Jahren Alter¹³; ferner ist auf das im Rheinland verschiedentlich beobachtete Vorkommen römischer Fundmünzen in kirchlichen Kollekten zu verweisen.

Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts ist hinsichtlich der kleinen Wertstufen im Umlauf zu charakterisieren durch die fortschreitende Verschlechterung des Pfenniggeldes, auf dessen korrekte Prägung viele Münzstände nicht achteten. In die Versorgung des Verkehrs mit dem benötigten Kleingeld traten vermehrt Münzstände, die es mit den Qualitätsnormen im Reich und den für das Münzwesen zuständigen Kreisen nicht so genau nahmen. Minderwertige Pfennige mit relativ geringem Feingehalt entstanden schwerpunktartig im Westerwald und seinen weiteren Randgebieten, Pfennige mit einem Gewicht von etwa 0,1 bis 0,2 g, die einen nur dürftigen Feingehalt, um 125 bis 188 Tausendstel, aufwiesen. Viele dieser Pfennige wurden in den Münzstätten chemisch so behandelt, daß das Silber an die Oberfläche trat und den Stücken für kurze Zeit das Aussehen besserer Silberpfennige gab. Nach kurzem Gebrauch wurden die Pfennige dann rot, wenn sich dieser Silbersud abnutzte, ein Zustand, der für die meisten Pfennige des Waldkappeler Opferstockes zutrifft. Die allgemeinen Münzordnungen in der Landgrafschaft Hessen-Kassel richteten sich nicht speziell gegen solche Pfennige; eine Handhabe gegen sie bot sich nur aus den allgemeinen Verboten gegen jede *Rothe oder Kupferne Münze, sie mag geprägt seyn, wo sie immer wolle*¹⁴. Es sei allgemein vermerkt, daß die Zeit erst allmählich reif für Kupferpfennige bzw. -heller wurde, die es zuvor im wesentlichen nur in Westfalen gab. Erst das späte 17. Jahrhundert und das 18. Jahrhundert bringen

in der Prägung die allmähliche Abkehr von den silbernen Kleinstwerten und den Übergang zum Kupfer. Dieser Prozeß wird in Hessen-Kassel 1723 vollzogen: der niederhessische Heller, auf den rechnerisch eine Silbermenge von maximal 0,05 g Silber entfiel, erscheint von da ab als Kupfermünze. Ohne *Stärkung* durch die Beigabe von Kupfer war auch zuvor ein solches Nominal gar nicht praktikabel gewesen.

Die minderwertigen Pfennige aus den kleinen Münzstätten waren zur Zeit ihrer Prägung ein Handelsgut besonderer Art. Sie wurden in größeren Partien gehandelt und durch Geschäftemacher weitab von ihrer Herkunftsgegend abgesetzt, wo sie einen beträchtlichen Teil des Umlaufes bestritten und dann durch ihr häufiges Auftreten Schwierigkeiten verursachten. Die Münzstätten tarnten ihre Erzeugnisse oftmals durch zweideutige Münzbilder. Häufige Wappen, etwa Löwe oder Adler, wurden nämlich von zahlreichen Münzherren benutzt. Die Unterscheidung der Prägeherren bereitet daher oftmals Schwierigkeiten, wenn nicht zusätzliche Kriterien wie Buchstaben für Münzherrn oder Münzmeister bzw. Ziffern als Elemente der Datierung hinzutreten. Fehlschlüsse sind leicht, wenn Wappen auf anonymen Pfennigen als heraldisch korrekt bewertet werden. Auch häufiger Typwechsel war ein Mittel der Verschleierung der unterwertigen Produktion. Besonders zu verweisen ist in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf die lebhafteste Produktion der Grafen zu Solms, deren zahlreiche Pfennigtypen äußerst schwer zu datieren bzw. einem einzelnen Münzherrn zuzuschreiben sind. Das letzte Wort, wohin manche dieser Stücke (immerhin eine Gruppe von fast 100 Typen) gehören, ist für einen beträchtlichen Teil der betreffenden Pfennige und Heller¹⁵ noch nicht gesprochen. Etliche derartige Stücke fanden sich im Opferstock, der mit seinem Datum immerhin Anhaltspunkte für die Datierung liefert. Solch schlechtes Kleingeld wanderte in Partien über Händler, die oft in den Münzstätten direkt einkauften, über große Strecken, so nach Thürin-

gen, das über Waldkappel durch den Straßenzug der sog. „Langen Hessen“ zu erreichen war. Im Zielgebiet wurden die Münzen in den Umlauf geschleust. Ein Fundbestand aus einem alten Möbelstück in einer Kirchenruine aus Scharfenberg bei Thal, Kr. Eisenach, bietet interessante Parallelen¹⁶. Die Hauptmasse des Komplexes von 53 Exemplaren wird von zahlreichen Pfennigen der Solms-Gruppe gebildet, die 23 Ex. umfaßt. Ferner waren zwei Exemplare vertreten, die traditionell hierzu gerechnet werden¹⁷, mit guten Gründen aber zu Sayn-Wittgenstein bzw. Leiningen-Westerburg geordnet werden können. Eine Parallele zu Waldkappel zeigt sich auch in dem recht häufigen Mainzer Pfennig (hier: Nr. 6 und 7), ein Typ, der jüngsthin auch in der Eschweger Marktkirchengrabung vorkam (1991/92).

Da das geringhaltige Geld systematisch vertrieben wurde, konnten die Beamten oft aus Verhören gestellter Händler die Herkunft der Stücke erschließen. Entsprechende Zeugenaussagen halfen der Numismatik, die schwierigen Bestimmungsprobleme mit solchen Münzen einzugrenzen. Oft zeigt sich aber, daß man gar nicht wußte, mit welchen Sorten man es überhaupt zu tun hatte. So liefen um 1680 nach zeitgenössischen Berichten im Schmalkaldischen zahlreiche *Pfennige mit dem Adler* um, welche die dort tätigen hessischen Beamten für brandenburgisch hielten¹⁸. Diese Zuordnung läßt sich nicht direkt nachvollziehen, weder für die Kurmark noch für die fränkischen Markgrafschaften Brandenburg-Ansbach oder Brandenburg-Bayreuth. Die Vielzahl der Landesherrschaften und Städte mit einem Adler im Schild würde in solchen Fällen stets die Vorlage des Materials erfordern.

Prägeaktivitäten nachzuweisen, ist oft nur möglich, wenn die in Betracht kommenden Münzaktien sorgfältig durchgesehen werden. In jüngerer Zeit hat diese Arbeit für unsere Zeitstellung namentlich Konrad Schneider geleistet¹⁹, der die Territorien des heutigen mittelhessischen Raumes und den nördlich angrenzenden Westerwald für das 17. Jahr-

hundert vergleichend untersucht hat. Die Pfennige geben ihren Münzherrn kaum zu erkennen, waren also in dem oben beschriebenen Sinne der Tarnung ihrer Herkunft gewissermaßen anonym. Ein häufiger Bildwechsel in der Prägung wird zwar oftmals über archaische Nachweise wahrscheinlich, ist aber nicht immer mit dem vorliegenden Münzmaterial in Verbindung zu bringen.

Überraschungen aus der Münzstätte Cramberg

Manche Zuweisung wird erst durch Zufallsfunde möglich. Eines der schönsten Beispiele für eine über Generationen von Forschern laufende Fehlzuweisung, nicht zuletzt durch Überinterpretation des Wappens verursacht, liefert ein im Opferstock von Waldkappel tretender Pfennig aus Cramberg (Nr. 4). Dieser Pfennig war immerhin zwischen zwei europäischen Ländern strittig. Die Schweizer Numismatik beanspruchte das Stück für Adalbert von Funs, Abt von Disentis (1696–1716), die niederländische Numismatik für die Herrschaft Gronsveld vor den Toren von Limburg, meist für Johann I. von Bronckhorst (1508–1559)²⁰. Der Verfasser hatte bei früherer Gelegenheit Anlaß, die Vorschläge eingehend zu prüfen²¹ und sich aufgrund heraldischer Kriterien für Disentis entschieden, dessen Gepräge in der Regel im ersten Feld eines quadrierten Schildes ein Andreaskreuz führen. Eine eher zufällige Entdeckung bei der Durchsicht Frankfurter Münzmandate brachte eine unerwartete Lösung, die kaum mit den bis dahin im Vordergrund der Diskussion stehenden heraldischen Argumentationen in Einklang zu bringen war: Der Pfennig ist auf einem in zeitgenössischem Einblattdruck vorliegenden Münzmandat der Reichsstadt Frankfurt vom 3. September 1657²² abgebildet. Das Mandat datiert den Pfennig einwandfrei und gibt zudem eine ganz andere Herkunft zu erkennen. Nach Wiederholung älterer Maßregeln gegen andere Sorten gibt die Ordnung Aufschluß über unseren Pfennig, indem sie mitteilt, was in Frankfurt am Main darüber bekannt war:

Und dieweil auch vor wenig Jahren eine Gattung newer Pfennig unter dem Gräfflichen Schaumburgischen Gepräg / deren Abtruck hierunten zubefinden / heimlich eingeschleift und unter die Leuth gebracht worden / So wollen Wir selbige als gantz geringhaltig und ungültig hiemit verrufen / und zu nehmen und außzugeben allerdings inhibirt und verboten haben. Mit dieser Textpassage und besonders mit der sauber gestochenen Abbildung des Pfennigs in dem Münzmandat haben wir es mit einer Ausnahme, einem besonderen Glücksfall der Überlieferung, zu tun. Generell erforderte das Währungsgeschehen damals so viele Regelungen zu den Werten vom Groschen bis zum Gulden, daß sich die Landesherrschaften oft gar nicht so detailliert um das Pfenniggeld kümmerten. Die Frankfurter kannten die Pfennige also seit *wenig Jahren* und wußten, daß sie schaumburgischen Ursprungs waren, mithin aus der Münzstätte Cramberg.

Die relativ kurzlebige Münzstätte Cramberg war im 17. Jahrhundert für verschiedene Münzherren tätig und hatte so eine wechselvolle Geschichte. Cramberg liegt gegenüber von Holzappel auf dem südlichen Ufer der unteren Lahn, etwa 7 km Luftlinie südwestlich von Limburg. 1622 wurde dort eine Münzstätte durch Graf Christoph von Leiningen-Westerburg-Schaumburg (†1635) eingerichtet, aber bereits um 1628 wieder geschlossen. Auch zu dieser Zeit wurden in Cramberg minderwertige Pfennige gemünzt, namentlich auf Frankfurter Schlag. Unter Christophs Sohn Georg Wilhelm (1635–1695) wurde wieder am Ort geprägt. Entsprechende Quellen, die sämtlich auf Pfennige weisen, liegen vor für 1639, 1642 bis 1647; schließlich ist noch für 1655 und 1656 auf mehrere indirekte Nachrichten zu verweisen, die sich mit dem Wechsel von Pfennigen durch den örtlichen Münzmeister befassen²³. Georg Wilhelm war noch im Herbst 1656 mit Beschwerden wegen unregelmäßiger Zahlungen aus kurz zuvor abgewickelten Geschäften des Cramberger Münzmeisters befaßt. Schloß und Herrschaft

Schaumburg gelangten 1656 durch Kauf an Holzappel (meist als Nassau-Holzappel bezeichnet, so auf den Münzen der Zeit von 1676 bis 1684). Landesherr der winzigen Grafschaft war seit 1653 Fürst Adolf von Nassau aus der Dillenburg Linie dieses Hauses. Adolf hatte die Erbtochter Elisabeth Charlotte (†1648) geheiratet. Melander hatte das Ländchen 1643 gekauft, dessen Erhebung zur Grafschaft erreicht und für diese das Münzregal erlangt (14. Mai 1647). Schon im Jahre des Erwerbs von Schaumburg sind monetäre Aktivitäten Holzappels in Cramberg zu verzeichnen: Zunächst Vertragsverhandlungen mit mehreren Münzmeistern im Frühjahr, denen der Schlag von Albus und Pfennigen folgte, und zwar zwischen Ende 1656 bis 1658. Vom 6. Dezember 1656 bis zum 10. Oktober 1657 verließen rund 1,9 Millionen Pfennige die kleine Münzstätte. Weitere Prägeperioden sind um 1676 belegt, ferner zwischen 1683 und 1696, jetzt unter der Witwe Adolfs²⁴. Die rechtlich fragwürdige Pacht der Münzstätte endete mit der letzten Zahlung durch den Münzmeister, und damit erlosch die Tätigkeit (1699).

Die Zuordnung der Pfennigemissionen zur Münzstätte Cramberg, die im Jahre 1656 für Leiningen-Westerburg und für Holzappel tätig war, ist nicht abgeschlossen. So ist der konkrete Nachweis der auf Holzappel zurückgehenden *Schaumburger Heller mit dem Löwen*, die am 24. Dezember 1657 in einem Bericht des Frankfurter Wardeins Peter Bender erscheinen und die hinter der erwähnten hohen Prägezahl stehen dürften, noch nicht gelungen²⁵. In anderen Aktenstücken ist von *Löwenpfennigen* die Rede. Die Datierung des auch im Opferstock vertretenen Pfennigs mit dem Schild mit zwei Holzapfelzweigen unter einer Krone (Nr. 3) wird noch nicht einheitlich beurteilt²⁶.

In den weiten Zusammenhang unterwertiger Pfennigprägung gehören die meisten Stücke aus dem Opferstock, darunter zwei, die für Cramberg gesichert sind (Nr. 3 und 4).

Bei dem letztgenannten Typ handelt es sich um den ehemals für Disentis in Anspruch genommenen Pfennig. Das Waldkappeler Stück hat nicht die auf den sonst bekannten Exemplaren auftretende sog. spanische Schildform. Vielmehr ist der quadrierte Schild zu den Seiten eingebogen. Besonders hervorzuheben ist das erste Feld: es handelt sich nicht um ein Andreaskreuz. Der Schrägrechtsbalken desselben ist nämlich eindeutig ein Haken, vielleicht ein nach innen gekehrter Zainhaken, in Münzstätten ein Werkzeug zum Bewegen des Zains, des heißen Metallgusses.

Das Frankfurter Mandat handelt von einem *gräfflich schaumburgischen Gepräg*. Man kannte also den Ursprung dieser Pfennige und hatte im September 1657 bereits seit geraumer Zeit daran Anstoß genommen. Der Beleg wirft wegen des Besitzwechsels von Cramberg im vorausgegangenen Jahr ein Problem auf. Der genaue Münzherr geht aus der Passage nicht hervor; das Adjektiv *schaumburgisch* ist auf beide Grafen als Herren von Schaumburg beziehbar. Auch die Gepräge Holzappels werden in Frankfurt bei späterer Gelegenheit mit dieser Bezeichnung belegt. Es ist die Formulierung *vor wenig Jahren*, welche die Zuweisung des Pfennigs an Leiningen-Westerburg-Schaumburg wahrscheinlich macht, das ja bis 1656 noch in Cramberger Aktivitäten verwickelt war. Die drei Kugeln im zweiten und dritten Feld des Wappens mögen in Anbetracht der Winzigkeit des Gepräges als die in gleicher Anordnung (2:1) rangierenden Leiningener Adler (Silber in Blau) verstanden werden. Für drei gestaltete Adler wären die nur 6 mm² großen Felder auf dem Pfennig zu klein. Auf Erzeugnissen sogenannter Heckenmünzstätten mit ihrem latenten Tarnungsverhalten darf man freilich nicht durchgehend korrekte Wappenführung erwarten. Rein heraldische Argumentationen laufen daher, wie in der früheren Diskussion um Disentis und Gronsvelt, leicht fehl. Die drei Kugeln mögen, wenn eine Alternative genannt werden darf, als drei stilisierte Äpfel zu verstehen sein und so dem neuen Inhaber von Schaumburg

im Jahre 1656 zugehören. Einige Pfennige von Holzappel, darunter unsere Nr. 3, zeigen in einem Schild drei Kugeln zwischen Krone und Holzapfelzweigen. Diese Verbindung wäre zwar durch eben dieses Stück zu begründen, aber nach dem Gesamtzusammenhang anderer Pfennige dieses Schlages unwahrscheinlich. Denn die Kugeln erscheinen auf anderen Exemplaren nur als lose Reihe schlecht geschnittener Punkte, was gegen ihre heraldische Bedeutung spricht.

Minderwertige Pfennige aus dem Umfeld von Solms

Zu den Münzherren, die besonders konjunkturhaft schlechte Pfennige herstellen ließen, gehörte Graf Ludwig zu Solms-Hohensolms (1668–1707). Allerdings ist die Quellenlage für seine Prägungen dürftig; die meisten Zuweisungen für eine Gruppe von rund 100 Pfennigen und Hellern gehen auf Paul Joseph (1849–1923) zurück, der sie zwischen 1912 und 1921 beschrieben hat²⁷. Zeitweise war unter Ludwig, dessen beide Vorgänger nach neueren Forschungen ebenfalls Pfennige münzen ließen, der Münzunternehmer Paul Heuser tätig. Dessen Ermächtigung für den Schlag von Hellern und Pfennigen ist erhalten (1683 Juli 4)²⁸. Viele Pfennige aus dieser Gruppe zeigen ein H, das Joseph direkt auf den genannten Münzmeister zurückführte. In Hessen mochten gerade die leichten Löwenpfennige – mit und ohne H – Unkundigen als „hessische“ Heller untergeschoben werden²⁹. Eine solche Fehlbestimmung findet sich auch heute noch vereinzelt, wenn nur aus der eher dynastischen Kenntnis der Gepräge eines einzelnen Territoriums heraus argumentiert wird. Etliche Stücke enthalten auch starke Bezüge auf die Wappen der Grafschaften Sayn-Wittgenstein³⁰ und Leiningen³¹, denen sie hier – unter Vorbehalt – zugeordnet werden. Die Zweifel gegen die Zuordnungen Josephs sind nicht neu und lassen erwarten, daß so manche Stücke aus der großen Gruppe von Pfennigen nicht zu Solms-Hohensolms gehören. Definitive Zuweisungen bedürfen noch näherer Klärung vor dem Hin-

tergrund eingehender Aufarbeitung des Pfennigschlags aller in Betracht kommenden Territorien. Das vielfältig auf den fraglichen Pfennigen, fast auf der Hälfte dieser Gruppe, auftretende H dürfte nicht durchgehend als Initiale Paul Heusers zu bewerten sein. Dafür erscheint es bei vielen dieser Gepräge an zu prominenter Stelle³². Auch wenn die Pfennige im anschließenden Verzeichnis noch als solmisch aufgeführt werden, ist die unsichere Quellenbasis für die eingebürgerte Zuschreibung zu charakterisieren. H ließe sich im übrigen auch als Hohensolms verstehen oder könnte bei saynischen Geprägen als Homburg a. d. Brühl aufgelöst werden. Es sollte ferner zu bedenken sein, daß vielleicht die gesuchten Löwenpfennige von Holzappel in der großen Gruppe vermeintlich Solmser Pfennige verborgen sind. In der von Joseph vorgenommenen Ordnung stecken bereits einige Holzappeler Prägungen, denn ein „geflügelter Löwe“ ist, wie bereits aufgefallen ist³³, als Greif zu verstehen und mit guten Gründen zu Holzappel zu legen. Das so vieldeutige H mag also auch mit Holzappel in Verbindung stehen, dessen von Ende 1656 bis Mai 1658 tätiger Münzmeister zudem noch Martinus Hettinger hieß.

Das letzte Wort ist also für manche der Pfennige aus dem Opferstock noch nicht gesprochen. Die schwierige Zuordnung vieler Stücke resultiert aus den zumeist fehlenden Fundprovenienzen und entsprechend unsicherer Datierungsgrundlage und erinnert manchmal an die Probleme der Zuschreibung hochmittelalterlicher Brakteaten. Die anderthalb Jahrhunderte potentieller Prägung umspannenden Versuche der Deutung des Cramberger Pfennigs waren im übrigen nur aus isolierter Betrachtung des Gepräges möglich, der keine Fundprovenienzen zur Seite standen. Im Gegensatz zu vielen größeren Nominalen aus der Frühneuzeit liefern die Pfennige ihre Datierung nicht mit ihrem Gepräge. Der zeitliche Ansatz ist vielmehr in den meisten Fällen aus den wenigen gesicherten Daten von Umlauf und Fundvorkommen zu sondieren. Die ältere Fundpflege konzentrierte sich vielfach auf

Schatzfunde, weniger auf Grabungen und Sonderkomplexe mit dem damit verbundenen hohen quellenkritischen Aufwand. Für Waldkappel wurde hier der Datenrahmen erstellt: Es steht fest, daß die Münzen nicht früher als 1642 in den Opferstock gelangten. Sie können natürlich weitaus später eingeworfen worden sein.

Fundverzeichnis

Die Zuschreibung der Pfennige aus dem Opferstock von Waldkappel ist unter den skizzierten Bedingungen des Forschungsstandes nicht immer eindeutig. Daher wurde eine detaillierte Beschreibung vorgenommen. Dem mit numismatischen Arbeiten weniger Vertrauten wird so eine nähere Lesung der zu dem jeweiligen Text montierten Abbildungen ermöglicht. Darüber hinaus sollen die methodischen Schritte bei der Zuweisung verdeutlicht werden. Die Münzen sind nach ihrem Anspruch Silbermünzen, als solche sind noch Nr. 1–2 ansprechbar, alle anderen Stücke sind sehr niedrig legiert, im technischen Sinne also als Billon (= Silberlegierung unter 500 Tausendstel) anzusprechen. Eher kupfrig sind die Stücke Nr. 3, 8–15, zum Teil mit auffälligen Oberflächenbehandlungen zum Vortäuschen von Silber (stark bei Nr. 4, 14f.). Bei den meisten Stücken finden sich deutlich sichtbare Silberreste in den Winkeln der Buchstaben bzw. Wappen, wo sie auch die Abnutzung im Verkehr überstanden. Alle Pfennige sind, in unterschiedlicher Technik, einseitig geprägt. Die für viele Stücke dieser Art charakteristische Form des „Schüsselpfennigs“ mit seiner uhrglasartigen Wölbung erscheint stärker ausgeprägt nur bei Nr. 4, 11–15, etwas flacher bei Nr. 3, 5, 8; die anderen Stücke sind regelrecht verflacht (auch Nr. 6 und 7).

Soweit die Wappen beschrieben sind, ist „rechts“ und „links“ im heraldischen Sinne gebraucht. Alle Stücke sind im Maßstab 2:1 abgebildet, damit die Lesungen auch der schwach erkennbaren Stücke nachzuvollziehen sind. Alle Fotos vom Verf.

Landgrafschaft Hessen



1. Ludwig II. (1458–1471), Mzst. Kassel. Hohlpfennig. Drei Schilde (Hessen, Ziegenhain und Nidda) in Kleeblattstellung, dazwischen HES in der Folge S–E–H. Auf dem äußeren Rande Münzzeichen drei-blättriger Zweig [wichtig für die Datierung, da es auf Groschen Ludwigs vorkommt! Die Kleeblattstellung der Wappen kommt sonst auf Groschen hoher Währung Heinrichs III. vor]. Hoffmeister³⁴ 174; Fiorino³⁵ 271. ausgebrochen: 0,295 g



2. Ludwig II. (1458–1471) und Heinrich III. (1458–1483), unbest. Mzst. Pfennig fränkischer Art. Unter einer Schleife die Schilde von Hessen und Ziegenhain, darunter rundes T³⁶. Außen Perlkreis. Fiorino 305. 0,325 g

Grafschaft Holzappel



3. Fürst Adolf von Nassau (1653–1676), Mzst. Cramberg. Pfennig [ab 1656]: Schild, darin Krone über zwei nur andeutungsweise mit Früchten und Blättern verzierten Zweigen mit jeweils einem Holzapfel, dazwischen drei Kugeln [Holzapfel?], außen Strich- und Perlkreis (um 28 Perlen). Isenbeck 259; Hess, S. 365, 367; vgl. Klüßendorf, Klingelsack (Fd. Rohr³⁷), Nr. 51f. 0,145 g

Grafschaft Leiningen-Westerburg-(Schaumburg)



4. Georg Wilhelm (1637–1695), Mzst. Cramberg. Pfennig [um 1656]. Im Kreis von 16 Perlen quadrierter, an den Seiten eingebogener Schild (1: In Form eines Andreaskreuzes Werkzeug über Schräglinksbalken, 2/3: 3 Kugeln in 2:1, 4: Schrägsparen). Joseph³⁸: – Vgl. Klüßendorf, Münzfundbericht Nr. 5, Komplex Nr. 5 B 07f., Münzen Nr. C 119f. 0,13 g



5. Mzst. Westerburg [Pfennigschlag belegt seit Ende der siebziger Jahre]. Pfennig. Adler, den – ungekrönten – Kopf nach rechts gewendet, in Perlkreis. Vgl. Joseph, Solms, Nr. 388 [dort unter Solms-Hohensolms]; Joseph u. Fellner, S. 712, zu Nr. 281.
leicht beschnitten: 0,155 g

Kurmainz



6. Johann Philipp von Schönborn (1647–1683), Mzst. Mainz. Pfennig mit Münzmeisterzeichen des Matthias Fischer [1652–1683]. Im Perlkreis gespaltener Schild (Mainz / Schönborn), darüber • MF •.
Slg. Walther³⁹ 290. beschnitten: 0,11 g



7. Desgl. 0,155 g

Grafschaft Sayn-Wittgenstein



8. Münzherr und Linie unbestimmt. Pfennig: In unten zugespitztem, gespaltenem Schild, darüber H: rechts zwei Pfähle [Wittgenstein], links einschwänziger Löwe nach rechts [Sayn?]. Außen Perlkreis.
Zu Joseph, Solms, 371. Vgl. Müller-Jahnke/Volz 54.
kantig geschnittener Schrötling: 0,19 g



9. Ludwig (1668–1707), Mzst. Hohensolms⁴⁰. Pfennig: In gespaltenem, seitlich leicht eingebogenem Schilde einschwänziger Löwe nach links / Punktrossette, über dem Schilde H, außen etwa 24 Perlen.
Joseph 304. 0,155 g



10. Pfennig: In unten zugespitztem Schilde Löwe nach links, darüber breites H. Außen etwa 21 Perlen.
Joseph 338. 0,155 g

Unbestimmt



11. Pfennig: In ovalem Schilde – oben durchbrochen: H – einschwänziger Löwe nach links. Außen 24 Perlen.
Joseph 339A. 0,155 g



12. Pfennig: In spanischem Schilde Löwe nach links, darüber H, außen Kranz von 32 feinen Perlen.
Joseph 332. 0,17 g



13. Pfennig: In kreisrundem Schilde Löwe nach links, darum 23 Perlen.
Joseph 342. 0,155 g



14. Pfennig: In rundem Schilde zweigeschwänzter Löwe nach rechts, darum 22 Perlen.
Joseph 348. 0,15 g

15. Pfennig [1670–1720]: Im Perlkreis feiner Schild, darin zweigeschwänzter Löwe nach rechts. Rechts des Schildes: 5 liegend, eventuell seitliche Verzierung des Schildes. Überprägt mit zweitem Stempel in Stellung 10 Uhr, dabei über dem Schild: S. [Solms?, Sayn?], rechts außen am Schild des überprägenden Stempels: 7 und 0 übereinander angeordnet. Die 7 eventuell als verderbte 2 oder Z zu lesen. Die Anordnung der vier Ziffern der Jahreszahl um den Schild kommt kaum vor der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vor. Die Lese-richtung (von oben nach unten bzw. von rechts nach links) variiert in dieser Zeit. Versilberung der Oberfläche stark erkennbar: 0,195 g

Anmerkungen

- ¹ Für freundliche Hilfe am Ort ist Herrn Pfarrer Rolf Hocke, für Hilfe bei den Ermittlungen in Eschwege den Herren Dr. Karl Kollmann, Hans Koszka und Heinz Schlarbaum herzlich zu danken.
- ² Für dies und folgendes vgl. K. Kollmann / K. Leonhäuser, Die evangelische Kirche Waldkappel (Heimat, Kunst, Geschichte, H. 11), Kassel 1980.
- ³ Herrn Ulf Debelius, Marburg, ist für seine umsichtige Hilfe bei den Untersuchungen zu danken.
- ⁴ „Kurzer Bericht eines Augenzeugen über den Brand von Waldkappel in der Nacht vom 25.–26. Oct. 1854“, Kassel o. J., bes. S. 12; G. Landau, Geschichte und Beschreibung der Stadt Waldkappel in Kurhessen, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 7, 1858, S. 240–308, bes. S. 266f.

- ⁵ G. Franz (Hrsg.), Urkundliche Quellen zur hessischen Reformationsgeschichte 1527–1547 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck 11, Bd. 2), Marburg 1954, S. 105–108, Nr. 165, § 14f.
- ⁶ Demnächst siehe U. Stöhr, Die Verwendung des „Kleinen“ Kirchengutes in der Landgrafschaft Hessen im Zeitalter der Reformation, phil. Diss. Marburg 1994.
- ⁷ Grundsätzlich hierzu (mit Hinweisen auf weiteres Schrifttum) N. Klüßendorf, „Gelt, so in Klingelsack gefalt“. Das evangelische Kirchenopfer der Frühneuzeit im Lichte des Opferstocks von Rohr/Thüringen (Mitteldeutsche Forschungen 110), Weimar, Köln und Wien 1993.
- ⁸ Als Beispiel aus der Region siehe N. Klüßendorf / R. Baldus, Die Fundmünzen aus der Marktkirche zu Eschwege, Werra-Meißner-Kreis. Numismatische Ergebnisse der Ausgrabungen von 1991/92 (Archäologische Denkmäler in Hessen 113), Wiesbaden 1994.
- ⁹ Bis 1993 in Hamburg, seither im Münzkabinett der Staatlichen Museen zu Berlin. Preuß. Kulturbesitz.
- ¹⁰ Standort: Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde, Marburg.
- ¹¹ Notiz von J. Huschenbeth, in: Werraland 22, 1970, H. 1, S. 5; H. Schlarbaum, Münzfunde im Werra-Meißner-Kreis, Teil 2, in: Werraland 37, 1985, H. 2, S. 27–29, Nr. 7.
- ¹² Die Kollation der provisorischen Liste von 1930 ergab dort 2 Pfennige mit Adler, einer davon mit F (Frankfurt a. M., eventuell P: Joseph / E. Fellner, Die Münzen von Frankfurt am Main, Frankfurt 1896–1920, Nr. 277f., vgl. 2113), aber nur einen Mainzer Pfennig vom Typ Nr. 6f.
- ¹³ Vgl. Klüßendorf, Klingelsack, S. 12–27, 96–99.
- ¹⁴ Edikte vom 2. Jan. 1685, 11. Juli 1688, 1. Aug. 1689, 18. März 1691, in: Sammlung Fürstlich Hessischer Landes-Ordnungen, Bd. 3, Kassel 1777, S. 283, 328, 343, 352.
- ¹⁵ Begrifflich ist der Heller im süd- und mitteldeutschen Raum 1/2 Pfg. Gerade im Frankfurter Raum und in Mittelhessen verschwimmen die Begriffe oft und werden dann synonym gebraucht. Dieser Heller darf mit dem niederhessischen Heller, wie er in Waldkappel und im Raum Eschwege rechnungsüblich war, nicht verwechselt werden. Viele der minderwertigen Kleinstnominale lassen keine sichere äußere Unterscheidung zwischen Heller und Pfennig zu, eine Unsicherheit, die in zeitgenössischen Quellen immer wieder begegnet.
- ¹⁶ Bearbeitung durch Dr. Peter Ilisch, M. A., Westfälisches Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster.
- ¹⁷ P. Joseph, Die Münzen und Medaillen des fürstlichen und gräflichen Hauses Solms, Frankfurt a. M. 1912, Nachträge in: Frankfurter Münzzeitung 20, 1920, S. 297–300; ebd. 21, 1921, S. 313–316, 322–324, 325–331; hier: Nr. 373, 388.
- ¹⁸ Klüßendorf, Klingelsack, S. 47. Vgl. unsere Fd.-Nr. 5!
- ¹⁹ K. Schneider, Das Münzwesen in den Territorien des Westerwaldes, des Taunus und des Lahngelbietes und die Münzpolitik des Oberrheinischen Reichskreises im 17. Jahrhundert, Urbar 1977.
- ²⁰ N. Klüßendorf, Weder Disentis noch Gronsveld! Ein Schüsselpfennig der Mitte des 17. Jahrhunderts aus der Münzstätte Cramberg an der Lahn, in: Schweizer Münzblätter 44, 1994, S. 79–88 (mit allen Schrifttumsnachweisen und den entsprechenden Argumentationen, die an dieser Stelle schon aus Platzgründen nur zusammengefaßt werden können).
- ²¹ N. Klüßendorf, Münzfundbericht des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde, Marburg, Nr. 5: 1982 und 1983, in: Fundberichte aus Hessen 24, 1984 (1989), Vorab-Sonderdruck zum selbständigen Vertrieb, S. 13, 44f., 60.
- ²² Stadtarchiv Frankfurt a. M., Gedr. Ratsverordnung 1657 Sept. 3 (Edikte 3, Nr. 77); vgl. die voraufgegangene Ordnung 1657 Mai 19.
- ²³ Schneider, Oberrhein. Kreis, S. 121–128, 174f.
- ²⁴ Vgl. J. Isenbeck, Das nassauische Münzwesen, Wiesbaden 1879, Ndr. Münster 1970, S. 66–72; N. Hess, Holzapfel, in: Mitteilungen für Münzsammler 6, 1929, S. 351–353, 363–367; Schneider, Oberrhein. Kreis, S. 193–202.
- ²⁵ Isenbeck, S. 67.
- ²⁶ Isenbeck, Nr. 258–259.
- ²⁷ Joseph, Solms, S. 143–148, Nr. 303–395; Nachtrag, S. 322, Nr. 332 B–345 C.
- ²⁸ Joseph, Solms, S. 126f.
- ²⁹ Im Heimatmuseum Eschwege rangierten die Stücke ebenfalls als „hessisch“.
- ³⁰ W.-D. Müller-Jahncke / F.-E. Volz, Die Münzen und Medaillen der gräflichen Häuser Sayn, Frankfurt 1975.
- ³¹ Siehe unten Nr. 5.
- ³² Vgl. Schneider, S. 240. In dieser späten Zeit gibt

es aber auch Gegenbeispiele, etwa in unserem Fund Nr. 6f.

- ³³ Hess, S. 366, Anm. 11, zu Joseph, Solms 353f. Möglicherweise kommt auch Fd. Rohr, Nr. 143, für Holzapfel in Betracht, wenn das im oberen Bereich nicht mehr lesbare Wappentier sich nicht als Löwe oder Steinbock, sondern als Greif entpuppen sollte. Das A ließe sich auf Adolf beziehen, allerdings gibt es auch andere, zum Teil nicht geklärte Schüsselpfennige mit A und Löwen im Schild.
- ³⁴ J.C.C. Hoffmeister, Historisch-kritische Beschreibung aller bis jetzt bekannt gewordenen hessischen Münzen, Medaillen und Marken, 4 Bde., Kassel, Hannover und Paris 1857–1880.
- ³⁵ Sammlung des Herrn Alexander Fiorino in Kassel, I. Abt., Versteigerungskatalog Sally Rosenberg, Frankfurt a. M., vom 7. Mai 1917.
- ³⁶ Die an dieser Stelle unter den beiden Wappen stehenden, recht zahlreichen Buchstaben als Emissionszeichen konnten bisher nur in Einzelfällen befriedigend aufgelöst werden. Münzstätten und erhaltene Münzmeisternamen stehen in einem auffälligen Mißverhältnis zu der Vielzahl der Buchstaben. Die im älteren Schrifttum verwendete Version „Treysa“ kann daher nur unter Vorbehalt mitgeteilt werden.
- ³⁷ Dort versehentlich mit Isenbeck 260 zitiert. Es sei vermerkt, daß dieser Pfennig nach Isenbecks Beobachtung (Nr. 258) mit einer 7 existiert, welche die Minderzahl andeuten dürfte (also: 57, 67, 77, 87). Von daher wurde er dem Fürsten Adolf zugewiesen, zumal in der lebhaften Cramberger Prägeperiode zwischen 1683 und 1686 diese Ziffer nicht vorkommt. Hess teilt das Stück – unter Nichtberücksichtigung der Ziffer bei Isenbeck 258 (fehlt in dessen Tabelle) – erst Fürstin Elisabeth Charlotte (1676–1707) zu. Ihm folgt Schneider, Oberrhein. Reichskreis, S. 197, 308. Hinzuweisen ist ferner darauf, daß Hess 13, ein Pfennig nur mit Apfelzweig, nicht identisch ist mit Isenbeck 258f.!
- ³⁸ P. Joseph, Die Münzen des gräflichen und fürstlichen Hauses Leiningen, Wien 1884, Ndr. Bielefeld 1974.
- ³⁹ Sammlung Dr. Rudolph Walther, Mainz, Mittelrhein I: Mainz, Versteigerungskatalog Nr. 275 Dr. Busso Peus Nachf., Frankfurt a. M., 23.–25. März 1971.
- ⁴⁰ Die Pfennigprägung mag zum Teil im Dorf Altenkirchen bei Hohensolms stattgefunden haben.

Eschwege-Souvenirs aus der Jahrhundertwende

von Gerhard Seib

Porzellane oder Glasobjekte mit gemalten, geschnittenen oder geätzten Ortsansichten, die sich in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts großer Beliebtheit erfreuten, sind für Eschwegenicht bekannt.

Bemalte Ansichtentassen aus dem Biedermeier gibt es von Kassel, Hann. Münden, Bad Sooden-Allendorf, Mühlhausen, Eisenach und sogar Herleshausen – um nur einige Orte aus der näheren Umgebung zu nennen.

Vielfach sind es nicht gemarkte Porzellanartikel aus Thüringischen Manufakturen, vor allem Tassen und Vasen, die Gesamt- oder Detailansichten jener Orte tragen und vornehmlich in Thüringer Porzellanmanufakturen gefertigt wurden. Geschnittene oder geätzte Souvenirgläser sind gegenüber den Porzellanen mit Ansichten von niederhessischen oder westthüringischen Orten ausgesprochen selten, sie sind vor allem aus Badeorten oder wichtigen Stätten des frühen Tourismus (z.B. Rheinland oder Harz) zu finden.

Offensichtlich hat es zur Zeit des Biedermeier noch keinen Markt für Eschwege-Souvenirs gegeben, so daß auch derartige Artikel aus dieser Zeit nicht bekannt sind. Wie anders ist demgegenüber etwa die Situation im benachbarten Mühlhausen, das aus dieser Zeit eine ganze Anzahl Vedutenporzellane aufzuweisen hat!¹

Aber auch Souvenirartikel aus anderen Materialien, wie Zinnbecher mit Darstellungen von Ortsansichten und besonderen Sehenswürdigkeiten in Relief (Reliefzinn), die sich ab dem späten 19. Jahrhundert ziemlicher Beliebtheit in Orten, die etwas auf sich hielten, erfreuen konnten, fehlen für Eschwege ebenso wie Leporellos mit Ansichten von



Abb. 1 und 2



Eschwege und Umgebung in Fotolithographie, wie solche etwa aus dem benachbarten Badeort Sooden-Allendorf aus dem Ende des 19. Jahrhunderts und der Zeit um 1900 vorhanden sind.

In Eschwege scheint das Auftreten der ersten Souvenirartikel mit dem Einsetzen des Tourismus dort und in das Werratal um die Jahrhundertwende zusammenzuhängen. Es handelt sich überwiegend um verschiedenartige Porzellane mit im sogenannten Umdruckverfahren hergestellten Ansichten, die nachträglich noch handkoloriert das fertige Porzellanobjekt schmückten.

Hier sollen als Beispiele für jene Souvenirartikel, denen nur selten ein Gebrauchszweck zukam und die vielmehr als Vertikoder Vitrinenzierrat dienten, insgesamt fünf vorgestellt werden. Vier davon sind aus nicht gemarktem Porzellan, eines aus Glas.

Leider ist ihre Herkunft in keinem Fall festzulegen, da sie nicht gemarkt sind. Es sind durchweg Objekte einer bereits in großen Serien gefertigten Produktgruppe, die nicht ortstypische Souvenirartikel verkörpern, sondern mit unterschiedlichen Ortsansichten auftreten; nur jene wurden jeweils individuell – wohl im Auftrag des örtlichen Porzellan- bzw. Souvenirhandels – ausgewählt.

Bei den Ansichten mit Eschwege-Motiven fällt auf, daß es sich um ausgesprochen bekannte Blickpunkte von markanten Gebäuden (Schloß, Werra-Brücke) oder Gesamtansichten handelt, die vor allem von Ansichtspostkarten her geläufig sind, und – wie im Einzelfall noch nachzuweisen sein wird – wohl auch den Fertignern der Umdruckansichten zur Vorlage gedient haben dürften.

Hier nun eine kurze Vorstellung der fünf Objekte:

1 Tasse mit (passender) Untertasse (H. 5,5 cm, Ø oben 8 cm; Ø Untertasse 14,3 cm; Abb. 1), niedrige, zylindrische Form, eingezogener Standring, rechtwinklig ange-setzter, viertelkreissegmentförmiger Henkel. Unterschale mit leicht gewölbter Fah-

ne. Dekor an Tassenwandung und auf Unterschale: schwarze Randlinien, darunter je vier Blumenarrangements aus Rosen und Vergißmeinnicht auf einem dunklen Fond, darunter kleine Girlanden, gleichfalls aus jenen Blumen gebildet und seitlich an konsolenartigen Gebilden hängend.

Zwischen zwei dergestaltigen Schmuckmotiven, vis-à-vis dem Tassenhenkel, zeigt sich eine etwa ein Rund ausmachende Ansicht, überschrieben „Eschwege – Partie a. d. Werra“. Dargestellt wird die Werra, belebt durch einen am südlichen Ufer festgemachten Kahn, im Hintergrund erscheint die städtebauliche Situation mit dem Wehr, bzw. einer Baumgruppe nach Norden beginnend, dahinter die Haarlache mit mehreren Gebäuden, dicht an der Werra das 1906 errichtete Turbinenhaus mit dem palazzoartigen, etwa gleichzeitig erbauten Wohngebäude an der Ecke zwischen der Brückenstraße und dem Fluß; die Werra-zeile wird dann von zwei kleineren und einem großen Gebäude fortgesetzt.

Die Umdruckansicht ist in schwarzen Umrisslinien recht flüchtig wiedergegeben; nachträglich wurde sie leicht koloriert, wobei Wasser und Himmel in blau, das Werra-ufer braun, die Häuserfassaden grau oder bräunlich und die Dächer rot erscheinen.

Für die Wiedergabe der Situation ist eine Ansichtspostkarte als Vorlage zu denken, die die gleiche Beschriftung trägt und im vorliegenden Fall am 7. VIII. 1922 gelaufen ist (Abb. 2). Die Tasse wäre sonst wegen ihres Typs, der topographischen Situation und des Blumendekors um 1910 entstanden zu denken. Aufgrund des Vorlagenbeleges ist sie erst um 1920/22 gefertigt worden.

2 Konischer Milchglasbecher (Höhe: 11 cm, unterer Ø: 4,7 cm; oberer Ø: 6,7 cm; Abb. 3).

Die Hälfte der Becherwandung nimmt eine wiederum runde Ansicht ein, bestehend aus einer Umdruckzeichnung, die nach-



Abb. 3

träglich mit der Hand koloriert wurde. Über der Ansicht zeigt sich die Bezeichnung „Andenken an Eschwege“ und (in kleinerer Schrifttype) darunter „Werra – Partie a. d. Brücke“. Es handelt sich um einen Bildausschnitt der Andenkentasse, wobei nur die nördliche Werrauferbebauung beginnend mit dem 1. Haus seitlich des Wehrs, der Werrabrücke in der Mitte und abschließend mit dem hohen Lagerhaus sowie dem südlich angefügten kleineren Wohnhaus erscheint. Die Wiedergabe ist wesentlich detailreicher und getreuer als auf der Tasse.

Die Darstellung der örtlichen Situation setzt gleichfalls wohl die Verwendung einer zeitgenössischen Postkartenansicht voraus, wobei bisher kein überzeugendes

Postkartenvorbild aufgefunden werden konnte. Der Souvenirbecher dürfte vielleicht bereits um 1910 entstanden sein.

- 3 Ovale Porzellanschälchen mit steiler, durchbrochener Wandung und seitlicher Durchbrechung für zwei Griffe. (Höhe: 4 cm; oberer Ø 16,5 cm; Abb. 4).

Auf einem ovalen Standring sitzt das ovale Porzellanschälchen mit steiler, durchbrochener Wandung und seitlicher Durchbrechung für zwei Griffe. Der Abschluß ist leicht gewellt. Die gitterartig durchbrochene Wandung zeigt innen vor hellem Grund eine Aufteilung mit Goldlinien, die seitlichen Teile mit den Grifföffnungen sind türkisfarben abgesetzt und zeigen einen leicht reliefierten Grund. Den Fond nimmt eine kolorierte Gesamtansicht von Eschwege von Osten mit der Werra im Vordergrund ein. Links führt in den Vordergrund ein parallel zur Werra verlaufender Weg, der von einem in der Richtung auf die Stadt gehenden Paar – die Dame mit Sonnenschirm – belebt wird. Die Stadtsilhouette wird durch den Turm der Altstädter Kirche, den Nikolai-kirchturm, den Turm des Gefängnisses auf dem Schulberg sowie den „Schwarzen Turm“ bestimmt. Alles ist sehr cursorisch dargestellt; im weiten Himmel zeigt sich die Beschriftung „Gruß aus Eschwege a./d. W.“. Als Vorlage für die Stadtansicht kommt auch in diesem Fall eine Postkartenansicht in Frage. Es läßt sich eine von Oscar Tellgmann spätestens 1902 gefertigte Postkarte als direktes Vorbild nachweisen, die nur hinsichtlich der auf dem Weg im Vordergrund spazierengehenden Personen – bei Tellgmann ist es nur eine – differiert (Abb. 5).

Es gibt bildmotivgleiche Postkartenvarianten, die dem Verfasser vorliegen und die alle auf dieser einen Fotografie basieren; diese sind zwischen 1902 und 1906 gelaufen. Außen ist das Schälchen ungefaßt geblieben; der Scherben ist ziemlich roh. Die Entstehungszeit des Schälchens liegt wohl um 1905.

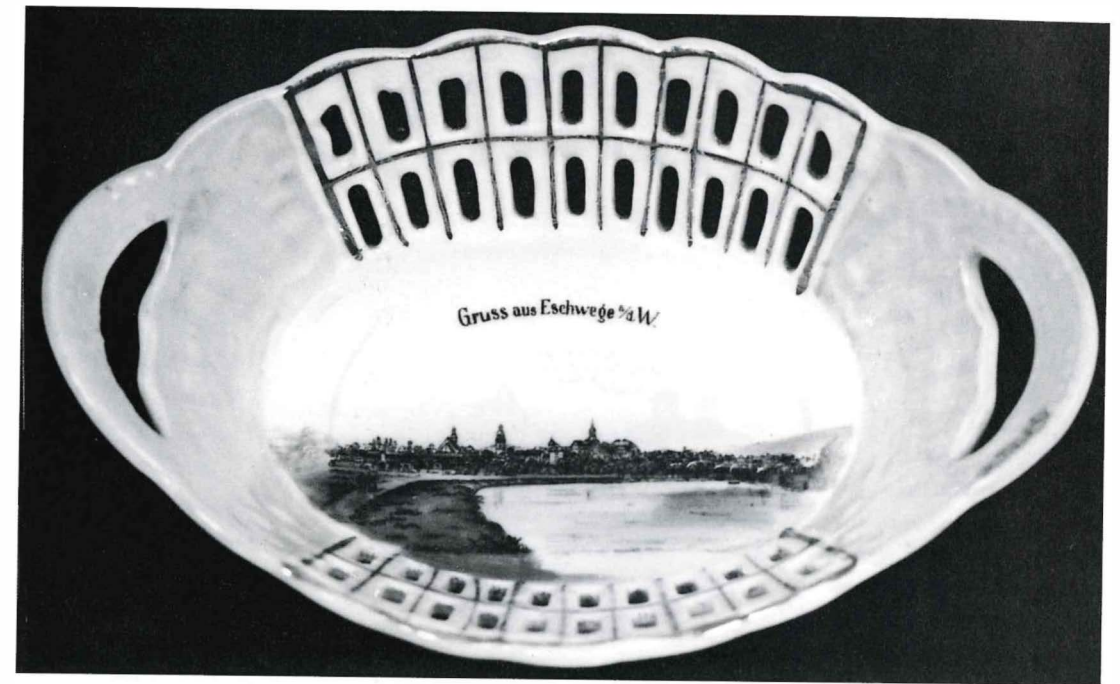


Abb. 4 und 5





Abb. 6

4 Schmuckteller (Ø: 19 cm; Abb. 6)

Auf einem Standring sitzt der mit einer Ansicht geschmückte Spiegel, die Fahne mit leicht onduiertem Rand ist reich mit schlitzartigen sowie außen kleineren Öffnungen durchbrochen, die Stege zwischen den Durchbrechungen sind mit Perlstäben geziert. Der Rand wird durch eine Goldlinie betont. Das gleichfalls von einer Goldlinie umschlossene Bild auf dem Spiegel gibt das Schloß von seiner der Stadt zugewandten Hauptschaufront wieder.

Die Kunsthut mit Dietemann ist noch nicht im Dachreiter des Pavillonbaus zu sehen; sie ist erst 1927 entstanden.

Der Hersteller des um 1910 zu datierenden Ziertellers ist nicht bekannt. Im Himmelbereich zeigt sich die Beschriftung „ESCHWEGE . Schloss“. Das Handkolorit ist sehr flüchtig aufgetragen, zum Teil verwischt.

Als Postkartenvorlagen kommen mehrere Motivkarten infrage, zumal es sich um ein sehr geläufiges Bildmotiv handelt.

5 Achteckiger Teller (13,4 : 13,4 cm; Abb. 7)

Über rundem Standring sitzt ein leicht gewölbter, kantiger Schmuckteller, der aus einem Quadrat mit „umgeklappten“ Ecken besteht. Tatsächlich hat man aufgrund der Form und des Dekors den Eindruck, als bestehe der Teller aus einer Serviette mit umgeschlagenen Ecken; jedenfalls wird die Tellerfahne von einer durch Goldlinien eingefassten Rosen- bzw. Margaritenbordüre abgeschlossen, die an den Ecken umgeknickt und somit überdeckt ist. Fahne und Fond gehen unmittelbar ineinander über. Den Spiegel nimmt eine runde Umdruckansicht des Eschweger Schlosses von Südwest ein; im Himmel findet sich die Be-



Abb. 7 und 8



schriftung „Gruss aus Eschwege – Schloss“. Für die Entstehungszeit des Zierschälchens ist neben dem Typ, den jenes repräsentiert und der Zierborte vor allem die bauliche Situation des Schlosses in der wiedergegebenen Form maßgebend. Hinzuweisen ist auf den rückwärtigen Anbau, den der Westflügel Richtung Park besitzt. Ferner ist auf den im Zwickel zwischen West- und Südflügel befindlichen Bau, der 1899 in angepaßten Formen der Neorenaissance errichtet und bereits 1936 wieder abgebrochen wurde, hinzuweisen, außerdem auf den noch nicht umgebauten Südflügel, dessen verputzter Außenfassade ein Weinspalier vorgesetzt ist. Im unteren Bereich der Südfassade des Eckpavillons zeigt sich ein kleiner, eingeschossiger Anbau. Der Westflügel zeigt zum Park einen verglasten Anbau, der auch nur wenige Jahre bestanden hat. Die gleiche Perspektive sowie bauliche Situation – bis in alle Einzelheiten – gibt eine Ansichtskarte vom Verlag Zedler & Vogel, Kunstanstalt Darmstadt wieder, die von ihrem Typ her bis 1905 entstanden sein muß, im vorliegenden Fall aber erst 1912 gelaufen ist (Abb. 8). Lediglich die Personenstaffage im Vordergrund wurde auf dem Teller weggelassen. Selbst ein Laternenmast mit Laterne, der auf der Postkarte zu sehen ist, erscheint in gleicher Perspektive auf dem Souvenir. Die Rosenborte als Dekor findet sich bald nach der Jahrhundertwende häufig an Porzellangeschirr; das Schälchen dürfte wohl um 1910 entstanden sein.

„...ein sehr wohlfeiles Orgelwerk erhalten zu haben...“

**Zum 150. Todestag
des Eschweger Orgelbauers
Eobanus Friedrich Krebaum**

von York-Egbert König und Karl Kollmann

Im Jahr 1995 gilt es – neben zahlreichen anderen Anlässen – auch eines Mannes zu gedenken, der in unserer Heimat seine Spuren hinterlassen hat und der vor 150 Jahren starb: der Orgelbauer Eobanus Friedrich Krebaum.

Er entstammte einer Familie, die um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Eschwege Fuß gefaßt hatte. Johann Henrich Krebaum, Hofgärtner bei Landgraf Christian, heiratete am 8.7.1759 Anna Maria, Tochter des Försters Lorenz Reyer, der damals im Haus am Stad 44 (dem heutigen sogen. Raiffeisenhaus) die Gastwirtschaft „Zur Goldenen Krone“ betrieb. Der Sohn Johann Friedrich Krebaum (26.10.1759 – 28.5.1801) ist ab 1783 als Gastwirt und Billardeur hier nachzuweisen; am 18.4.1784 ehelichte er Ottilia Döhle, Tochter des Stadtvormunds Johann Bernd Döhle. Nach seinem Tod führte die Witwe die Wirtschaft bis 1817 weiter.

Der älteste der beiden Söhne Johann Friedrich Krebaums war Johann Bernhard (geb. 9.7.1784). Er heiratete vor 1812 Friederike Siebert und hatte mit dieser in 20 Ehejahren 12 Kinder. Nach dem Verkauf des Hauses am Stad an Jakob Christoph Heinemann (den „Lützower Jäger“) im Jahre 1818 wechselte Johann Bernhard Krebaum in einen Gasthausneubau vor dem neuen Tor, wobei er den Namen „Goldene Krone“ mitnahm. Das Gebäude stand an der Stelle des 1882 erbauten Postamtes.

Der jüngere Sohn des Gastwirts Johann Friedrich war Eobanus Friedrich Krebaum, geboren am 14.2.1786. Er heiratete am 5.5.1811

„in der Stille“ Marie Lieberknecht (30.5.1790 – 24.11.1855), denn das erste der insgesamt 11 Kinder dieser Ehe war schon unterwegs. Nur zwei aus dieser Kinderschar sind früh verstorben, fünf heirateten in Eschwege, die Spur der anderen vier verliert sich, wie auch die der zahlreichen Kinder seines Bruders Johann Bernhard.

Eobanus Friedrich Krebaum ist ab 1815 Besitzer des Hauses No.751 (später No.19, heute Schloßplatz 6) „vor dem Schlosse“. Vorbesitzer war der „Conservateur Ungewitter“¹. Der Besitz war mit 110 Steuergulden recht hoch veranschlagt; 1835 erhöhte sich der Anschlag durch Erbauung eines Hinterhauses sogar noch auf 130 Steuergulden. Vielleicht hat Krebaum in diesem Hinterhaus Teile seiner Orgelbauwerkstatt eingerichtet. Schon kurz nach seinem Tod, am 15.7.1845, erwarb der Wollentuchmachermeister Magnus Moses Kahn die Liegenschaft und errichtete wohl bald danach das noch heute vorhandene Gebäude².

Eine Würdigung der Werke Krebaums ist bereits 1974 in der Festschrift „1000 Jahre Eschwege“ (Sonderheft der Hessischen Heimat) erschienen und soll daher hier nicht wiederholt werden. Die meisten der für Dorfkirchen geschaffenen Orgeln sind im Stil der Zeit als klassizistisch zu bezeichnen. Eine auffällige Ausnahme bildet die im neugotischen Stil errichtete Orgel in der Neustädter Kirche in Eschwege, einem Bauwerk der Gotik.

An diesem Eschweger Beispiel soll etwas näher auf die Arbeit Krebaums eingegangen werden.³ Bei der Orgel in der Neustädter Kirche war zunächst die Frage zu klären, ob eine Renovierung der alten Orgel oder ein Neubau kostengünstiger sei. Krebaum stellte hierzu am 11.8.1834 fest:

„Da aber nun, und wenn die Reparatur der alten Orgel aufs beste ausgeführt würde, es doch immer ein altes unvollkommenes, der jetzigen Zeit nicht angemessenes Werk bleibt, so erlaube ich mir hier einen Plan zu einer neuen geschmackvollen Orgel unter billigen



Abb. 1: Orgel der Neustädter Kirche in Eschwege, 1837–1839 von Eobanus Friedrich Krebaum erbaut.

Anmerkungen

¹ Gerhard Seib, Mühlhäuser Ansichtentassen. In: Mühlhäuser Beiträge, Heft 15, Mühlhausen 1992, S. 107–112.

² S. Abb. in: Gerhard Seib, Grüße aus dem Werra-land – Bildpostkarten aus dem Altkreis Eschwege 1890–1920, Eschwege 1984, S. 33.

Bedingungen zu überreichen, und verspreche zugleich bey dessen Ausführung allen Kunstfleiß zu beweisen und auszuführen.“

Als die Entscheidung für einen Neubau fiel, war Krebaums Angebot von 1598 Rt. gegenüber dem seines Konkurrenten Schmerbach um 202 Rt. billiger, wobei er 250 Rt. für die alte Orgel angerechnet hatte; demzufolge erhielt er den Auftrag. Sein Angebot vom 12.8.1834 endet mit dem Satz: „Für alle Fehler dieses Orgelwerks bin ich mein Lebzeit gut.“ Der Vertrag zur Ausführung der Arbeit wurde aber erst am 2.3.1835 geschlossen, und erst 1837 scheint Krebaum mit der Arbeit begonnen zu haben. Die Fertigstellung zog sich bis in den Herbst 1839 hin, wobei der mit Krebaum offenbar gut bekannte Kantor Gleim sich noch um zusätzliche Verbesserungen bemühte.

Hoforganist Friedrich Schuppert stellte dem Werk am 24.10.1839 ein gutes Zeugnis aus, indem er feststellte, „daß dieses Werk durch seine Größe und Kraft des Tones der Größe der Kirche vollkommen entspricht ... Ist das Äußere mit seinen Verzierungen schön, einfach u. geschmackvoll, und im Style der Kirche gehalten.“ Schupperts Gutachten schließt mit den Worten: „Noch mehr über alle einzelnen Theile zu sagen, würde zu Weitläufigkeiten führen, und ich glaube, daß dieses genug seyn werde, um die dermalige Beschaffenheit dieser schon bedeutenden Orgel, als auch den denkenden Künstler seines Faches, der sich durch gründliche Kenntnisse u. Geschicklichkeit bei Erbauung dieser Orgel sich in jeder Hinsicht der Empfehlung würdig gemacht hat, zu beurtheilen.“ Stadtorganist Georg Christoph Hildebrand aus Mühlhausen fügte hinzu: „Das ganze Werk athmet Geist und Leben und gereicht dem Meister zu großer Ehre.“

Am 6.11.1839 ersuchte der Orgelbauer die Stadt als Auftraggeberin um Auszahlung seines Lohnes, mußte aber am 18.11. seine Bitte wiederholen. Offenbar waren noch einige kleinere Nacharbeiten zu erledigen, die Krebaum am 24.4.1840 auflistete und dabei wiederum um Bezahlung nachsuchte.

Ende 1841 war auch die Orgel der Altstädter Kirche in Eschwege in der Diskussion. Hier kam es dann zu einer gründlichen Reparatur, die Krebaum laut Vertrag vom 12.5.1842 (mit Nachtrag vom 7.11.1842) ausführte. Anfang Januar 1843 war diese Arbeit abgeschlossen, was aus einer Notiz im „Eschweger Anzeiger“ ersehen werden kann.⁴ Auch hier kam es wieder zu unvorhergesehenen zusätzlichen Arbeiten, welche Kosten verursachten, und es scheint so, als habe Krebaum im Interesse der Sache auf Ansprüche verzichtet. Cantor Sandrock und Pfarrer Lange können nicht begreifen, „wie er sich mit so verhältnismäßig geringen Accordssummen begnügen kann; so achten wir es für billig, daß sein reelles Wesen im Arbeiten und sein Eifer und Fleiß in reeller Bedienung der hiesigen Stadt gebührend anerkannt werde.“ Aber erst Anfang März 1843 schreibt Krebaum einen Brief an Bürgermeister Arnold mit folgendem Wortlaut:

*Wohlgeborner Herr Bürgermeister,
Hierdurch wollte ich sehr bitten, daß mir der rückständige Betrag für die Orgelreparatur ausgezahlt werde; ich habe viel Material an Holz und Zinn angekauft, welches ich bezahlen muß, und brauche daher das Geld nötig. In Erwartung einer baldigen Erfüllung meiner Bitte, verharret mit der vollkommensten Hochachtung*

Euer Wohlgebohren ergebenster Krebaum.

Auch am Beispiel Hilgershausen⁵ ist die Arbeitsweise Krebaums im Zusammenspiel mit kirchlicher und politischer Gemeinde gut nachzuvollziehen. Man erfährt hier unter anderem, daß er ein achtfüßiges Orgelwerk mit Maschinenbalg „vorrätig“ hat und dieses 390 Reichstaler teure Werk wie folgt anpreist: „Diese Orgel ist 10 1/2' hoch, 11' in der Fronte, 5' tief. Das Gehäuse und die Bildhauerarbeit ist sehr elegant gearbeitet und reich mit ächtem Golde vergoldet. Die Bildhauerarbeit und Vergoldung kostet mich 36 Rt.“ Krebaum ließ diese Arbeiten also durch einen anderen Künstler herstellen.

Abb. 2: Anzeige der Witwe Krebaums über Verkäufe aus dem Nachlaß; Eschweger Anzeiger 1845.

[640] In der Wohnung der unterzeichneten Wittve des verstorbenen Orgelbauers und Instrumentenmachers Friedrich Krebaum dahier, sollen am 19. d. M. und den folgenden Tagen nachbenannte zum Orgel- und Instrumentenbau gebörenden Werkzeuge und Materialien gegen alsbaldige baare Bezahlung öffentlich meistbietend, jedoch freiwillig verkauft werden, als:

- 1) die vollständigen zum Orgel- und Instrumentenbau erforderlichen Werkzeuge und Geräthschaften;
- 2) eine ansehnliche Quantität gutes Werkholz;
- 3) ein bedeutender Vorrath von Zinn, Metall, Clavier-faiten u.

Eschwege, am 7. Mai 1845.

Maria Krebaum, geb. Lieberknecht.

Daß Krebaums Arbeiten den Vergleich mit anderen Werken zeitgenössischer Orgelbauer nicht zu scheuen brauchten, zeigt nicht nur die unten aufgeführte Liste. Hoforganist Schuppert bemerkte anlässlich der Einweihung der Hilgershäuser Orgel: „Die Gemeinde Hilgershausen kann sich gratulieren, nicht nur ein sehr gutes und schönes, sondern zugleich ein sehr wohlfeiles Orgelwerk erhalten zu haben, an dem H. Krebaum gezeigt hat, daß er ein denkender Künstler ist...“⁶

Von Krebaums Orgelbauten sind uns die folgenden bekannt:⁷

- 1821 Neuenbrunslar
- 1825 Grebendorf
- 1828 Sterkelshausen (aus Niederhone)
- 1828–30 Sachsenhausen, Schwalm-Eder-Kreis
- 1829 Wellingerode (aus Grebendorf)
- 1829–30 Marburg, St. Johannes (Kugelkirche)
- 1829–30 Frankershausen
- um 1830 Walburg
- 1832 Herleshausen
- 1833 Erksdorf
- 1834 Körle
- 1837–39 Eschwege, Neustädter Kirche
- 1840–41 Hilgershausen
- 1841–43 Allendorf (Sooden-), Kreuzkirche
- 1842 Niederkaufungen

größere Reparaturen bzw. Umbauten:

- 1824 Reichensachsen

1842–43 Eschwege, Altstädter Kirche
1844 Fritzlar, Dom

Wir wissen nicht, ob es finanzielle Sorgen waren, die Eobanus Friedrich Krebaum im Jahre 1845 veranlaßten, sich das Leben zu nehmen. Am 30.4.1845 wurde er „in der Werra bei Alungen entseelt aufgefunden“ und dort auf dem Albunger Friedhof am 1.5. beigesetzt; sein Grab ist leider nicht mehr erhalten. Die Eintragung im Kirchenbuch vermerkt, daß Krebaum sich „in Folge von Melancholie selbst entleibt hat“, jedoch ein ehrliches Begräbnis erhielt.⁸

Anmerkungen

¹ Carl Sigismund Ungewitter, laut Kirchenbuch „Hypotheken-Conservateur“ bzw. „Conservateur des Hypothèques“; später Landrichter in Homberg.

² Lager-, Stück- und Steuer-Buch der Stadt Eschwege, 1769 mit Nachträgen, fol. 6810ff.; Stadtarchiv Eschwege.

³ Nachfolgende Ausführungen sind entnommen aus: StAE, Kurhess. Akten, Gefach 82, No. 1.

⁴ Eschweger Anzeiger, 1843, No.4, S. 26.

⁵ Geschichte des Dorfes Hilgershausen, Hilgershausen 1993, S.186f.

⁶ wie vor.

⁷ ermittelt aus: Dehio Hessen; Dieter Großmann: Die Eschweger Orgeln und ihre Erbauer; in: Hessische Heimat, 24. Jg., Heft 2/3, 1974, S. 150–159.

⁸ Totenbuch Alungen ab 1830, Eintrag No. 172.

Ilse Gromes zum Gedenken

Am 30.10.1994 verstarb in ihrer Wahlheimat Sontra unser Mitglied, Frau Ilse Gromes, im Alter von 81 Jahren. Ilse Gromes war Mitglied im Geschichtsverein Eschwege seit dem 1.1.1978. Sie ist uns vor allem durch ihre zahlreichen Vorträge und Veröffentlichungen zur Geschichte der Stadt Sontra und ihrer Stadtteile bekannt. In ihrer lebendigen Art und Weise bewies sie, daß Geschichte kein trockener Stoff aus Zahlen und Fakten sein muß; sie hauchte den Menschen, die in den alten Akten und Steuerlisten vorkamen, Leben ein. Ilse Gromes hat immer mit Originalquellen gearbeitet und diese zum Sprechen gebracht. Die Reihe „Beiträge zur Geschichte der Stadt Sontra“ wurde fast ausschließlich von ihr bestritten. Der Stadt Sontra ist an dieser Stelle Dank für diese (anfangs drucktechnisch bescheidene) Möglichkeit zur Publikation zu sagen. Viele kleine Artikel erschienen im Sontraer Stadtkurier; diese sind in dem unten folgenden Schriftenverzeichnis nicht berücksichtigt.

Ilse Gromes war in ihrer Heimatstadt vielfach engagiert; diese Aktivitäten sollen jedoch an dieser Stelle nicht aufgezählt werden. Nicht unerwähnt soll aber ihr Engagement im Museum Wichmannshausen bleiben. Nach dem Vorstandswechsel 1989 war sie zunächst Pressewart, übernahm aber dann in zunehmendem Maße die Führungen im Museum. Hier hinterläßt sie eine schwer zu schließende Lücke.

Wir wollen das Andenken von Ilse Gromes bewahren, indem wir ihrer gedenken und an dieser Stelle ein Verzeichnis ihrer Veröffentlichungen zusammenstellen.

Schriftenverzeichnis

Bergwerksordnung 1499. In: Beiträge zur Geschichte der Stadt Sontra, 1. Sontra: Magistrat 1968, S. 1–18.



- Die Kapelle auf dem Salvatorberg. In: Beiträge..., S. 37–39.
- Untersuchungen über das Hänseln in Sontra. In: Beiträge..., S. 40–54.
- Die Zünfte – Zusammenstellung aus Archivmaterial. Sontra: Magistrat 1969, 44 S., hektogr. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Sontra, 2).
- Stadtbuch 1544, Geschoßteil. Sontra: Magistrat 1973, 109 S., hektogr. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Sontra, 3).
- Stadtbuch 1544, Graben- und andere städtische Zinsen. Sontra: Magistrat 1973, 36 S., hektogr. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Sontra, 3A).
- Sontra 1777. Marburg/Witzenhausen: Trautvetter & Fischer Nachf. 1974, 88 S., 1 Kt. (Hessische Ortsbeschreibungen, 11).
- Sontraer Halbstarke-Probleme vor einigen Jahrhunderten. In: Werraland 26, 1974, S. 46.

- Der Völlerey und Trunckenheit fast gantz ergeben gewesen. In: Werraland 26, 1974, S. 61.
- Notizen aus alten Kirchenbüchern. Sontra: Magistrat 1974, 28 S., hektogr.
- Heimat – einst und jetzt, zu Sontras Geschichte. In: Sontraer Stadtkurier ab 10.4.1975.
- Der Steuerschreiber in der alten Stadt Sontra hatte es schwer. In: Werraland 27, 1975, S. 6f.
- Sontra im Dreißigjährigen Krieg. In: Hessische Heimat 25, 1975, S. 105–108, und 26, 1976, S. 2.
- „Sie haben meines gnädigen Herrn Gebott verachtet.“ Archivalien aus den Jahren 1563–1585 und 1589. Sontra: Magistrat 1976, 72 S. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Sontra, 5).
- Salvatorkapelle und Hülfsenberg bei Sontra. In: Werraland 28, 1976, S. 19–21.
- (mit Gerd Brandau, Karl Kollmann, Gerhard Seib) Die alten Kirchen der Sontraer Stadtteile. In: Werraland 28, 1976, S. 22–25.
- (mit Karl Kollmann) Auszüge aus den Kirchenrechnungen von Wichmannshausen 1575–1631, Sontra 1976, 30 S., masch.
- Ein Bürgeraufstand zu Sontra im Jahre 1589. In: Werraland 28, 1976, S. 26.
- Der Judenschafft zu Sontra Besitz... In: Werraland 28, 1976, S. 33–35, 39.
- Das ehrliche Boschband und das Hochzeitshänseln. In: Hessische Heimat 26, 1976, S. 56–59.
- Bußen aus den Amtsrechnungen des Amtes Sontra 1590–1648. Sontra: Magistrat 1977, 85 S. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Sontra, 6).
- Soodholtz zu dem Allendorffischen Saltwerck. In: Werraland 29, 1977, S. 55.
- Kriegskosten einer kleinen Stadt (Sontra 1621–1635). In: Hessische Heimat 28, 1978, S. 20.
- 120 Liter Wein an zwei Gerichtstagen. In: Werraland 31, 1979, S. 10.
- Medizin und Hygiene vor 200 Jahren – in alten Sontraer Akten geblättert. In: Werraland 31, 1979, S. 66.

- Alyke von Tümppling, die Oberin im „Zauberberg“. In: Werraland 32, 1980, S. 54f.
- Spuren einer Minderheit – Juden in Sontra 1367–1942. In: Werraland 33, 1981, S. 54f., und 36, 1984, S. 62.
- Spuren einer Minderheit – Juden in Sontra 1367–1942. Sontra: Magistrat 1981, 52 S., 2 Pläne (Beiträge zur Geschichte der Stadt Sontra, 7).
- Sontra – in alten Gerichtsakten geblättert. In: Werraland 34, 1982, S. 39.
- Sontra, die alte Berg- und Hänselstadt. In: Land an Werra und Meißner. Korbach: Bing 1983, S. 311–316; dgl. in 3. Aufl. 1990, S. 322–327.
- Die Scharfrichter zu Sontra. In: Sontraer Stadtkurier, 20.10.1983, S. 6.
- Spuren einer Minderheit – Juden in Sontra 1367–1942. Anhang zu Beiträge, 7. Sontra: Magistrat 1984, 25 S. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Sontra, 7 Anhang).
- Eine Ecke Brot, Suppe und ein Zugemüs. In: Werraland 36, 1984, S. 47f.
- 125 Jahre Turnverein Sontra 1861–1986. Sontra 1986, 52 S.
- „Zukommende Arme“ in Sontras Stadt- und Kirchenrechnungen. In: Festgabe für Dr. Erich Hildebrand zum 75. Geburtstag, Eschwege: Kreissparkasse o.J. (1986), (Schriften der Kreissparkasse Eschwege, 2), S. 24–27.
- Sontra im Dreißigjährigen Krieg. Sontra: Magistrat 1989, 48 S., 6 Abb., 1 Kt. (Beiträge zur Geschichte der Stadt Sontra, 8).
- Lindenau. Sontra: Magistrat 1990, 40 S., 24 Abb.
- Ein Bürgeraufstand in Sontra. In: Rund um den Alheimer, Band 14, 1992, S. 53–59.
- Zwei Boyneburger Gerichtsfälle.
1. Menschenfresser zu Grandenborn.
 2. Sie suchten ihn unter den Kühen.
- Sontra-Wichmannshausen: Museumsverein 1992, 16 S., masch. verv.; dgl. in: Rund um den Alheimer, Band 14, 1992, S. 75–81.
- Auswandererbriefe. Sontra: Magistrat 1993, 47 S. (Beiträge zur Geschichte der Stadt

Sontra, 9).

Zu Fuß nach Cassel 1840. Sontra-Wichmannshausen: Museumsverein 1993, 16 S., masch. verv.

Der Herr Amtsschultheiß verteidigt sich. In: Werraland 46, 1994, S. 14f.

12 Gulden aus dem Gotteskasten – Altes Schulwesen in Sontra. In: Werraland 46, 1994, S. 35.

„Er ist ins Delirium geraten“ – Sontra im 18. Jahrhundert bei Stadtdienern vom Pech verfolgt. In: Werraland 46, 1994, S. 66f.

„Wohlbekannt, daß alhier zu Sontra eine Hensellstadt“. In: Rund um den Alheimer, Band 16, 1994, S. 27–39.

K.K.

Veröffentlichungen aus dem Werra-Meißner-Kreis im Jahre 1994

Thomas Wiegand: Ferdinand Tellgmann. Gewerbsmäßiges Portraitieren in Malerei und Fotografie um 1850. Kassel 1994. Verlag Jenior & Pressler; 45,– DM.

Zugleich mit seiner an der Universität Kassel im Fachbereich Kunst als Magisterarbeit und dann als Promotionsschrift vorgelegten Studie über den Maler und Fotografen Ferdinand Tellgmann in seinem zeitgenössischen Umfeld hat der gelernte Fotoingenieur Thomas Wiegand nunmehr – zeitgleich zur Eröffnung einer von ihm konzipierten Ausstellung über die Werke Tellgmans im Kasseler Ballhaus am Schloß Wilhelmshöhe – auch einen Buchband mit einem im Vergleich zu der Dissertation leicht abgewandelten Titel vorgelegt, der sich aber mit dieser inhaltlich im großen und ganzen deckt.

Hauptanliegen der Schrift ist es, mit Ferdinand Tellgmann einen typischen Künstler aus dem Bereich der Malerei zur Zeit des Biedermeier vorzustellen, um auf diese Weise ein verallgemeinerbares Bild von den künstlerischen Schaffensbedingungen, aber auch den wirtschaftlichen Voraussetzungen der Künstler dieser Epoche anzubieten. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf jene Umbruchssituation gelegt, die die zeitweilig gerade von einem hohen naturalistischen Anspruch beherrschte Portraitmalerei durch die Erfindung einer für einen breiteren Kreis von Leuten praktikablen Fotografiertechnik aus dem Jahr 1839 auslöste, die nach ihrem Urheber Louis Jacques Mandé Daguerre benannt wurde und der sich Tellgmann im Jahr 1843, also nur wenige Jahre nach seinem zwischen 1838/9 und 1841, dem Jahr der Eröffnung seines Mühlenhauser Ateliers, erfolgten Kasseler Akademieabschluß zuwandte. Mit dieser Technik wurde es

nämlich erstmals möglich, beliebige Ansichten schneller und bald auch schon „naturgetreu“ und zugleich kostengünstiger, als es die Malerei zunächst vermochte, zu reproduzieren. Daß dieser Umbruch während des Biedermeier stattfand, mithin zu einer Zeit, die in gesellschaftlicher Hinsicht ohnehin als Zeit weitgreifender politischer, sozialer, rechtlicher und vor allem ökonomischer Wandlungen zu begreifen ist, kann allerdings als eine zufällige Koinzidenz angesehen werden und ist von daher sekundär; Bildnis- bzw. Bilderfabrikanten, also von Auftragsarbeiten abhängige Maler etwa, kannten auch schon ältere Zeiten, wie das Beispiel Lucas Cranachs des Älteren lehrt. Schon dort standen den auch von Ferdinand Tellgmann freilich nur zaghaft unternommenen Versuchen, hauptsächlich von der „hohen“ Kunst zu leben, letztlich doch die Oberhand gewinnende Versuchungen gegenüber, eher dem sicheren Geld zu folgen denn einem dem Kunstideal gewidmeten, aber eben doch einem vorerst unsicheren Leben. Indessen schließt das eine das andere keineswegs aus, und ob die Nachwelt bislang vor allem die künstlerische Qualität herausstrich, wie im Fall Cranachs, bei dem erst eine kürzlich in Kronach eröffnete Ausstellung ein breiteres Publikum auf den geschäftlichen Aspekt (Cranach als Maler-Unternehmer) aufmerksam machte¹, oder doch eher die ökonomischen Erfolge feierte, wie bei Tellgmann, war und ist nicht zuletzt auch eine Frage des jeweiligen Zeitgeistes – und der gebärdet sich gegenwärtig durchaus derart, daß er sich über „unvergängliche“ Gemälde und „gleichgeknipste“ Daguerreotypien vergänglicher, bis zur Starrheit geronnener, regungsloser Konterfeis der Zeitgenossen Tellgmans aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die gebotene Ernsthaftigkeit entbehrend hinwegsetzt². Es ist Wiegand überzeugend gelungen, derartig verzerrte Perspektiven wieder zurechtzurücken: Ferdinand Tellgmann ist, wie viele seiner Maler- und dann Fotografenkollegen, sicher kein „großer Künstler“ seiner Zeit gewesen. Eher schon trifft auf ihn, wenigstens in Bezug auf

seine Gemälde – so eindeutig ist das von den in weitaus größerer Zahl überlieferten, jüngeren Fotos allerdings nicht zu sagen –, die Attributierung als Vertreter eines „künstlerischen Mittelmaßes“ zu. Als Fotograf dagegen waren er und besonders einige seiner Nachfahren, die dem gleichen Gewerbe nachgingen und auf diese Weise aus historischer Perspektive die Fotografenfamilie Tellgmann begründeten – in geschäftlicher Hinsicht – überaus erfolgreich. Als Vertreter einer fotografisch-künstlerischen Avantgarde wäre ihnen dies wohl kaum gelungen³ und so verwundert es nicht, wenn uns in den zahlreichen – übrigens in einer großteils hervorragenden Qualität reproduzierten – Bildnissen in diesem Buch weniger die abgelichteten Individuen selbst anzuschauen scheinen als vielmehr immer wieder der zum Bild geronnene Zeitgeist. Und der war eben ganz bürgerliche Reputation, ganz Standesdünkel. Im Interesse des Ausdrucks und der Dokumentation der eigenen gehobenen gesellschaftlichen Stellung ließ man denn auch solche Bildnisse anfertigen – nicht einfach, wie uns dies heute eher vertraut ist, um eine dauerhafte, eine bildliche Erinnerung zu bekommen. Hier schließt sich dann der Kreis mit der Feststellung, daß die gemalten und auch die fotografierten Bildnisse Tellgmans, im wesentlichen Portraits, die das Haupt seines Œuvres ausmachen, das ansonsten noch aus einigen wenigen Stadtansichten besteht, alles im wesentlichen aber ebenfalls Auftragsproduktionen, die Versuche in erster Linie der bürgerlichen Klasse um Abgrenzung einerseits gegen ein hierarchisches „Oben“ gewesen sind, etwa gegenüber dem traditionsreichen und noch immer mächtigen Adel, aber zugleich auch gegenüber einem „Unten“, nämlich den anwachsenden unterbürgerlichen Schichten, eben gegenüber dem allmählich aufkommenden Proletariat.

Erstmals wurde im Zusammenhang mit der Studie von Wiegand auch das Gesamtwerk Ferdinand Tellgmans präsentiert, und zwar in Form zweier inhaltlich aufeinander bezogener Ausstellungen. Die erste der bei-

den vom Frühsommer 1994 in Kassel war stärker als die sich anschließende, nun aber nach Mühlhausen in Thüringen in das Museum am Lindenberg verlegte Ausstellung auf den Ausbildungsverlauf Tellgmans an der Kasseler Kunstakademie und sein dortiges Schaffen als Maler ausgerichtet. Demgegenüber befaßte sich die Ausstellung in Mühlhausen schwerpunktmäßig mit Tellgmans Arbeiten als Fotograf, die mit seiner Niederlassung in dieser Stadt dauerhaft den Schwerpunkt seines weiteren Kunstschaffens bildete und von wo ausgehend schließlich auch die in Eschwege, freilich nicht allein dort, sondern etwa auch in Langensalza oder in Sooden-Allendorf, ihre Spuren hinterlassende Fotografenfamilie Tellgmann ihren Ausgang genommen hat.

Mithin handelt es sich bei Wiegands Buch um eine kunst- und zugleich um eine sozialgeschichtliche Studie: Ein nicht unproblematischer Forschungsansatz also, der hohe Erwartungen weckt, die aber voll und ganz befriedigt werden.

Seine in zwei Schwerpunkten aufgebaute Studie gliedert der Autor – die Einleitung und den kritischen Apparat eingeschlossen – in im ganzen neun Kapitel.

In einem ersten Schwerpunkt befaßt er sich mit der Biographie Tellgmans und mit der Firmengeschichte des von ihm im Jahr 1841 gegründeten Ateliers in Mühlhausen. Soweit erforderlich, werden hier auch prosopographisch relevante Daten angeboten, doch ohne je über die eigentliche Themenstellung hinausgehend ausschweifend zu werden (Kapitel 2). In diesem Rahmen findet schließlich auch eine gründliche Auseinandersetzung mit Tellgmans Werk, also seinem Kunstschaffen als Maler und dann als Fotograf, statt, dem Wiegand ein eigenständiges Kapitel (3.) gewidmet hat.

Als zweiter Schwerpunkt der Studie ist der kunst-, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Hintergrund Tellgmans anzusehen, den der Autor seiner Leserschaft in vier Einzelschritten erschließt, die indessen nicht zwingend in dieser Form hätten gegliedert werden

müssen. Zunächst untersucht Wiegand die Kunstverhältnisse und die Ausbildungsbedingungen an der Kasseler Kunstakademie, die auch Tellgmann durchlaufen hat (4. Kapitel). Anschließend, im 5. Kapitel, geht der Autor ausführlich auf die frühe Fotografie in der niederhessischen Metropole Kassel in der Zeit zwischen 1839 und 1860 ein und im dritten Schritt, dem 6. Kapitel, das treffend mit dem Titel „Malen oder Fotografieren“ überschrieben ist, setzt er sich mit der Problematik der Schaffensbedingungen der Künstler zu Tellgmans Zeit auseinander und beleuchtet hier aus allen nur denkbaren Blickwinkeln diejenigen Faktoren, die zu den für diese Zeit typischen Kunstformen in Malerei und Fotografie führten. Hier, bei diesem dritten Schritt, handelt es sich gewissermaßen bereits um die Synthese, um deren Willen – oder sollte man besser sagen: mit der Absicht ihrer Gewinnung – die Studie insgesamt überhaupt erst angelegt wurde: Hier werden diejenigen Ursachenkonstellationen herausgearbeitet, vor allem gehört hierzu sicher auch die Tatsache, daß Tellgmann seit früher Kindheit taubstumm war, die Tellgmans Werk zu dem werden ließen, als das es heute erscheint: Keineswegs ein Œuvre eines Künstlers von überragender Bedeutung, weder in handwerklicher noch in künstlerischer Hinsicht, sondern vielmehr ein Werk, das eher von durchschnittlicher Schaffenskraft und Begabung denn von Kunstgenius zeugt, eben Kunsthandwerk. Wiegand versteht es deutlich zu machen, warum Tellgmans Entwicklung offenbar gerade so verlaufen mußte und worin die Aspekte begründet sind, mit denen er mit einer Masse zeitgenössischer Maler und Fotografen vergleichbar wurde. Weshalb der Autor jedoch den vierten Schritt seiner – in sich schlüssigen und gut nachvollziehbaren – Argumentationskette selbst als einen Exkurs deklariert hat und dort auf breit angelegter Basis die ideelle Werthaltigkeit der Kunstwerke von Tellgmann und seinen Zeitgenossen in einem materiell-pekuniären Raster zu erfassen versuchte, ist unverständlich. Gerade in diesem Abschnitt (Kapitel

8, Punkt 2) gelingt es Wiegand mit seinen Ausführungen über zeitgenössische Einkommen, Lebenshaltungskosten und Preise für gemalte und fotografierte Kunstobjekte besonders prägnant zu verdeutlichen, daß diese Form der Gebrauchskunst zunächst den sogenannten wohlhabenden Schichten vorbehalten blieb⁴. In erster Linie dies ist als Ursache für den künstlerischen und damit auch den ökonomischen Entwicklungsverlauf Ferdinand Tellgmans – und mit ihm auch für die Biographien eines großen Teils seiner zeitgenössischen Berufskollegen – heranzuziehen. Die Darbietung derartig wichtiger Grundlagen gehört allerdings nicht in einen – dazu noch im Anhang plazierten – Exkurs, der zudem noch durch den Katalog über die erhaltenen Werke Tellgmans von dem Hauptteil der Studie abgetrennt wird.

Der angesprochene Katalog (Kapitel 8, Punkt 1) selbst ist dann wieder in der vom Autor über die gesamte Arbeit hinweg bewiesenen Präzision. Offengelassene Belegstellen sucht man in dem gesamten Buch wohl vergebens, auch die immer notwendige Auswahl der Quellen aus einem in diesem Fall offenbar besonders reichhaltigen und vielschichtigen Fundus ist, von einigen Ausnahmen abgesehen, in der Regel gut gelungen⁵.

Im ganzen gesehen handelt es sich mit dieser Studie somit um eine abgerundete Arbeit, die die kulturellen und wirtschaftlichen Voraussetzungen der Schaffensbedingungen der malenden und fotografierenden Künstler besonders in Niederhessen, aber analog auch in den angrenzenden Gebieten Südniedersachsens und Westthüringens, um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts weitgehend erschöpfend analysiert und zugleich Erklärungsansätze für die Entstehung des zeitgenössischen Kunstverständnisses aus diesem Spannungsfeld heraus bereitstellt, letztlich also deutlich macht, daß die Rezeption von Kunst immer auch eine Frage der gesellschaftlichen Stellung ist, besonders der individuellen ökonomischen Situation, die es gewöhnlich überhaupt erst ermöglicht, sich mit den unter-

schiedlichen Formen der „Gebrauchskunst“ zu umgeben⁶.

Daß die Nachfahren Ferdinand Tellgmans – weniger er selbst – auch in Eschwege reichhaltige Spuren hauptsächlich in Form von fotografischem Material hinterlassen haben, ist in Bezug auf die vorliegende Studie im Grunde ohne Bedeutung. Aber natürlich, es übt sicher einen gewissen Reiz aus, wenn man bei der Betrachtung von Ferdinand Tellgmans Bildnissen häufig zu der Feststellung gelangen kann, daß es sich bei den abgebildeten Personen um Menschen aus der näheren und weiteren Umgebung handelte⁷.

Anmerkungen

¹ Die vom Haus der Bayerischen Geschichte initiierte Ausstellung fand von Mai bis August 1994 in der Festung Rosenberg in Kronach statt.

² So beispielsweise im Bericht über Wiegands Ausstellung in Kassel in der Kultursendung „City“ des Hessischen Rundfunks vom 27. 5. 1994 (Die beiden Zitate entstammen diesem Bericht). Sicher zu Recht warnt deshalb der Autor vor einer derartigen Sicht, wenn er darauf verweist, daß diese Form der Portraitalerei ebenso wie die zu dieser Zeit überhaupt hochgeschätzte Monumentalkunst als Ausdruck des zeitgenössischen Kunstverständnisses geachtet werden muß, auch wenn uns dies „heute als pathetisch, überladen und ebenso lächerlich gelten“ (S. 141) mag, weil anderenfalls die Werke unverstanden bleiben würden. Andererseits scheinen derartige Ansätze auch eher die Ausnahme zu sein; mir sind sie jedenfalls in größerer Zahl nicht bekannt, sieht man einmal von dem allerdings historisch-soziologisch arbeitenden Kulturkritiker Klaus Theweleit ab, der jedoch das 19. Jahrhundert gewissermaßen nur zur Ableitung gegenwärtiger Kulturtechniken benutzt und den dies deshalb auch nicht trifft. Übrigens gesteht Wiegand wenige Seiten später selbst zu, daß bei den gewerblichen Portraitisten im mittleren Drittel des 19. Jahrhunderts „nicht durchgehend ein hoher Kunstanspruch intendiert war“, daß sie sich eben auf diese Weise materiell durchschlagen mußten, meist mit bescheidenen

Mitteln und auf Wanderschaft – und auch die „Fotografen schlossen sich mit ‚der Samtjacke und dem Gebaren des Artisten‘ an“ (S. 143).

³ Auch wenn es um die Mitte des 19. Jahrhunderts (bzw. in der Zeit danach, etwa zwischen 1845 und den 1880er Jahren) im Prinzip keine Avantgarde in diesem Metier gab – allenfalls kann heute, im Rückblick, von diesem oder jenen Fotografen als einem besonders fortschrittlichen gesprochen werden –, so gab es aber doch auch solche, die sich nicht dem Massengeschmack beugten und gerade deshalb bestenfalls als „Liebhaberfotografen“, außerhalb kommerzieller Zwänge und zumeist auf einer fachfremden Subsistenzbasis, existieren konnten. Auch die Bewertung der später dann von Tellgmanns Nachfahren eingeführten und durchaus erfolgreich praktizierten Manöverfotografie vermag ich nur bedingt als ein i. e. S. avantgardistisches Unterfangen zu bewerten, weil hier doch lediglich die älteren Traditionen der Manövermalerei mit dem technisch noch vergleichsweise neuen Medium der Fotografie fortgeführt wurden. Natürlich wurde dadurch der Charakter dieser „Momentbilder“ authentischer – hauptsächlich dies (und der Einsatz neuester fotografischer Mittel) ist der innovative Aspekt an der Tellgmanschen Manöverfotografie – als noch mit der Manövermalerei möglich.

⁴ Indem der Autor die Kosten für gemalte und fotografierte Bildnisse den zeitgenössischen Einkommensverhältnissen gegenüberstellt, erschließt er denjenigen Personenkreis, der aufgrund seiner wirtschaftlichen Verhältnisse a priori von ihrem Konsum ausgeschlossen war und zugleich auch diejenigen gesellschaftlichen Gruppen, die sich diese Form der Auftragskunst zu leisten vermochten und die bzw. deren näherer Bekanntenkreis deshalb auf den Bildnissen immer wieder erscheinen bzw. -scheint.

⁵ Ob aber zum Beispiel in dem Unterpunkt 4. 1. a) über die politischen und sozialen Verhältnisse in der Residenz Kassel ein Zitat aus einem zeitgenössischen Reiseführer als Beleg herangezogen werden mußte, um die Alltagsverhältnisse zu erhellen, mag ebenso dahingestellt bleiben wie der Hinweis, daß in derselben Quelle das „gute Pflaster“ in der Stadt „und die sehr gute Straßenbeleuchtung mit 1023 Laternen eine Erwähnung wert“ war. Dies sind doch eher wenig beweiskräftige Oberflächlichkeiten, die über die

tatsächlichen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse nur wenig aussagen, über die Wiegand an anderer Stelle letztlich doch viel deutlicher und mit besseren Quellen zu befinden imstande ist. Vermutlich entsprechen solche Passagen eher dem Präzisionsstreben des Autors, der es offenbar für zu ungründlich befand, in dieser Frage einfach nur die einschlägige landeskundliche und ortsgeschichtliche Literatur heranzuziehen.

⁶ Zu erkennen ist dies übrigens auch an der Politik der Kunstvereine, zum Beispiel derjenigen von Kassel und von Gotha, auf die Wiegand mehrfach eingeht. Es wird in Bezug auf die Mitgliedschaft in derartigen Korporationen jedenfalls so viel deutlich, daß es sich kaum um Angehörige der unteren sozialen Schichten handelte. Wie die Preise für die Gemälde, waren auch die Kosten der Mitgliedschaft entsprechend hoch und beides wirkte damit als ein sozialer Filter. Die wenigen, von solchen Einrichtungen protegierten Bildnisse entsprachen sicher ebenso dem Zeitgeschmack wie die von dem einzelnen Kunstvereinsmitglied im Hinblick auf das Portraitch favorisierten Darstellungsweisen: Deshalb konnte es geschehen, daß die Vereinspolitik die Portraitmalerei, mit deren Produkten sich das einzelne Mitglied im eigenen Salon natürlich dennoch reputierlich umgab, zwar ablehnte und demgemäß auch nicht maßgeblich förderte (nur einmal, 1845, lag der Anteil der Portraits an den vom Kasseler Kunstverein ausgestellten Werken mit 22% deutlich über der sonst üblichen Quote von im Durchschnitt 9,8%), zugleich aber eine solche, wenn sie sich in monumentaler Historienmalerei verbarg, durchaus guthieß – zu einem derartigen Fall vgl. S. 146f.; daß es sich dort einerseits um zeitgenössische Personenportraits und andererseits um historistische Typenportraits handelt, wie der Autor eine Seite weiter unter Rückgriff auf Joshua Reynolds selbst feststellt, ist indessen nur eine Marginalie und vermag die Kernaussage kaum einzuschränken.

⁷ Freilich lag es von Anfang an kaum in der Absicht des Autors, eine regionalgeschichtliche Arbeit zu fertigen. Doch selbst in dieser Hinsicht muß wenigstens hervorgehoben werden, daß die Ortsgeschichtsschreibung der Fotografenfamilie Unrecht angedeihen ließe, würde sie ihr Wirken primär auf die Stadt Eschwege und ihr

Umfeld zu fokussieren versuchen. Die Tellgmans und Eschwege – das ist eben nicht mehr als eine von vielen Facetten und selbst in dieser Beziehung sei in Erinnerung gerufen, daß die Schaffensbedingungen für den aus dem nahen Bischhausen gebürtigen Ferdinand Tellgmann in Eschwege immerhin so problematisch gewesen sind, daß er sich nicht hier, sondern im benachbarten Mühlhausen niederließ – „ein Zeichen symptomatischen Desinteresses der Eschweger an Geschichte und Kultur (S. 90)“, wie Wiegand in einem anderen Zusammenhang, aber doch nicht unbegründet und unter Bezug auf E. Stendell, vermerkt hat.

Thomas S. Huck

Erich Hildebrand: Eschwege im 18. Jahrhundert. Kassel: Verein für hessische Geschichte und Landeskunde 1994 (*Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde* 26), 316 S., 18 Abb., 36,- DM.

Mit seinem „Beitrag zur Geschichte einer Landstadt im hessen-kasselschen Hoch- und Spätabolutismus“ (so der Untertitel) legt der Autor das Ergebnis siebenjähriger Forschungen vor. Ende 1986 um einen zehnteiligen Beitrag zu genanntem Thema für das Projekt „Geschichte der Stadt Eschwege“ (abgeschlossen 1993) angefragt, stand er schon bald der Unmöglichkeit des Unterfangens gegenüber, ein Jahrhundert Stadtgeschichte auf 10 Seiten zufriedenstellend darzustellen. So beschränkte er sich dort auf wenige ausgesuchte Aspekte, die er hier zu einem doch recht umfassenden Spektrum erweitern konnte, ohne einer Einschränkung durch Zeit und Raum ausgesetzt zu sein.

Hildebrand stellt zu Beginn fest, daß die deutsche Stadtgeschichtsforschung dem 18. Jahrhundert bisher nur geringe Aufmerksamkeit zugewandt hat. Diesem Zustand abzuwehren, ist das Hauptanliegen der vorliegenden Arbeit, nicht zuletzt um beispielhaft einen Anfang zu machen und damit die Grundlage für weitere, vergleichende Untersuchungen zu legen.

Die Arbeit besticht durch die klare Gliederung des Stoffes: am Anfang die äußerliche Stadtbeschreibung im Kapitel „Die Landstadt als Siedlungsform im 18. Jahrhundert“, dann die Beschreibung der Stadtverfassung mit einer Darstellung deren historischer Entwicklung. Es folgen Kapitel über Bürgermeister und Rat, die Bürgerschaft, das Verhältnis zum Landesfürsten und Bemerkungen zu den allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen. Ein umfangreiches Kapitel über die Abgabe des Fleischhellers (70 Seiten!) hätte wohl besser als Exkurs an das Ende des Buches gehört; es verdeutlicht anhand eines konkreten Beispiels das Verhalten von Stadtverwaltung, Bürgerschaft und landgräflicher Bürokratie im Konfliktfall bei Anwendung der in den vorhergehenden Kapiteln dargestellten Grundlagen und Regeln.

Im Kapitel „Die Landstadt als militärischer Stützpunkt“ kann der Autor auf eigene Forschungen, speziell zum Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, aufbauen. Nur knapp wird auf die kirchlichen Verhältnisse eingegangen, während das Kapitel „Schulverhältnisse“ wieder über 40 Seiten umfaßt. Auch hier konnte der Autor auf schon früher veröffentlichte Eigenbeiträge zurückgreifen; hinzugefügt hat er interessante neue Gedanken über die Herausbildung des Eschweger Johannisfestes. Zwei Kapitel über „Bürgerliche Kultur in der Landstadt“ sowie öffentliche Stellungnahme von Bürgern zu den herrschenden Verhältnissen runden die Darstellung ab. Im letzten Abschnitt, „Die Landgrafschaft Hessen-Kassel als absolutistischer Staat“, findet der Autor zugleich eine Gelegenheit zur Zusammenfassung seiner Ergebnisse und der Einordnung in die historischen Gesamtzusammenhänge.

Der Anmerkungsteil umfaßt 1388 (!) Nummern und zeigt damit, wie nahe sich der Autor sowohl an Originalquellen und sekundärer Fachliteratur orientiert hat. Die erst vor einem Jahr erschienene Eschweger Stadtgeschichte war wohl noch zu frisch, um mit ihren zahlreichen Fachbeiträgen öfters zitiert zu werden. Ein Quellen- und Literaturver-

zeichnis schließt den Band ab und erlaubt dem interessierten Leser den Zugriff auf weitgehende Informationen.

Die Darstellung liefert eine Fülle von Details, die zu einem großen Teil nur durch unspektakuläre Vorarbeiten zugänglich sind und dann eine solche umfassende Betrachtung erst möglich machen. Hier sei an das handschriftlich vorliegende „Eschweger Bürgerbuch“ von Wilhelm Ulrich ebenso erinnert wie an die nach Familien geordnete Abschrift der Eschweger Kirchenbücher vor 1768 oder die Zusammenstellung der Titel im „Lager-, Stück- und Steuerbuch“ von 1769. Was in dem kleinen Abschnitt „Schwierigkeiten mit einem Namen“ (Heinemann) deutlich wird, sollte Anlaß sein, vorrangig hier weiterzuarbeiten, z.B. an dem Häuserbuch der Stadt, wozu Vorarbeiten von Kurt Holzapfel bereits vorliegen.

Karl Kollmann

Johannes Schilling (Hg.), Kloster Germerode. Geschichte, Baugeschichte, Gegenwart (Monographiae Hassiae 16), Kassel: Verlag Evangelischer Medienverband 1994, 248 S., 28,- DM.

Im östlichen Meißnervorland gründeten die Grafen von Bilstein vor der Mitte des 12. Jahrhunderts zunächst ein Doppelkloster des Prämonstratenserordens, das seit dem frühen 13. Jahrhundert nur noch als Frauenstift bestand. Mit umfangreichem Streubesitz in mehr als 80 Orten ausgestattet, hat Germerode im Spätmittelalter die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung im nördlichen Hessen stark beeinflusst. Im Jahre 1527 wurde das Kloster aufgelöst. Heute erinnert im wesentlichen nur noch die romanische Kirche aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts an die einstmals den Ort an höchster Stelle beherrschende Klosteranlage. J. Schilling, aus Melsungen stammend, der jetzt in Kiel als Professor für Kirchen und Dogmengeschichte lehrt, hat unter Mitarbeit von Historikern und Theologen den Anfängen, der mittelalterlichen Entwicklung und den gegenwärtigen Bemühungen um das ehemalige Klo-

ster eine ansehnliche und vorzüglich mit Tabellen, Kartenskizzen und Abbildungen ausgestattete Untersuchung gewidmet. Nicht nur die an Orts- und Landesgeschichte dieser Gegend Interessierten, sondern auch vergleichend arbeitende Kirchenhistoriker, Wirtschaftshistoriker, Kunsthistoriker werden hier ebenso sachkundig wie verständlich informiert. Der Aspekt: Probleme der Denkmalpflege und des modernen Umgangs mit einem bedeutenden Baudenkmal einschließlich zeitgemäßer Nutzungsmöglichkeiten schließt das einerseits historische, andererseits höchst aktuelle Werk ab.

Peter Aufgebauer

Herbert Fritsche: Eschweger Kalenderblätter aus der Werra-Rundschau 1987–1990. Eschwege: Werra Verlag Kluthe 1994, 159 S., 48 s/w-Abb., 29,80 DM.

Herbert Fritsches „Kalenderblätter“ – zu schade für nur einen Tag, wie es im Vorwort heißt; denn da sie ja im „Tageblatt“ veröffentlicht werden, fallen sie zu schnell dem Vergessen anheim. Wer die Beiträge gesammelt und ausgeschnitten hat, wird oft mit dem unhandlichen (Zeitungs-) Format seine Probleme haben. Der vorliegende Sammelband kann leider den Anspruch nicht erfüllen, sämtliche Beiträge dieser Reihe in handlicher Form vorzulegen – dies wäre wohl ein kiloschwerer Wälzer ähnlich der vor einem Jahr erschienenen Stadtgeschichte geworden. So haben sich die Herausgeber auf eine Auswahl von 30 Beiträgen beschränkt und diese auch nur älteren Jahrgängen der Zeitung entnommen (offenbar, um sich die Möglichkeit eines Fortsetzungsbandes offenzuhalten).

Inhaltlich soll zu den einzelnen Beiträgen hier nicht viel gesagt werden, außer daß sie einen Zeitraum von über 750 Jahren umfassen, von 1188 bis 1940. Herbert Fritsche verknüpft Lokalhistorisches mit Weltgeschichtlichem, zitiert aus Sekundärliteratur und schöpft aus den im Archiv vorhandenen

Originalquellen. Wir hoffen, daß ihm der Stoff so schnell nicht ausgeht; Anlässe zum Zurückblicken gibt es ja zur Genüge. Zu bemerken sei noch, daß sich die Beiträge in der vorliegenden Buchform lesefreundlicher darbieten als in der Tageszeitung.

Karl Kollmann

Herbert Fritsche: „Über Stock und Stein“. Von Fuhrleuten, Stock- und Peitschenmachern im Land an der Werra. In: Geschäftsbericht der Sparkasse Werra-Meißner, Geschäftsjahr 1993; Eschwege: Sparkasse 1994, 94 S., 60 Abb., davon 48 farbig.

Der Geschäftsbericht der Sparkasse setzt die Reihe „Handel, Handwerk und Wirtschaft im Wandel“ mit einem Beitrag Herbert Fritsches zum Thema Fuhrleute, Stock- und Peitschenmacher fort. Wieder ist es Fritsches erzählend dargebotene leichte geschichtliche Kost, mit tiefem Griff in die Zitatenkiste, Auswertungen von Untersuchungen von anderen Forschern sowie eigenen Beiträgen zur Forschung, mit zahlreichen meist farbigen Abbildungen angerichtet. Der Sparkasse Werra-Meißner ist für diese Möglichkeit der Vermittlung von Heimatgeschichte Dank zu sagen; es wäre schön, wenn die Reihe noch Fortsetzung fände.

Karl Kollmann

Werner Wiegler: Ein Stück Geschichte ... damals in Völkershausen; Ringgau-Datterode: Gajewski 1994, 112 S., 128 s/w-Abb., 25,- DM.

Aus dem Zahlenverhältnis Seiten/Bilder ist schon zu erkennen, daß man es hier mit einem Bildband zu tun hat, auf den ersten Blick jedenfalls. Ein sehr schönes und lobenswertes Projekt, die alten Fotos, die in einem Ort gemacht wurden, zu sammeln und zu veröffentlichen.

Werner Wiegler bezeichnet sich im Vorwort selbst als Sammler. Die in dem Buch veröffentlichten Texte stehen zwischen den Bildteilen, beginnend mit der Chronik des Lehrers Winterstein, aber wo endet diese, und wo fangen andere von Wiegler gesammelte Texte an? Das Ganze ist leider recht willkürlich aneinandergereiht, und Quellenhinweise vermißt man völlig. Wie soll später einmal nachvollziehbar sein, was Wahrheit und was Dichtung ist? Diese Nachvollziehbarkeit zeichnet den Forscher aus (das heißt ja nicht, daß die Texte hochwissenschaftlich und schwer lesbar sein müssen).

Abgedruckt ist weiterhin der Vortrags- text von Dr. Erich Hildebrand, verfaßt wohl zur 1200-Jahrfeier 1976. Hier eine kleine Korrektur: die Renovierungsarbeiten in der Kirche fanden 1971 statt, nicht 1871 (S. 62). Es folgt ein Beitrag von August Straub über das „Rote Schloß“, eine Seite über die Freilichtbühne und die Lebenserinnerungen von Erich Auras.

Karl Kollmann

850 Jahre Bickershausen 1143–1993; Witzenhäuser 1994, 84 S., 21 s/w-Abb., 5,- DM.

Es ist begrüßenswert, daß es dem kleinen Witzenhäuser Stadtteil gelungen ist, anläßlich des Jubiläums eine Ortschronik herauszubringen. Ohne die Arbeit des Witzenhäuser Stadtarchivars Matthias Roeper, dessen Name bescheidenerweise nur in dem knappen Vorwort auftaucht, wäre dies gewiß nicht möglich gewesen. Damit sollen die Leistungen des Chronisten Rudi Schmidt natürlich ebenso wenig vergessen werden wie die Beiträge von Pfarrer Bernd Hochschorner.

Die Chronik ist klar gegliedert in die Abschnitte Geschichte, Natur und Landschaft, Kultur sowie einen Anhangsteil mit Statistiken, einem Kurzüberblick über die Ortsgeschichte, den Anmerkungen zum Text sowie einem Literaturverzeichnis. Für den geschichtlichen Teil zeichnet allein M. Roeper verantwortlich. Dicht an den Quellen orientiert, gibt er einen Überblick von den Anfängen bis zum Verlust

der politischen Selbständigkeit 1974. Dabei ist die Spezial-Vorbeschreibung des Dorfes aus dem Jahre 1837 vollständig abgedruckt. Ausführlich ist das verheerende Unwetter vom 30.5.1931 dokumentiert, doch leider erfährt man über das „Dritte Reich“ in Blickershausen fast gar nichts.

Der Abschnitt „Natur und Landschaft“ befaßt sich in knappen Ausführungen mit Geologie, Klima, Vegetation und Flurnamen. Im Abschnitt „Kultur“ sind recht verschiedene Aspekte zusammengefaßt: Pfarrer Hochschorner berichtet über Kirche und Kirchengemeinde, R. Schmidt über die Schule und in einer knappen tabellarischen Zusammenfassung über die Häuser des Ortes und ihre Besitzer. Die Selbstportraits der örtlichen Vereine schließen sich an.

Der Band ist nicht sonderlich aufwendig gestaltet, was wohl finanzielle Ursachen hat; die vorhandene Werbung ist relativ dezent verteilt. Die wohl EDV-technisch bedingten Zwischenräume (auch innerhalb zahlreicher meist längerer Wörter) beeinträchtigen leider etwas die Lesbarkeit.

Karl Kollmann

Manfred Lückert: Bad Sooden-Allendorf und Umgebung. Historische Fotografien 1933–1945; Bad Sooden-Allendorf: Eigenverlag 1994, 96 S., 162 s/w-Abb., 24,80 DM.

Der Einband ist zwar braun, aber das Titelbild läßt an die „gute alte Zeit“ denken: ein Pferdeschlitten vor winterlicher Kulisse... Im Buch selbst finden sich freilich nicht nur schöne Bilder, auch wenn die „Normalität“ zu überwiegen scheint (von Autounfällen bis zum Tanzschulen-Abschlußball). Nur auf 10 der 162 Bilder ist das Hakenkreuz zu sehen, davon sieben mal auf Bildern aus Eschwege und nur ein einziges mal in Allendorf (S.23); bloßer Zufall? Oder gab es die bösen Nazis nur in Eschwege, nicht im idyllischen Bad Sooden-Allendorf?

Zugegeben: Eschwege ist auch 15 mal ohne Hakenkreuz vertreten, dazu einmal noch der Stadtteil Oberhone. Damit sind wir beim Thema „...und Umgebung“. Schön einerseits, daß der Autor zum Teil bisher unveröffentlichte Fotos aus seinem privaten Fundus der Öffentlichkeit präsentiert. Schade andererseits, daß er dies nicht in Zusammenarbeit mit Eschweger Geschichtsforschern tut (immerhin erschien dort vor einem Jahr eine umfangreiche Stadtgeschichte). Auch das Bild vom Morgenappell im Reichsarbeitsdienstlager Hilgershausen wäre bei der 1993 erschienenen Ortsgeschichte willkommen gewesen. Aber Kooperation zwischen Heimatforschern ist halt so eine Sache für sich.

Dennoch: für viele Leser wird der Bildband manche Erinnerung wecken, und das ist wohl auch das Hauptanliegen des fleißigen Autors. Eine kritische Aufarbeitung der zwölf Jahre des Tausendjährigen Reiches in Bad Sooden-Allendorf steht schließlich noch aus, wie es der Autor in seinem Vorwort selbst bemerkt.

Karl Kollmann

Klaus Amlung (Übersetzung und Bearbeitung): Relatio ex Parnasso de Vitis Wizenhusano, von Beatus Rhenanus (Eine satirische Abhandlung über den Witzenhäuser Wein), (Schriften des Werratalvereins Witzenhäuser, Heft 25); Witzenhäuser: Werratalverein 1994, 87 S., 14 s/w-Abb., 15,- DM.

Daß der ehemals um Witzenhäuser (und überhaupt im Werratal) angebaute Wein kein Gaumenschmaus war, ist nicht nur seit den verschiedenen Anekdoten über den Dreimännerwein bekannt (einem wird mit Gewalt das Getränk von einem Zweiten eingeblöst, ein Dritter hält den sich kräftig Wehrenden in Schach). Schon Ende des 17. Jahrhunderts wurde der vielgeschmähte Witzenhäuser Wein einer satirischen Betrachtung unterzogen, 1690 in Kassel und 1755 in London in Lateinisch in Form einer juristischen Ab-

handlung von einem anonymen Schreiber publiziert. Klaus Amlung hat sich der Mühe unterzogen, den schwierigen lateinischen Text dieses seltenen Werkes zu übersetzen und ausführlich zu kommentieren. Das Ergebnis ist sicher kein leichter Lesestoff, für den Kenner der Hintergründe aber sehr amüsant zu lesen. Über 200 z.T. längere Anmerkungen zu den 40 Seiten deutscher Übersetzung sprechen für sich. Der lateinische Urtext ist im Faksimile wiedergegeben, das Ganze mit passenden Abbildungen illustriert. Die Witzenhäuser werden es wohl auch damals – wie hoffentlich heute – mit Humor genommen haben, wie ihr heimisches Getränk („Essig, der von allein wächst“, S.36) durch den Kakao gezogen wird.

Karl Kollmann

Friedhelm Krause / Rolf Messerschmidt: Die Moderne zieht ein. Die Riedmühle – ein frühes Beispiel der Elektrifizierung auf dem Land; Marburg: HisDo 1994, 31 S., 15 s/w-Abb.

Die „Arbeitsgruppe für Historische Dokumentation“ (HisDo) in Marburg bezeichnet sich selbst als „erfahrenes Historikerteam mit einschlägigen Fachkenntnissen auf unterschiedlichen Gebieten“. Ein Versuch also, historische Forschung als selbständiges Unternehmen zu betreiben – ein interessantes Vorhaben, wenn man bedenkt, daß solche Art geistige Arbeit hierzulande vorwiegend unentgeltlich von „Hobbyhistorikern“ erwartet wird.

Doch nun zum vorliegenden Heft, dessen Lektüre bald zeigt, daß man es wirklich mit erfahrenen Fachleuten zu tun hat. Allgemeine Bemerkungen zur Technik (Elektrizität und Wasserkraft) führen in die Problematik ein. Mangels vorliegender Vorarbeiten kann auf die Geschichte und Struktur von Reichensachsen nur kurz eingegangen werden. Der Eigentümer der dort liegenden Riedmühle, Karl Kelch, war Initiator der Elektrifizierung, befür-

wortet vom Landrat des Kreises Eschwege, Alexander von Keudell. Hindernisse der Bürokratie mußten genommen werden, das nötige Antragsverfahren wird detailliert beschrieben. Schließlich konnte Mitte Oktober 1896 in Reichensachsen die neue Energieart angewandt werden: in handwerklichen Betrieben, beim Dreschen, bei der Straßenbeleuchtung, in der Kirche. Die Eschweger kamen und staunten; in der benachbarten Kreisstadt setzte die Elektrifizierungswelle erst ein Jahrzehnt später ein. 1897 konnte das Eschweger Tageblatt gar in der Elektrifizierung keinen Fortschritt erkennen. Insofern kann die Riedmühle tatsächlich als „ausgesprochen frühes Beispiel für die Elektrifizierung auf dem Lande“ (S.30) gewertet werden; dies zu belegen, ist das Anliegen des Heftes.

Karl Kollmann

Karl-Heinz Bintzer: Alt Langenhain von 1700 bis 1969: ... als die Schule noch im Dorfe war! Eschwege: Keitz + Fischer 1994, 119 S., 65 s/w-Abb., 40,- DM.

Eine vorhandene umfangreiche Schulchronik einmal nicht notgedrungen knapp im Rahmen einer Ortsgeschichte zu verwerten, sondern auf dieser Grundlage die Schulgeschichte eines kleinen Dorfes zu schreiben: nur mit der Unterstützung eines Sponsors konnte Autor Karl-Heinz Bintzer ein solches Vorhaben verwirklichen. Es ist eine sehr lebendig geschilderte Schul- und Dorfgeschichte geworden, bestückt mit zahlreichen längeren und kürzeren Zitaten aus der Langenhainer Schulchronik, die lange Zeit verschollen war. Es ist auch ein wunderbares Geschichtsbuch für die Langenhainer, die sich hier in vielen Klassenfotos und auch namentlich wiederfinden.

Bintzer hat es verstanden, auch aus trockenen Verwaltungsnachrichten ein lebendiges Bild des Dorfes Langenhain im Verlauf von etwa 100 Jahren zu zeichnen, vom Beginn der Schulchronik in den 1870er Jahren bis zur

Auflösung der Dorfschule im Jahre 1969. Selbst ein „Schulmeister“, weiß er natürlich, wovon er schreibt, und seine subjektive Sichtweise der Dinge kommt deutlich zum Ausdruck. Man mag seine auf persönliche Erfahrungen gegründeten Auffassungen zu den Veränderungen im Schulwesen der letzten Jahrzehnte sehen wie man will: der Aussage, daß eine Erziehung nur im persönlichen Gegenüber stattfinden kann, ist wohl nichts hinzuzufügen.

Karl Kollmann

Erich Schwerdtfeger (Zusammenstellung): Von der lieben Schulmeisterei. Erinnerungen, Reden, Zeugnisse und Texte von Josef Müller-Fleiß. Eschwege: Selbstverlag Josef Müller 1994, 416 S., 88 s/w-Abb., 45,- DM.

Das umfangreiche vorliegende Werk würde gewiß eine eingehendere Besprechung verdienen, die aber an dieser Stelle so nicht geleistet werden kann. Zum 90. Geburtstag von Dr. Josef Müller, der heute in Bischhausen lebt, haben ihm seine Freunde – und er sich selbst – diese Würdigung zuteil werden lassen. Dr. Erich Schwerdtfeger sagt in seiner Einleitung manches, das unverändert in eine Buchbesprechung übernommen werden könnte, so im ersten Absatz: „Dieses Buch ist Josef Müller gewidmet und betrachtet sein Leben aus drei Blickwinkeln: autobiographisch und unmittelbar, literarisch und vermittelt in der Gestalt von Reden, die er gehalten hat, und schließlich im Spiegel von Erinnerungen derer, die ihm begegnet sind.“

Der autobiographische Teil (S. 15–185) war für den Rezensenten eine geradezu spannende Lektüre; und dies nicht allein deswegen, weil Josef Müllers Wahlheimat Bischhausen, in die ihn der Weltkrieg verschlug, auch sein eigener Heimatort ist. Kindheit, Jugend und Studienzeit in der heutigen Tschechei, die zehn Jahre als Direktor der Stadtbücherei in Aussig, die zwei Jahre Gefangenschaft in England, in der er die begon-

nene politische und Volksbildungsarbeit fortsetzte – all dies erweckte nicht weniger Interesse als der Wiederaufbau in der neuen Heimat und die zwanzig Jahre als Lehrer an der Friedrich-Wilhelm-Schule in Eschwege (bis 1966).

Von S. 188 bis 357 reicht der umfangreiche Textteil mit Aussagen über Dichter und ihr Werk, politische Reden – hier gilt es innezuhalten, finden sich hier doch Feststellungen, die nicht nur Müllers persönliche Auffassung widerspiegeln, sondern vor allem den politisch interessierten Leser ansprechen; sei es, daß uns Nachgeborenen eine Geschichtsstunde aus erster Hand geboten wird, sei es, daß diejenigen, die das „Dritte Reich“ und die Folgen mitgemacht haben, hier noch einmal mit dem konfrontiert werden, das sie selbst miterlebt oder mitverantwortet haben. Hierzu ein Zitat, das sich allerdings nicht im Textteil, sondern im autobiographischen Abschnitt findet (S.125):

„Es gibt wenigstens für die Älteren unter uns keine Entschuldigung dafür, daß wir gut heißen, was böse war, daß wir mitgingen, wo sich alles ins uns hätte sträuben sollen gegen das maßlose Unrecht, das mit dem Nationalsozialismus in die Welt gekommen war. Denn man brauchte kein Heiliger zu sein und kein Philosoph, um unterscheiden zu können zwischen Gut und Böse.“

Zurück zum Textteil: weit mehr Raum als die politischen Reden nehmen die Texte über Dichter und ihr Werk ein (über 80 Seiten), welche den Einfluß verdeutlichen, der Josef Müller geprägt hat, und die uns seine Vorbilder vorstellen: Goethe ist hier an erster Stelle zu nennen, die Brüder Grimm, Thomas Mann ... andere Vorbilder jedenfalls als die der nächstjüngeren Generation (die dann den Unterschied zwischen Gut und Böse nicht mehr zu erkennen vermochte). – Weitere Abschnitte des Textteils enthalten Reden zur Schulentlassung an der FWS; dann die Betrachtungen zu Liedern und Gedichten (vom Kaiserlied bis Lili Marleen); schließlich über Bilder.

Der Übergang zum dritten Abschnitt ist (absichtlich?) unscharf. Es schließen sich an Betrachtungen über Landschaften, über geliebte Lehrer, dann folgen „kleine Geschichten von kleinen Leuten“ – eine Sammlung von meisterhaft erzählten Anekdoten. Erst dann beginnt der relativ kurze biografische Teil (S. 390–407) mit Aussagen über Josef Müller, von Freunden, Kollegen, Schülern. Den Abschluß bildet wiederum ein selbst verfaßter Lebenslauf. – Es soll nicht vergessen werden, auf die recht zahlreichen Bilder hinzuweisen, die dem Text passend zugeordnet sind. Abschließende Wertung: Insgesamt kein leichter Lesestoff, über weite Strecken (wie schon anfangs gesagt) spannend zu lesen; Zeitgeschichte aus persönlicher Sicht, aus der man viel lernen kann (wenn man dazu bereit ist).

Karl Kollmann

Egon Höhmann – Ein Leben für Heimat und deutsche Einheit; Hrsg.: Freundeskreis Egon Höhmann. Hessisch Lichtenau: Selbstverlag 1994, 128 S., 22 Abb., 18,50 DM.

Familienmitglieder, Freunde und Weggefährten erinnern sich an den sozialdemokratischen Politiker, der vor 15 Jahren, am 19. Januar 1979, verstarb. Die Titel der Einzelbeiträge sprechen für sich: „Egon Höhmann setzte Maßstäbe bis in unsere Zeit“, „Egon Höhmann war der beste Freund“, „Egon Höhmann lief 100 m in 11,0 Sek.“, „Egon Höhmann ermutigte mich zur Verantwortung“ oder „Egon Höhmann ist fürwahr ein Mensch gewesen“. Eine Würdigung des Menschen Egon Höhmann ist dabei entstanden, freilich gesehen mit den Augen seiner Parteifreunde – in erster Linie also ein Buch für Mitglieder der SPD in unserer nordhessischen Heimat, für die sich der Gewürdigte während seiner politischen Tätigkeit unermüdlich eingesetzt hat.

Karl Kollmann

Hannelore Harders: ...und mach die Grenze wieder auf; Altenburschla: Eigenverlag 1994, 72 S., 10,- DM.

Der Wunsch des Gebetes aus Kindertagen, der den Titel ausmacht, ging für die Autorin an jenem „Wahnsinns-Weekend“ vom 9. bis 13. November 1989 in Erfüllung. 1956 in Altenburschla geboren, wuchs sie mit der Grenze auf, zog dann später in die Großstadt; ein Heimatbesuch fällt mit jenem denkwürdigen Weekend zusammen, dessen Ereignisse sie hier in anschaulicher Weise schildert. Wer dabei war, wird es nie vergessen: „Die Ereignisse überstürzen sich und ich stehe mitten drin“ (S. 28). Erinnerungen an Besuche und Erfahrungen in der „tostlosen, grauen Welt der DDR“ (S. 32) sind als Rückblenden geschickt eingebaut. Lesenswert, nicht nur für die Dabeigewesenen.

Karl Kollmann

Wolfgang Koch/Ralf Schmidt: Ab von Kassel. Hessisch Lichtenau: Vogt 1993, 287 S., zahlreiche z.T. farbige Abb., 48,- DM

Am 6. Dezember 1993 starb Wolfgang Koch, Verfasser mehrerer Bücher zur Geschichte der Eisenbahnen in unserer Region. Das Erscheinen des vorliegenden Bandes, an dem er als Autor mitwirkte, hat er nicht mehr erlebt; es ist erst im Frühjahr 1994 in den Handel gekommen.

Das Buch beginnt mit einem knappen historischen Überblick über Kassel und beschäftigt sich dann zunächst mit dem Kasseler Hauptbahnhof; es folgen Beiträge über die Cassel – Waldkappeler Eisenbahn, die Kleinbahn Kassel – Naumburg, die Söhrebahn und die Herkulesbahn. Die Beschreibung der Strecke Kassel – Waldkappel interessiert in unserem Zusammenhang besonders. Von den 64 Seiten dieses Beitrags sind etwas über 8 Seiten Text und 55 Seiten Fotos und Pläne, meist mit ausführlichen Erläuterungen bzw. Bildunterschriften. Die Strecke Kassel – Eschwege wurde am 31. Mai 1985 stillgelegt, deshalb sind

die Fotos für viele Leser (nicht nur Eisenbahnfreunde) von hohem Erinnerungswert.

Karl Kollmann

Niklot Klüßendorf und Roger Baldus: Die Fundmünzen aus der Marktkirche zu Eschwege, Werra-Meißner-Kreis (Archäologische Denkmäler in Hessen 113); Wiesbaden 1994, 16 S., 2 Abb., 1 Planskizze, 4,- DM.

Es ist nun schon drei Jahre her, daß anläßlich der Heizungsumbauten in der Eschweger Marktkirche archäologische Untersuchungen durch die örtliche AG für Vor- und Frühgeschichte stattfanden (siehe: Eschweger Geschichtsblätter 4/1993). Über einen besonderen Fundkomplex berichten nun die Autoren dieses Heftes. Insgesamt 142 Münzen wurden – meist an der Oberfläche – gefunden; sie wurden untersucht, bestimmt und hier in sehr gedrängter, aber informativer Form beschrieben. Natürlich dürfte die Publikation vor allem Münzfreunde und -sammler interessieren, sie stellt aber auch für den allgemein historisch interessierten Leser eine wichtige Ergänzung der bereits veröffentlichten archäologischen Ergebnisse dar.

Karl Kollmann

600 Jahre St. Georgskirche Waldkappel 1394–1994; Waldkappel: Ev. Kirchengemeinde 1994, 16 S., 19 s/w-Abb., 3,- DM.

Es ist erfreulich, daß Pfarrer Hocke das 600jährige Baujubiläum der Waldkappeler Kirche nicht einfach hat vorübergehen lassen, sondern diese kleine Schrift herausgegeben hat. Dabei hat er nicht die vorliegenden Veröffentlichungen wiederholt oder zusammengefaßt, sondern eigene Betrachtungen hinzugefügt, die sich in erster Linie an architektonischen Details und deren Bedeutung orientieren. Wer weiß schon etwas vom „grünen Mann“ in der Waldkappeler Kirche? Viel Spaß beim Lesen und Entdecken!

Karl Kollmann

125 Jahre Volksbank Hess. Lichtenau eG 1869–1994; Hess. Lichtenau: Vogt 1994, 55 S., 46 meist farbige Abb.

Zum 125jährigen Jubiläum hat sich die Volksbank Hessisch Lichtenau ein ansprechendes Heft gegönnt, das freilich zu einem guten Teil Werbung für die Bank machen soll. Auf S. 6–21 wird kurz auf die Geschichte der Volksbank eingegangen und anschließend Hermann Schulze-Delitzsch gewürdigt. Tabellen sowie (farbige!) Abbildungen der derzeitigen Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder schließen sich an, und abschließend werden die einzelnen Niederlassungen in Farbbildern vorgestellt.

Karl Kollmann

110 Jahre MGV 1884 Berneburg; Sontra-Berneburg: Selbstverlag 1994, 48 S., einige s/w-Abb.

Zum Jubiläums des Männergesangsvereins 1884 Berneburg und zum Bezirks-Sängerfest des Sängerbezirks Sontra am 2.–5.6.1994 wurde dies Heft herausgegeben. Über die Hälfte des Raumes (26 Seiten) werden von Werbung eingenommen, 7 Seiten von Grußworten, 9 Seiten von Chroniktext mit Abbildungen; die übrigen Seiten nehmen Programm, Totengedenken usw. ein. Vor der eigentlichen Vereinschronik sind 2 1/2 Seiten „Ausschnitte aus der Chronik des 700-jährigen Berneburgs“ von einem anonymen Autor zusammengestellt worden; dies hätte man lieber bleiben lassen sollen, denn die Ansammlung falscher und unbewiesener „Fakten“ ist wirklich haarsträubend. Hatte nicht vor wenigen Jahren ein kundiger, wenn auch nicht archivgewohnter Bürger Berneburgs eine doch recht ordentliche Dorfgeschichte geschrieben? Dem Autor des kurzen historischen Abrisses in der vorliegenden Festschrift muß dies wohl entgangen sein.

Karl Kollmann

125 Jahre Männergesangsverein Breitau 1869 bis 1894; Sontra-Breitau: Selbstverlag 1994, 16 S., einige s/w-Abb.

Na also, es geht doch: jeweils vier Seiten Vereins- und Dorfgeschichte, einige Seiten mit Fotos und Dokumenten, ein Grußwort, das Festprogramm – und keine geschichtliche Märchenstunde wie bei Berneburg. Mehr ist nicht nötig für die ordentliche Dokumentation eines 125 Jahre bestehenden Vereins.

Karl Kollmann

125 Jahre Turn- und Sportverein 1869 Herleshausen e.V.; Herleshausen: Selbstverlag 1994, 62 S., zahlreiche s/w-Abb.

Nun zu den Sportvereinen. Zuerst zum Turn- und Sportverein Herleshausen, der eine Schrift mit dem Untertitel „Festschriftliches“ vorlegt, der man ansieht, daß sie von Profis gemacht wurde, im Stil einer Sportzeitschrift konzipiert. Die 5 Grußworte auf 3 Seiten, nur 2 davon mit dem sonst obligatorischen Bildchen – mal etwas Neues. „Vorläufiges“ nennt Langstreckenläufer Wilutzky seine Gedanken, „Vorangegangenes“ ist der chronologisch geordnete Rückblick auf die Vereinsgeschichte betitelt, gefolgt von Erinnerungen; „Vorgefundenes“ bezieht sich auf Dokumente, „Vorständliches“ auf die Vorstellung der Vereinsvorstände – und so fort. Ohne die allgegenwärtige Werbung ging es natürlich nicht, was aber bei dem Layout als nicht so störend empfunden wird. Eine gut gelungene, vorbildliche Vereinsfestschrift!

Karl Kollmann

75 Jahre SC Eintracht Germerode 1919 e.V.; Meißner-Germerode: Selbstverlag 1994, 104 (nicht num.) S., mehrere s/w-Abb.

Dies Heft ist zwar voluminöser als das vorhergehende, aber deutlich weniger professionell gestaltet, was schon an der fehlenden Paginierung erkennbar ist. 12 Grußworte –

neuer Rekord? Aber dennoch: das Heft enthält viel Information, der Stoff ist ordentlich zusammengetragen und dargestellt, freilich laufend von Werbung unterbrochen. Alles in allem ist auch diese Festschrift als positiv zu bewerten.

Karl Kollmann

Gerd Strauß (Zusammenstellung): 75 Jahre SV Adler Weidenhausen. Meißner-Weidenhausen: Selbstverlag 1994, 72 S., zahlreiche s/w-Abb.

Die Festschrift des Weidenhäuser Sportvereins geht nach zwei Grußworten auf die Vereinsgeschichte ein, die in zwei Abschnitte unterteilt wurde: 1919 bis 1945 und 1945 bis 1994 (S. 6–15). Einen breiten Raum nimmt die Darstellung der sportlichen Entwicklung von 1952 bis 1993 ein (S. 16–67), wobei jede Saison ausführlich und klar gegliedert dokumentiert ist. Die Bilder konnten dabei textbezogen eingepaßt werden. Angenehm der Verzicht auf störende Werbung: die Sponsoren sind auf der zweiten Umschlagseite einfach aufgelistet worden. Auch diese Vereinsfestschrift hinterläßt einen sehr guten Eindruck.

Karl Kollmann

70 Jahre Schützenverein Germerode 1924 e.V. Meißner-Germerode: Selbstverlag 1994, 50 S., mehrere s/w-Abb.

Dies ist nun wieder das Übliche: die Werbung ist auf das gesamte Heft verteilt, bis S. 15 von sieben Grußworten unterbrochen. Es folgt eine dreieinhalbseitige Vereinsgeschichte (rechte Seiten, die linken Seiten Werbung). Fotos, Tabellen und das Festprogramm füllen den Rest des Heftes.

Karl Kollmann

25 Jahre TTC Vockerode 1969–1994. Meißner-Vockerode: Selbstverlag 1994, 68 (nicht num.) S., mehrere s/w-Abb.

Der Tischtennisclub Vockerode blickt zwar nur auf ein Vierteljahrhundert Vereinsgeschichte zurück, dafür war der Verein aber auch sehr erfolgreich. Die Werbung ist wiederum auf das ganze Heft verteilt, und die sechs Grußworte halten sich im üblichen Rahmen. 7 1/2 Seiten Vereinsgeschichte sowie 6 Seiten sportlicher Rückblick sind gut dokumentiert und werden durch Tabellen und Fotos ergänzt.

Karl Kollmann

25 Jahre SPD-Ortsverein Quentel. Quentel: Selbstverlag 1994, 16 S.

Sechs Grußworte, und bis Seite 7 ist das Heft schon gefüllt; es folgen dann sechs Seiten sehr interessante Parteigeschichte am Ort seit 1924, nach dem Krieg wieder beginnend mit der Neugründung eines Ortsvereins 1969. An Stelle von Werbung gibt es wieder eine bloße Auflistung der Sponsoren. Trotz der knappen Darstellung ist ein informatives Heft entstanden.

Karl Kollmann

Quenteler Historischer Kirchenbote, Sonderausgabe Nr.8, Nov. 1994, 12 S., 3 Abb.

Zum achten Mal schon legt Thomas Blumenstein den Kirchenboten für den Lichtenauer Stadtteil vor. Diesmal berichtet er über einen Streit des Pfarrers mit seiner Gemeinde 1817 bis 1828 und gibt eine Passage aus dem Tagebuch des Lehrers Rüdiger von 1924 bis 1932 wieder. Beide Texte verraten, daß der Bearbeiter mit der Arbeit an Schriftquellen vertraut ist; schließlich arbeitet er schon längere Zeit an einer fundierten Ortsgeschichte, die bald zu erwarten ist.

Karl Kollmann

10 Jahre Reit- und Fahrverein Meinhard e.V.; Meinhard: Eigenverlag 1994, 28 S.

Grußworte, viel Werbung und Einiges zur nur zehnjährigen Vereinsgeschichte: viel ist zu dieser Jubiläumsschrift aus der Sicht des Rezensenten nicht zu sagen. Von der Redaktion der „Sport-Tribüne“ bearbeitet, macht das Heft natürlich den Eindruck einer professionell hergestellten Sportzeitschrift.

Karl Kollmann

Kirmes in Datterode. Ringgau-Datterode 1994, 20 S., 11 Abb.

Dies ist nicht nur ein Kirmesprogramm: auf elf Seiten erzählt Karl Beck von einhundert Jahren Kirmesgeschichte in Datterode, ergänzt durch alte Fotos. Es ist ein lesenswerter Beitrag zur Ortsgeschichte entstanden, allerdings bei der gewählten Schrifttype leider nicht sehr leserfreundlich.

Karl Kollmann

Strohbärenkirmes in Wichmannshausen; Sontra-Wichmannshausen: Wichmannshäuser Kirmes-Team e.V. 1994, 48 S., 5 s/w-Abb.

Mit der „Strohbärenkirmes“ hat das 1993 im Ort gegründete Kirmes-Team eine Tradition wieder aufleben lassen. Nachdem über ein Jahrzehnt lang die Kirmes von Vereinen ausgerichtet wurde, sind es jetzt wieder junge Leute, die das Fest organisieren, so wie früher die Kirmesburschen (und -mädchen). Ein recht nobles Heft haben sie sich 1994 geleistet, freilich hauptsächlich aus Werbung bestehend, dazu kommt das Programm, die Vorstellung des Teams und die üblichen Grußworte. Wir wünschen dem Team weiterhin viel Elan bei der Ausrichtung der zukünftigen Kirmessen und anderer Feste!

Karl Kollmann

Gedichte und gesammelte Werke von Friedrich Heinemann, Schuhmacher und Poet; ohne Ort und Jahr (1994), 28 (nicht num.) S.

Zum Abschluß etwas Peinliches: die „gesammelten Werke“ des 1904 in Jestädt geborenen Friedrich Heinemann. Vielleicht nett gemeint und in privater Runde wohl auch gern gehört – die gereimten Lebensweisheiten und Erinnerungen gedruckt unter die Leute zu bringen, hätte man jedoch besser sein lassen sollen ... (Beispiele: Der Bettnässer, Durch die Blume, Meine Oma).

Karl Kollmann

Veröffentlichungen aus den thüringischen Nachbarkreisen im Jahre 1994

von York-Egbert König

Carl Eduard Vehse: Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation: Die Höfe zu Thüringen, hg. v. Wolfgang Schneider, ausgew. u. bearb. v. Annerose Reinhardt, Leipzig: G. Kiepenheuer 1994, 340 S., 24 Abb., geb., DM 49,80

„Ich habe die ... Bände von Vehse mit der größten Gier durchgelesen ... ist für mich wahrer Kaviar“ schreibt Heinrich Heine im Jahre 1852 an seinen Hamburger Verleger Campe, der die insgesamt 48 Bände umfassende Geschichte der deutschen Höfe aus der Feder des Historikers, Archivars und Publizisten Carl Eduard Vehse (1802–1870) zwischen 1851 und 1860 veröffentlichte. Der Leipziger Verlag Kiepenheuer hat die Neuauflage in einer vom Original abweichenden Gliederung übernommen. Hier werden die kleinen thüringischen Höfe mit Ausnahme Weimars vorgestellt: Gotha-Altenburg, Coburg-Gotha/Saalfeld, Meiningen, Hildburghausen-Altenburg, Schwarzburg zu Sondershausen und Rudolstadt, Reuß. Vehse schildert Leben und Werk der Herrscher, anerkennt ihre Taten, geißelt ihre Schwächen, schmunzelt über ihre Manien, ganz und gar nicht aus der Sicht des devoten Untertanen, er ist überzeugter Demokrat, kennt seine Pappenheimer aus den Akten und beleuchtet eine nicht immer für die Öffentlichkeit bestimmte Innenseite der höfischen Gesellschaft, macht Größe und Grenzen erlebbar. Die Edition folgt bei geringfügigen Angleichungen und Verbesserungen weitgehend dem Original, längere fremdsprachige Passagen wurden übersetzt, notwendige Erläute-

rungen in eckigen Klammern nachgesetzt. Zusätzlich wurden zeitgenössische Illustrationen beigegeben, genealogische Tafeln tw. überarbeitet und ergänzt, ein Personenregister erstellt. Eine Vorbemerkung und ein Beiblatt informieren über den behandelten Zeitraum bzw. über Leben und Werk des Autors. In gleicher Aufmachung sind bereits erschienen: die Höfe zu Hessen, der Hof zu Weimar!

Detlef Ignasiak (Hg.): Herrscher und Mäzene. Thüringer Fürsten von Hermenegried bis Georg II., Rudolstadt/Jena: hain-Verlag 1994, 560 S., 34 Abb., geb., DM 44,80

Der vorliegende Sammelband vereinigt erstmals und beispielhaft in Portraits die wichtigen thüringischen Fürsten (darunter auch die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach), die in ihrer Zeit und in ihren Territorien für Politik, Wirtschaft und Kultur entscheidend und bedeutend waren und durch ihr Engagement, die Gunst der Umstände und im Zusammenspiel mit anderen die thüringischen Lande zu jener einzigartigen Kulturlandschaft Mitteldeutschlands werden ließen, die sie bis heute geblieben ist. 23 überwiegend mitteldeutsche Autoren (16) und Autorinnen (7) liefern 35 Einzelwürdigungen, die die Zeit vom Anfang des 6. Jahrhunderts bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts umspannen und die Dynastien aus der Zeit des Thüringer Königreiches, der Ludowinger, der Henneberger, der Schwarzburger, der Reußen und der Ernestiner in Coburg, Gotha, Meiningen und Weimar berücksichtigen. Eine kurze Einleitung beleuchtet die territoriale und dynastische Entwicklung. Abbildungen, Übersichtstafeln, ein Literaturverzeichnis sowie ein Personen- und Ortsregister machen den Band insgesamt zu einem wichtigen Beitrag der regionalen Geschichtsschreibung, die textliche Darbietung zeigt im übrigen, daß Dynastengeschichte keineswegs langweilig sein muß.

Walter Rassow: Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Worbis, hg. v. Thüringischen Landesamt für Denkmalpflege Erfurt, Heiligenstadt: F.W. Cordier 1994, 320 S., 347 Abb., geb., DM 87,90

Nachfrage, Hingabe und Einsatz von Fördermitteln haben es ermöglicht, daß 80 Jahre nach dem Kriegstod des Verfassers das Denkmalverzeichnis für den Kreis Worbis erstmals herausgegeben werden konnte, trotz des Forschungsstandes der Jahrhundertwende ein ebenso notwendiges wie faszinierendes Unternehmen. Wiederum besticht die Arbeit durch ihr hervorragendes Foto- und Abbildungsmaterial. Weltkrieg und früher Tod verhinderten, daß der Autor seine Arbeit fortsetzen bzw. beenden und damit ein ähnlich umfangreiches Verzeichnis wie für den Kreis Heiligenstadt (1909; Reprint 1990) vorlegen konnte. Dennoch war es richtig und sind wir dankbar, daß das Manuskript nach so langer Zeit in dieser Form für die Drucklegung aufbereitet werden konnte. Leider fehlen Einleitung, Anhang und einige Abschnitte, aber zwischen Adelsborn und Zwingen werden immerhin 77 Orte in alphabetischer Folge vorgestellt. Nach einem Blick in die Ortsgeschichte werden Kirchen, Taufsteine, Epitaphien, Glocken und wichtige Profanbauten wie Schlösser, Burgen, Herrensitze, Mühlen, Bürger- und Bauernhäuser beschrieben. Vorgefundene Zweitschriften wurden aufgenommen, Texte von Mitautoren kursiv hervorgehoben. Solange andere Inventare nicht vorliegen, bleibt das nun verfügbare Verzeichnis von hohem Wert.

Johann Wolf: Städte im Obereichsfeld: Heiligenstadt, Dingelstädt, Worbis, Reprint der Originalausgaben von 1800, 1812, 1818, Duderstadt: Mecke 1994, ca. 820 S., geb., DM 168,-

Nach dem überaus positiven Echo auf die Reprintausgabe der politischen Geschich-

te des Eichsfeldes aus der Feder Johann Wolfs im Jahre 1993, setzt der Verlag Mecke die Reihe mit Neuauflagen von Werken desselben Autors fort und faßt hier drei Städtebeschreibungen in einem photomechanischen Nachdruck zusammen, im Anhang vermehrt um Wolfs Beitrag Eichsfeld für Allgemeine Encyclopädie von Ersch/Gruber (1839), der eine knappe, kaum überholte Darstellung von rund 1000 Jahren Geschichte auf dem Eichsfeld bietet. Beidem ist eine Einführung von Peter Aufgebauer vorangestellt. Für seine Geschichte und Beschreibung der Stadt Heiligenstadt hatte Wolf ausreichend Material zur Verfügung, so daß er die Arbeit neben einem Urkundenanhang in die Abschnitte Stadtgeschichte, Topographie, politische und statistische Beschreibung gliedern konnte. Da die Quellenlage resp. Worbis und Dingelstädt weniger üppig ausfiel, bleiben die Ausführungen Wolfs dementsprechend weniger umfangreich; da er keine vollständige chronologische Abhandlung bieten konnte, ist in diesen Fällen nur von Denkwürdigkeiten die Rede, die natürlich nicht minder interessant sind.

Im übrigen sei an dieser Stelle angemerkt, daß der Verlag F.W. Cordier in Heiligenstadt im 175. Jahr seines Bestehens bibliophile Einzelausgaben der genannten Städtechroniken im Originalformat vorlegt: Heiligenstadt, 272 + 112 S., DM 89,90; Worbis, 190 + 68 S., DM 63,80; Dingelstädt, 52 + 20 S., DM 23,90. Am Ende eines jeden Bandes sind die wichtigsten Details zu Leben und Werk Wolfs beigelegt.

Ob Einzelausgaben oder Sammelausgabe, diese Entscheidung bleibt dem Geschmack der interessierten Leserschaft überlassen, die Werke als solche sollten jedoch in keinem Bücherschrank fehlen.

Ulrich Leander Braun/Hans-Joachim Brudniok: Dörfer auf dem Eichsfeld (= Siedlungsstrukturen in Niedersachsen, hg. v. Nds. So-

zialministerium), Duderstadt: Mecke 1994, 144 S. mit zahlr. Abb., brosch., DM 10,-

Fachwerk, rote Ziegel, helle Fassaden und dunkle Balken ... aus dem Wissen um den regionalen Bezug in der Bauweise ... das Vorhandene bewahren ... Leitlinien für künftige Entwicklungen aufzeigen, damit die Dörfer ihr Gesicht nicht verlieren ... Dies und anderes schickt der Herausgeber der Broschüre als Motto voraus, die sich erstmals derart intensiv mit den Dörfern des Eichsfeldes befaßt und sowohl eine allgemeine Darstellung des Eichsfeldes, seiner Landschaft und typischer Dorfformen als auch Beschreibungen von Baustoffen und Details als Kennzeichen der regionalen Dorfarchitektur liefert. Die Autoren stellen die Entwicklungsepochen von Gebäuden und Bauteilen vor. Als weitere Spezialitäten der Region werden hier übliche Dachziegel, Farbige der Fachwerkteile, Dorffangeridyll hervorgehoben. Etliche Zeichnungen und mehr als 500 Farbfotos, die leider manchmal etwas zu klein und unscharf geraten sind, ergänzen den Text. Insgesamt ist ein wahres Kompendium der dörflichen Kultur im Dreiländereck Thüringen, Niedersachsen, Nordhessen entstanden, das mit seiner Themenbreite zwischen Auslassungen berühmter Persönlichkeiten und dorftypischen Biotopen nahezu jedem Leser etwas bieten kann.

Die Burg Bodenstein im Eichsfeld. Geschichte und Gegenwart, mit Beiträgen von Heinrich Jobst Graf von Wintzingerode, Bernd Winkelmann, Rita Gaßmann, Burg Bodenstein (Duderstadt: Mecke) 1994, 80 S., 16 Abb., 2 Planskizzen, brosch., DM 11,80

Nach umfangreichen Renovierungsarbeiten wurde die Burg Bodenstein am 1.10.1994 als Familienerholungs- und Begegnungsstätte der Ev. Kirchenprovinz Sachsen wiedereröffnet. Aus diesem Anlaß wurde das vorliegende Heft zusammengestellt, das den

Besucher durch Geschichte und Gegenwart führen soll. Mächtig thront der Bodenstein unweit Worbis über der Landschaft, deren Geschick eng mit dem des weit über die Region bedeutenden Adelsgeschlechts derer von Wintzingerode verbunden war; diese treten 1209 erstmals urkundlich auf und sind ab 1448 alleinige Besitzer des Bodensteins. Teil I der Broschüre schildert die Geschichte der Burg und Herrschaft Bodenstein von den Anfängen bis 1947; Teil II behandelt die Zeit von 1945 bis 1994 und ihre gegenwärtige Aufgabe, den Weg vom Müttererholungsheim, kirchl. Seminar und Tagungsstätte bis hin zur gegenwärtigen Begegnungsstätte der Ev. Kirche, in deren Besitz die Burg einst 1947 überging. Teil III beschreibt das Erscheinungsbild des Bodensteins einst und jetzt, der bis zu Enteignung und Plünderung 1945 eine der wertvollsten und umfangreichsten privaten Kunstsammlungen Mitteldeutschlands besaß. Die völlige Zerstörung der Burg durch sowjetische Besatzungstruppen konnte angeblich dadurch verhindert werden, indem der Pfarrer von Wintzingerode bei den Verantwortlichen auf die Geschichte des russischen Kavalleriegenerals Ferdinand von Wintzingerode verwies. Es folgen eine ausführliche Beschreibung der Sehenswürdigkeiten, die man bei einem Rundgang besichtigen kann, eine Zeittafel und bibliographische Hinweise; eine den Rundgang begleitende Grundrißskizze und eine Stammtafel werden leider vermißt.

Roger und Renate Rössing, Eichsfeld, Würzburg 1994, 96 Seiten mit zahlr. Farb.- und einigen Schwarzweißabbildungen, gebunden, 39,80 DM

Das renommierte Leipziger Fotografenpaar Rössing, als Autoren zahlreicher Fotobücher und Bildbände zu den bekanntesten ostdeutschen Vertretern ihres Faches zählend, haben das karge Eichsfeld bereist und ihre auf Farbfilm gebannten Impressionen zu einem

üppigen, hervorragend gedruckten und repräsentativ ausgestatteten Bildband zusammengestellt. Die handwerklich perfekten Dias zeigen allerdings keine revolutionäre Ästhetik. Jeder Fremdenverkehrsmanager hätte seine Freude, wenn er sich solche Aufnahmen für sein Archiv sichern könnte.

Stimmungsvolle Motive überwiegen: Gegenlicht, blaue Himmel mit Schäfchenwolken. Nahsichtige Ausschnitte kontrastieren mit weiten Panoramen. Daß in diesem Buch dennoch kein charakteristisches Bild der letztendlich unspektakulären und damit fotografisch anspruchsvollen Landschaft zwischen Duderstadt, Heiligenstadt, Worbis und Mühlhausen entsteht, liegt weniger an den Tücken des Objektes, sondern mehr an der Bildauswahl und der bequemen Touristenperspektive, die die vielbeschäftigten Autoren eingenommen haben und über die sie nicht hinausgegangen sind. Fade Seitenfüller wie banale Sonnenblumen (S. 47), in ihrer Anonymität belanglose Frühlingslandschaften (S. 34/35, 45, 53), im Kontext des Themas überflüssiges Wassergeflügel (S. 32) und manch andere „Impression“ könnten auch in ganz anderen Landstrichen aufgenommen worden sein, Hauptsache, es gibt dort hin und wieder Sonne, rote Dächer, blühende Obstbäume und hügeliges Gelände. Aufnahmen charakteristischer Eichsfelder Haus- oder Dorfformen sucht man vergebens.

Die Bilder zeigen nichts anderes, als auch der Text vermittelt. Die Autoren beschäftigen sich hierbei auffallend intensiv mit Kirchen und Klöstern, sogar eine Tabelle der wichtigsten Wallfahrten ist abgedruckt. Insgesamt herrscht ein poetisch-nichtssagender Ton vor. Der Text läßt erkennen, daß zügig und ohne großen Aufwand an Recherche gearbeitet wurde, um einige schögeistige Worte der unverbindlichen Erklärung anzufügen. Auf mattem Werkdruckpapier und daher von dem im wahrsten Sinne des Wortes glänzenden Bildteil deutlich geschieden, werden Plattitüden verbreitet, zusammengeschrieben aus älterer topographischer Literatur und neueren Pro-

spekten. So wird näheres zum mysteriösen Fluß „Eichisia“, der als Namensgeber fungieren soll (S. 10), nicht mitgeteilt. Die „kleine Memorialausstellung im Heiligenstädter Heimatmuseum“ zur Erinnerung an Theodor Storm wurde längst durch eine gesonderte Gedenkstätte ersetzt (S. 12). Nicht das gemeinte Kloster Zella, sondern das Dorf Zella liegt bei Dingelstädt (S. 68). Ein für die Eschweger besonders schönes Beispiel des sprachlichen und sachlichen Tiefgangs soll abschließend in vollem Wortlaut zitiert werden: Die Werra-schiffahrt „war in früheren Zeiten für die Bewegung von Fracht ein sehr wesentlicher Wirtschaftsfaktor. Ein Leuchtturm bei Eschwege (für die Lastschiffe) erinnert noch heute an diese Blütezeit eines fast vergessenen Verkehrsmittels“ (S. 85).

Kompetente Fotografen haben mit diesem impressionistisch-oberflächlichen Buch eine Chance vertan, wie sie in früheren Jahren Bildbandautoren wie Hege, Hielscher oder Renger-Patzsch überzeugender nutzten: ein Landschaftsportrait zu schaffen, eine Charakteristik herauszuarbeiten. Renate und Roger Rössing haben der einschlägigen Touristenlektüre einen weiteren typischen Geschenkband zugefügt, an den sich in einigen Jahren kaum jemand mehr erinnern wird. *Thomas Wiegand*

Karl J. Hüther: Bunte Ansichtskarten vom Eichsfeld, Heiligenstadt: F.W. Cordier 1994, 84 S., 79 Abb., geb., DM 26,80

Bunte Ansichten vom Eichsfeld bietet die erstmalig gedruckte Zusammenstellung von Bildpostkarten, die zu 90 % aus der Sammlung des Autors stammen, der weitere Teile seiner Bestände bereits 1993 während einer Ausstellung im Eichsfelder Heimatmuseum zu Heiligenstadt präsentieren konnte. Die Bilderreise geht kreuz und quer durch das Eichsfeld, wobei Heiligenstadt mit 34 Reproduktionen überrepräsentiert ist, während andere Orte zu kurz kommen oder gar nicht

berücksichtigt werden. Wir finden Mehrbildkarten, Grußkarten, Gesamtansichten, Landschaften, Ansichten von Gebäuden und Straßen, Ereigniskarten; allen Abbildungen sind Erläuterungen beigegeben. Durch den postalischen Nachweis können sie zeitlich zwischen 1897 und 1924 eingeordnet werden. Die Karten geben dem heutigen Betrachter eine Momentaufnahme der damaligen Zeit, sagen aber auch manches darüber aus, wie sich die Städte und Gemeinden präsentierten und werden zum kulturhistorischen Dokument, da vieles so nicht mehr vorgefunden werden kann.

Heilbad Heiligenstadt, Texte von Josef Keppeler und Rolf Wagner, Gudensberg-Gleichen: Wartberg Verlag 1993, 72 S., 72 farb. Abb., geb., DM 29,80

Der neue Bildband präsentiert das Zentrum des Obereichsfeldes von seiner Schokoladenseite, immer sonnig, immer heiter! Ein stimmungsvolles Wetterfoto hätte durchaus auch einen gewissen Reiz. Alle Fotos werden durch Texte ausführlich erläutert, so daß man sich gern zu einem Stadtbummel überreden läßt, zumal das Buchformat von 24x23 cm dazu noch recht handlich ist. Alle Sehenswürdigkeiten werden gezeigt, Großaufnahmen, Details, Vogelschau, buntes Treiben, stille Winkel, schattige Plätze, schmale Gassen; wer will, kann noch einen Ortsteil oder ein nahegelegenes Ausflugsziel mitnehmen. Der Prachtband empfiehlt sich als Souvenir oder Geschenk; leider ist er ausschließlich in der Buchhandlung Multhaus/Heiligenstadt erhältlich.

Wilhelm Klingebiel: Chronik von Helmsdorf, Duderstadt: Mecke 1994, Reprint der Originalausgabe von 1926 mit Ergänzungen für die Jahre 1926 bis 1958 von August Siebert so-

wie *Ergänzungen bis 1993*, 318 S., 19 Abb., brosch., DM 24,80

Lange war sie vergriffen, jetzt liegt eine Neuauflage der Helmsdorfer Chronik vor und schließt damit wieder eine Lücke in der Eichsfeldliteratur. Von der Ersterwähnung im Jahre 1158 (Kaufgeschäft Kl. Hersfeld) geht der Weg durch die Zeiten bis in die 20er Jahre unseres Jahrhunderts, werden Schicksale und Ereignisse geschildert, denen wir in ähnlicher Weise auch in nordhessischen Ortschroniken begegnen. Als besonderes Vorkommnis wird der Mord an dem Lehrer Genau im Jahre 1919 geschildert, der von durchziehenden Spartakussympathisanten bei einem nächtlichen Überfall erschossen wird. In einem Anhang wird die Ortschronik für die Jahre bis 1958 bzw. bis 1993 fortgesetzt, mehr oder weniger knapp, durch eine bloße Hintereinanderreihung von Ereignissen. Es wäre wohl sinnvoller gewesen, beides voneinander zu trennen und die Geschichte des 20. Jahrhunderts einer eigenen Monographie vorzubehalten.

Paul Lauerwald: Eisenbahnen im Eichsfeld. Eichsfelder Eisenbahngeschichte bis zur Gegenwart, Duderstadt: Mecke 1994, 192 S., 122 Abb., brosch., DM 36,-

Verfasser hat seine Dokumentation aus dem Jahre 1988 völlig überarbeitet und erweitert. Einleitend wird in einem allgemeinen historischen Überblick die Verkehrerschließung des Eichsfeldes durch die Eisenbahn von den Anfängen bis zur Gegenwart dargelegt, ein verwaltungsgeschichtlicher Abriss der Eichsfelder Eisenbahn folgt, bevor die durch das Eichsfeld verlaufenden Strecken im einzelnen vorgestellt werden: die Strecke Halle-Kassel; die Strecke Göttingen-Friedland-Ahrenshausen; die Strecke Gotha-Leinefelde; die Nord-Süd-Strecke Göttingen-Bebra berührt das Eichsfeld; das Kanonenbahnstück Leinefelde-Geismar-Eschwege; die

Strecke Wulften-Leinefelde; die Vogteier Bimmelbahn Mühlhausen-Treffurt; die Strecke Bleicherode-Herzberg; die Obereichsfeldische Kleinbahn Silberhausen-Hülpstedt; die Strecke Heiligenstadt-Schwebda; die schmalspurige Gartetalbahn; die Güterzugstrecke Bernterode-Werkbahnhof Deuna. Alle Strecken werden in ihrer Entstehung und Entwicklung bis heute detailreich beschrieben. Reproduzierte Aufnahmen und aktuelle Fotos entzerren den Text, natürlich fehlen dabei auch nicht das für Fans so wichtige technische Material, Schemata von Gleisanlagen wichtiger Bahnhöfe sowie eine Übersichtskarte. Ein ausführliches Literaturverzeichnis am Schluß rundet die Publikation ab, die damit nicht nur für die Eisenbahnliteratur, sondern auch hinsichtlich Wirtschafts-, Sozial- und Heimatgeschichte einen wichtigen Beitrag leistet. Zuletzt bleibt anzumerken, daß von den genannten Strecken wohl nur die Strecken Halle-Kassel, Gotha-Leinefelde und Ahrenshausen-Göttingen eine sichere Zukunft haben werden, wenn man dabei an die Überlegungen resp. Eichenberger Kurve denkt.

Festschrift zum 80jährigen Strecken-Jubiläum Heiligenstadt-Schwebda am 1. Oktober 1994, hg. v. Heiligenstädter Eisenbahnverein e.V., 58 S., 35 Abb., 4 Zeichn., 1 Karte, gehft., DM 6,-

Mit der kleinen Festschrift wird an die Inbetriebnahme jener 32km langen und heute weitgehend verschwundenen Nebenstrecke erinnert, die von Schwebda über Großtöpfer, Ershausen, Krombach, Dieterode, Fürstenhagen nach Heiligenstadt führte. Sie sollte die wirtschaftliche Entwicklung und verkehrsmäßige Erschließung des südwestlichen Eichsfeldes befördern. Im Jahre 1947 erfolgte aber bereits die Stilllegung, die Strecke wurde abgebaut. An ihren interessanten Verlauf erinnern u.a. noch die entlegenen Bahnhöfe von Dieterode und Fürstenhagen. Zur Darstellung

der Baugeschichte und zur Streckenbeschreibung verwenden die Herausgeber Texte von Paul Lauerwald und Erwin Heuckeroth; auf eine besondere Hervorhebung des Streckenverlaufs in der beigegebenen Karte wird leider verzichtet. Das die Eisenbahnstrecke betreffende historische Bildmaterial ist recht knapp gehalten. In einem zweiten Teil des Heftes wird der 1978 gegründete Heiligenstädter Eisenbahnverein vorgestellt, der auf dem Gelände des ehemaligen Ostbahnhofs eine museale Einrichtung betreibt und einen umfangreichen Fahrzeugpark unterhält, als dessen Glanzstück wohl eine preußische T 16 Dampflokomotive aus dem Jahre 1908 gelten darf.

Ewald Heerda: Unsere Bäume. Eine Studie über Bäume im Eichsfeld. Heiligenstadt (Eigenverlag) 1994, 64 S., 28 Abb., 1 Kartenbeilage, brosch., DM 9,80

Der pensionierte Forstingenieur gibt uns einen weiteren Natur- und Landschaftsführer in die Hand, wir sollen die heimischen Baumarten, die attraktivsten, schönsten und ältesten Bäume kennenlernen. Es geht um Linden, Ulmen, Gingko, Eiben, ihr Alter, ihre Gesundheit, die Standortfaktoren, die die Entwicklung beeinflussen. In einem alphabetischen Verzeichnis ist nachzulesen, wo die ältesten und bemerkenswertesten Bäume stehen: die älteste Eibe in Tastungen, Eiche in Wiesenfeld, Linde am Scharfenstein, Ulme am Forsthaus Seegel; im übrigen sind alle über 350 Jahre alten Bäume zusätzlich in einer beigelegten Karte erfaßt, die außerdem noch Burgen und Klöster des Eichsfeldes verzeichnet. Für die geleistete Bestandsaufnahme darf man dem Autor besonders dankbar sein, der den Leser auch durch seine Erzählweise anspricht. Die Bebilderung tut ihr übriges, einige s/w Abbildungen enttäuschen jedoch durch ihre drucktechnische Wiedergabe.

Jörg Kriege/Wolfgang Wette: Landschaftsführer Leinetal-Südharz-Nördliches Eichsfeld, Gudensberg-Gleichen: Wartberg-Verlag 1994, 176 S., 53 Abb., 26 Karten, brosch., DM 19,80

In ihrem neuen Landschaftsführer Leinetal beschreiben die beiden Landschaftsarchitekten die Landschaft rund um Göttingen, streifen durch das nördliche Leinetal und Südharz und lassen sich von den Landschaften des Unteren Eichsfelds und Oberen Leinetals begeistern; eine Begeisterung, die sie mit anderen teilen wollen, 22 Routenvorschläge laden zur Nachahmung ein, man folgt ihnen gern und wird wie beabsichtigt den Blick für die Vielgestaltigkeit der Landschaft öffnen und eigene Eindrücke erleben. Die Autoren haben halb- und ganztägige Touren mit Kartenskizzen zusammengestellt. Zwanzig Ausflugstips stellen neben den Wanderrouten sehenswerte Objekte oder Ausblicke vor. Themenkästen informieren über Natur, Kultur, Landschaft, Geschichte, Städte, Menschen. Anekdoten und Sagen fehlen ebenfalls nicht. Ein Serviceteil gibt Auskunft über naturkundliche und kulturelle Sehenswürdigkeiten sowie Freizeitangebote in der Region. Insgesamt hebt sich dieser Wanderführer wohltuend ab von dem früher vorgelegten Führer durchs Werratal derselben Autoren.

Mühlhäuser Beiträge: Heft 16/1993, hg. v. d. Mühlhäuser Museen in Zusammenarbeit m. d. Mühlhäuser Geschichts- u. Denkmalpflegeverein, Mühlhausen/Thüringen (1994), 150 S., 93 Abb., brosch., DM 10,-

Die Mühlhäuser Beiträge 1993 erscheinen zur Jahresmitte 1994 und bieten in 24 Einzelbeiträgen wiederum eine abwechslungsreiche Vielfalt, die von der Naturkunde bis zur zeitgenössischen Kunst reicht, so u.a.: Die Mühlhäuser Stadtmauer zwischen Görmartor und Burgtor (Bühner/Gliemann); Der Turm der Oberkirche zu Körner (Seib); Mühlhäuser

Amtsketten (B.Kaiser); Reformatorische Bewegung in Langensalza (Tode); Jung-Erfurt-Stierpresse 1919 (Menzel); Plastische Arbeiten im Stadtraum Mühlhausen nach 1945 (Fechner/Winter). Nachdem sich die thematische Gliederung sehr bewährt hat, kommt unter der Überschrift „Aus Sammlungen und Beständen der Mühlhäuser Museen“ eine weitere Rubrik hinzu, dabei werden so unterschiedliche Teile wie Platten fossilen Meeresbodens, ein hochmittelalterlicher Denar von Großengottern, Mühlhäuser Ansichtsvasen und Neuerwerbungen der Kunstsammlung vorgestellt. Ein Blick auf zurückliegende Neuerscheinungen des Büchermarktes rundet das Jahresheft ab.

Eichsfeld-Jahrbuch, 2. Jahrgang 1994, hg. v. Verein für eichsfeldische Heimatkunde u. v. Heimatverein Goldene Mark, Duderstadt: Mecke 1994, 276 S., ca. 70 Abb., broch., DM 30,-

Das zweite Eichsfeld-Jahrbuch kann einen wesentlichen Zuwachs an Umfang und Inhalt verzeichnen. Die recht einfache Einbandgestaltung wurde jedoch beibehalten, auf eine thematische oder zeitliche Gliederung verzichtet, so daß sich die 14 Einzelbeiträge in bunter Reihung u.a. mit folgenden Themen beschäftigen: Die mainzische Regierung des Eichsfeldes bis 1802 als Beitrag zur Rechts- und Verwaltungsgeschichte (Becker von Sothen); die Duderstädter Stadtwälder zwischen 1247 und 1815 (Ehrhard) und Bürgergärten (Temming); frühe Münztätigkeit und Münzfunde (Lauerwald); die Einführung der Baumwollweberei und deren Entwicklung bis zur Mitte des 18. Jh. (Godehardt); die Geschichte der Eichsfelder Bibelgesellschaft (Junker); Rat und Kirche im mittelalterlichen Duderstadt (Ebeling). Abgedruckte Vorträge haben Ärzte und ärztliche Probleme bei Theodor Storm (Laage) und Tilman Riemenschneider (Muth) zum Thema. Ein Blick auf das Veranstaltungsprogramm des Vereins für eichsfeldische Heimatkunde schließt den Band ab. Ei-

ne Bücherschau entfällt leider erneut, doch gerade hier wäre der geeignete Platz, die Neuerscheinungen eines Jahres zu dokumentieren.

Gerd Bergmann: Ältere Geschichte Eisenachs von den Anfängen bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, Eisenach: Eisenacher Geschichtsverein e.V. 1994, 480 S., 220 Abb., broch., DM 54,-

60 Jahre nach der Veröffentlichung der letzten umfangreichen Gesamtdarstellung der Eisenacher Stadtgeschichte durch Helmbold erscheint der 1. Teil einer neuen Stadtgeschichte von den Anfängen bis zur Verkündung einer neuen Landes- und Stadtverfassung zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Bei der Erstellung der Stadtgeschichte konnte der Verf. auf eine Reihe eigener, früherer Veröffentlichungen zurückgreifen, neuere Erkenntnisse wurden jedoch generell eingearbeitet. Ungedruckte Quellen wurden zwar herangezogen, werden aber nicht nachgewiesen. Überhaupt wird auf einen wissenschaftlichen Apparat gänzlich verzichtet, um ein möglichst breites Publikum zu erreichen. Würde sich ein Leser durch die notwendigen Anmerkungen am Ende eines jeden Kapitels beleidigt oder überfordert fühlen? Im Zweifel sollen nur die wirklich wissenschaftlich Interessierten zu den geheimnisvollen Grundlagen vorstoßen. Im Literaturverzeichnis werden nur die Eisenach speziell betreffenden Titel aufgeführt, Zeitungen und gedruckte Quellen bleiben ungenannt. Vielleicht darf man bei dem von einem zweiten Autor zu erwartenden 2. Teil der Stadtgeschichte in neuerer Zeit auf eine etwas andere Gestaltung hoffen. Als sehr zweckmäßig erweist sich jedoch bei der Suche nach bestimmten Einzelfragen ein umfangreiches Personen- und Sachregister am Schluß des Buches, das wegen seiner Erzählweise und seines Informationsreichtums empfehlenswert bleibt.

Eisenach-Jahrbuch 1994/95. Wirtschaftsstandort in Vergangenheit und Gegenwart, hg.v. Reinhold Brunner i.A.d. Wartburgstadt Eisenach, Marburg: Hitzeroth 1994, 184 S., 66 Abb., geb., DM 24,80

Das Jahrbuch 1994/95 der Wartburgstadt widmet sich schwerpunktmäßig dem Wirtschaftsstandort Eisenach in Vergangenheit und Gegenwart mit seinen Problemen und Perspektiven, wie er nach dem Zusammenbruch des alten Regimes Anschluß an moderne, zukunftssträchtige Industrien sucht und z.T. schon gefunden hat, Firmen wie Opel, BMW, Bosch, FER oder LEAR stehen dafür. Andere Kapitel beschäftigen sich ausführlich mit der Geschichte des Automobilbaus und -handels sowie der Autoreparaturwerkstätten, entspr. Bildmaterial veranschaulicht die Entwicklung. Weitere Abschnitte haben die Geschichte des Bahnhofs, klassizistische Architektur, die Sozialbewegungen Neuland und Heimglück, die Geschichte der örtlichen Gerichtsverfassung zum Thema. Eine Wahlnachlese 1994, die Jahreschronik 1993, Nachrichten aus dem Stadtgeschehen und eine kleine Bücherschau beenden das Lesevergnügen.

Wolfgang Trappe: Eichsfeld, Hexen und Geschichten, Duderstadt: Mecke 1994, 128 S., 20 Abb., broch., DM 14,80

Es sind die Geschichten aus der Geschichte, die zuweilen erst für die richtige Stimmung sorgen und die Vergangenheit lebendig werden lassen. Nach „Erzähltes Alt-Eichsfeld“ gibt Verfasser ein weiteres Beispiel seiner flüssigen und doch historisch fundierten Erzählkunst. Das vorliegende Büchlein faßt 24 Beiträge zusammen, die in den vergangenen Jahren zur Veröffentlichung in Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren bestimmt waren. Der Autor führt uns zu bekannten Örtlichkeiten wie nach Katharinenberg oder zum Seeburger See, stellt uns berühmte Persönlich-

keiten vor wie Riemenschneider, Heine, Caroline Jagemann, Wilhelm Busch und läßt Hexen und Mönche auferstehen. Da die Zitatstellen im Text leicht untergehen, wäre ein Quellenverzeichnis hilfreich gewesen; Angaben, wo die Beiträge früher veröffentlicht wurden, werden ebenfalls nicht gemacht.

Mitteilungen aus dem Geschichtsverein Eschwege

Über unsere Mitglieder

Zu Beginn des Berichtsjahres 1994 hatte unser Verein 192 Mitglieder. Am Jahresende waren es 191 Mitglieder. Im Lauf des Jahres verstarben:

- 20.1.94 Kurt Brondke, Oberdünzabach
- 19.3.94 Carl-Günther John, Eschwege
- 10.10.94 Luitgard Hesse, Eschwege
- 30.10.94 Ilse Gromes, Sontra

In der Mitgliederversammlung in Creuzburg am 14.10.94 haben wir ihrer ehrend gedacht und für ihr Interesse an unserer Arbeit und ihre Unterstützung gedankt. Aus Altersgründen schieden aus dem Verein aus:

Ursula Eisenberg, früher Eschwege
Christina Hammel, Eschwege
Friedel Metz, Eschwege

Der Verein verlor insgesamt 7 Mitglieder.

Als neue Mitglieder konnten wir 1994 in unseren Verein 4 Damen und 2 Herren aufnehmen. Es sind:

Anneliese Apel, Eschwege
Dr. Anita Bächstädt-Mori, Eschwege
Käte Siemon, Eschwege
Maria Volkmar, Oberhone
Dr. Jörg-Wolfram Brauneis, Eschwege
Ludwig Eisenberg, Eschwege

Tätigkeitsbericht 1994

Im Berichtsjahr war die Vereinsarbeit vor allem nach folgenden drei Zielen ausgerichtet:

A) Förderung heimatgeschichtlicher Forschungen und Veröffentlichungen

Durch Vorträge und auf Heimatgeschichte bezogene Themenbearbeitungen in

unserem Arbeitskreis im Winterhalbjahr 1994 versuchten wir, Anregungen zu geben und Interesse zu wecken.

Als korporatives Mitglied förderten wir den Verein zur Erhaltung der Klosteranlage in Germerode und den Hessischen Heimatbund in Marburg.

1. Veröffentlichungen

Auch 1994 konnten wir ein Heft der „Eschweger Geschichtsblätter“, das Heft 5, herausgeben. Das Heft ist wieder reich bebildert und enthält eine umfangreiche Arbeit über die Geschichte des Eschweger Rathauses von G. Naujok und D. Vollprecht. Neben 6 weiteren Veröffentlichungen über einzelne Themen aus der Geschichte unserer Stadt und der niederhessischen Kirche gibt das Heft auch einen Überblick über alle an derer Stelle abgedruckten Veröffentlichungen aus der Heimatgeschichte in unserem Raum und in unseren Nachbargebieten. Unter den aufgeführten Arbeiten befinden sich auch Besprechungen der neu bearbeiteten Geschichte unserer Stadt, des Buches von Frau Zimmer über „Die Juden in Eschwege“, von Werner Götting über „Die Chronik des Feuerlöschwesens in Eschwege“ und von G. Strickhausen über „Die Boyneburg bei Eschwege“ u.a.m.

Unser Mitglied Karl-Heinz Bintzer veröffentlichte die Schrift über Alt-Langenhain in den Jahren 1700–1969, „Als die Schule noch im Dorfe war“.

Über das frühere Kloster Germerode wurde ein umfangreiches und sorgfältig bearbeitetes Buch von Johannes Schilling herausgegeben. Es behandelt die Geschichte, die Baugeschichte und Gegenwart des früheren Klosters. Zu diesem Buch haben unsere Mitglieder Dr. K. Kollmann, E. Henn und Dr. G. Seib wesentliche Beiträge geliefert.

„Eschwege im 18. Jahrhundert“ lautet der Titel eines von unserem Mitglied Dr. E. Hildebrand herausgegebenen Buches. Es ist das Ergebnis einer sorgfältigen und umfassenden Bearbeitung aller vorhandenen Zeitzeugnisse unserer Stadt aus dem 18. Jahrhundert.

Neben den erwähnten Büchern und den „Eschweger Geschichtsblättern“ gab es 1994 auch wieder einzelne Veröffentlichungen aus unserem Mitgliederkreis in der „Werra-Rundschau“ und im „Werraland“, der Zeitschrift des Werratal-Vereines.

2. Vorträge

Der Geschichtsverein beteiligte sich auch 1994 finanziell an der Vortragsreihe der „Historischen Gesellschaft des Werralandes“ im Winterhalbjahr.

3. Arbeitskreis des Geschichtsvereins

Im Winterhalbjahr 1994/95 beschäftigte sich der Arbeitskreis mit folgenden Themen:

- a) am 2.11.94 K.H. Bintzer, Eschwege: „Friedhöfe in Eschwege und Beerdigungsgebräuche seit dem Ende des Mittelalters“.
- b) am 7.12.94 Dr. A. Schalk, Eschwege: „Weihnachtskrippen, ihre Geschichte und ihr Symbolgehalt“. Das Thema sollte zur Einführung einer Weihnachtskrippenfahrt in das Eichsfeld dienen.
- c) am 1.2.95 Dr. K. Kollmann: „Zum 100. Geburtstag des Heimatmalers Walter Miritz“ mit anschließender Besichtigung seiner Bilder in einer Ausstellung im Rathaussaal.
- d) 1.3.95 Ursula Vaupel/Dr. K. Kollmann: 1997 – ein „Jahr der Stadtgeschichte“.

B) Förderung des Stadtarchivs und seiner Sammlungen

Auch in diesem Jahr hat sich das Archiv zu einer Quelle heimatgeschichtlicher Forschungen weiterentwickelt. Es wurde häufig in Anspruch genommen. Die Ordnung und Systematisierung der Bestände wurde zur Vorbereitung eines Gesamtverzeichnisses aller Archivalien begonnen.

Zur Beseitigung der beklagenswerten Unterbringung des Archivs hat sich der Verein in einem ausführlich gehaltenen Schreiben an den Magistrat und die Fraktionen der Stadtverordnetenversammlung gewandt. Darin wurde der Umzug des Archivs in das „Hochzeits-



Beim Besuch der Kirche in Wilhelmshausen, 30.4.94.

haus“ auf dem Schulberg in Eschwege gefordert.

C) Durchführung von Studienfahrten im Sommerhalbjahr 1994

Diese Fahrten werden seit 1976, also seit 18 Jahren, durchgeführt. Insgesamt haben bisher über 4.250 Personen daran teilgenommen. Es waren 112 Fahrten, von denen 32 in die frühere DDR geführt haben.

Im Berichtsjahr fuhren wir zu folgenden Zielen:

- a) Am 30.4.94 nach Bursfelde, Lippoldsborg, Helmarshausen, Sababurg, Wilhelmshausen, Teilnehmerzahl: 45 Personen.
- b) am 14.5.94 Auf den Spuren der christlichen Mission: nach Erfurt, Bad Langensalza, Hülfsberg, Eichsfelder Kreuz und Wanfried, Teilnehmerzahl: 30 Personen.

- c) am 25.6.94 Erste Harzfahrt nach Braunlage, über Harzhochstraße nach Gernrode, Quedlinburg, Klosterkirche Drübeck, Wernigerode, Teilnehmerzahl: 50 Personen.
- d) am 13.8.94 nach Freyburg a.d. Unstrut, Bad Kösen, Kloster Schulpforta, Rudelsburg, Teilnehmerzahl: 51 Personen.
- e) am 18.9.94 zum Tag der Hessischen Landesgeschichte nach Felsberg, Teilnehmerzahl: 10 Personen.
- f) am 14.10.94 zur Mitgliederversammlung nach Creuzburg, Teilnehmerzahl: 45 Personen.
- g) am 12.11.94 nach Gotha zum Tag der Thüringischen Landesgeschichte, Teilnehmerzahl: 9 Personen.

Insgesamt nahmen somit 240 Personen an unseren Fahrten teil.



Dr. Alfred Schalk gibt Erläuterungen: eine Impression von der Fahrt am 25.6.94



Unser Stand beim Eschweger Herbstmarkt, 23.–25.9.94.

D) Sonstiges

Die Mitgliederversammlung fand am 14.10.94 in Creuzburg im Schloßrestaurant der Burg statt. Etwa 45 Mitglieder nahmen daran teil. Vorher besichtigten wir die Liborius-Kapelle an der alten Werrabrücke. Geführt hat uns Herr H. Schmidt aus Creuzburg.

Der Geschichtsverein pflegte eine enge Zusammenarbeit mit dem Hauptverein für Hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel und seinen 18 kurhessischen Zweigvereinen, weiterhin mit der Historischen Gesellschaft zur Erhaltung der Klosteranlage Germerode, der AG für Vor- und Frühgeschichte an

der Volkshochschule Eschwege, dem Werratalverein Eschwege und dem Hessischen Heimatbund in Marburg.

Vom 23.–25.9. fand in Eschwege der „Eschweger Herbstmarkt“ statt. Unser Verein nahm zusammen mit der AG für Vor- und Frühgeschichte zum 1. Mal mit einem eigenen Ausstellungsstand daran teil. Das Interesse der Besucher an unseren ausgestellten und zum Verkauf angebotenen Büchern und Zeitschriften war lebhaft, so daß der Versuch bei der nächsten Ausstellung wiederholt werden soll.

Dr. A. Schalk

Bildnachweis

Titelseite: Montage aus: SA-Sporttag am
11.7.1937 auf dem Werdchen bei Eschwe-
ge; Flüchtlinge bei Herleshausen; beide
Bilder StAE.

S. 47, 51, 54, 57, 84 unten, 93, 97, 125, 127
StAE

S. 68, 69, 71, 74, 77, 80 privat von Friedaer
Einwohnern

S. 84 oben, 94, 99 Herbert Fritsche

S. 87 Slg. Karlfritz Saalfeld

S. 105, 113–115 Foto Dr. Niklot Klüßendorf

S. 118 oben, 120, 121 oben, 122, 123 oben Fo-
to Maria Riedel

S. 118 unten, 121 unten, 123 unten Slg. Dr.
Gerhard Seib

S. 128 Wolfgang Gromes

S. 154, 156 Geschichtsverein Eschwege

S. 157 A & T Bruno Fiedler

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

Dr. Peter Aufgebauer
Institut für historische Landesforschung der
Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 5
37073 Göttingen

Klaus Döll
Hinter den Höfen 10
37269 Eschwege-Niddawitzhausen

Herbert Fritsche
Freiherr-vom-Stein-Straße 21a
37269 Eschwege

Anni Herzog (†)
37276 Meinhard-Frieda

Dr. Thomas S. Huck
An den Anlagen 8 A
37269 Eschwege

Prof. Dr. Niklot Klüßendorf
Hessisches Landesamt
für geschichtliche Landeskunde
35032 Marburg

York-Egbert König
Am Fuchsberg 3
37269 Eschwege

Dr. Karl Kollmann
Korbgraben 1
37284 Waldkappel-Bischhausen

Dr. Alfred Schalk
Am Himmelreich 24
37269 Eschwege

Dr. Gerhard Seib
Mühlhäuser Museen
99974 Mühlhausen

Dr. Thomas Wiegand
Gartenstraße 39
37269 Eschwege



GLOBAL TÄTIG – LOKAL ENGAGIERT

Finanzdienstleistungen kann man nach Sympathie oder Geldbeutel zuteilen; man kann sie auch einfach für jedermann bereitstellen. Für die Sparkasse gilt: gleiche Voraussetzungen für alle.

Das ist der Grund, warum man uns nicht nur in den wirtschaftlich interessanten Ballungsräumen findet. Denn wir sehen eine unserer wichtigsten Aufgaben darin, Standort- und Wettbewerbsnachteile auszugleichen, Rahmenbedingungen zu verbessern und bei der Neugestaltung regionaler Strukturen mitzuwirken.

Aber auch durch die internationale Präsenz unserer Sparkassen-Finanzgruppe haben wir zuverlässige Hinweise auf zukünftige weltweite Entwicklungen und Chancen. Und die Sparkassen schaffen über ihre 20 000 Geschäftsstellen von fast jedem Ort in Deutschland aus direkte Verbindungen zu allen großen Finanz- und Handelsplätzen der Welt.

Wenn Sie also einen Partner suchen, der in Ihrer Region genauso zu Hause ist wie im internationalen Geschäft: was liegt näher als die Sparkasse?

**Sparkasse
Werra-Meißner**



... eine starke Verbindung.

